Dichtung
Lyra
Poesie
Poesie
Lyrik
Wortkunst
Poem
Epos
lyrisch

400 * Lyrik

Supplement 1

Balladen - Elegien - Gedichte - Oden - Poeme
Reime - Romanzen - Sonette - Sprüche - Verse

52. Eduard Mörike - Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden
53. Eduard Mörike - Ideale Wahrheit
54. Elisabeth Borchers - Adieu
55. Elisabeth Borchers - ICH WILL IHN HEBEN
56. Elke Erb - Bettlerhochzeit
57. Elke Erb - Nein
58. Else Lasker-Schüler - Dämmerung
59. Emmy Hennings - Mädchenlied
60. Erich Fried - Was es ist
61. Erika Burkart - Phasen
62. Erika Burkart - Weisse Vögel
63. Ernst Jandl - demokratie
64. Ernst Jandl - die morgenfeier, 8. Sept. 1977
65. Ernst Jandl - vater komm erzähl vom krieg
66. Ernst Meister - ABER wir sind doch
67. Ernst Stadler - Tage
68. Eugen Roth - Einbildung
69. Eugen Roth - Kunst
70. Ezra Pound - In a Station of the Metro
71. Frank Wedekind - Ilse
72. Franz Hodjak - Gedicht mit Radfahrer
73. Fred Endrikat - Pessimismus
74. Friederike Mayröcker - Gesang zwischen dir und mir
75. Friederike Roth - Herbstlied
76. Friedrich Christian Delius - Junge Frau im Antiquitätenladen
77. Friedrich Gottlieb Klopstock - Die Sommernacht
78. Friedrich Hebbel - Der letzte Baum
79. Friedrich Hölderlin - Der Sommer
80. Friedrich Hölderlin - Die Linien des Lebens sind verschieden
81. Friedrich Nietzsche - Nach neuen Meeren
82. Friedrich Rückert - Die Liebe sprach
83. Friedrich Rückert - Ich bin müde, sterbensmüde
84. Friedrich Rückert - Oft denk ich, sie sind nur ausgegangen
85. Friedrich Theodor Vischer - Prähistorische Ballade
86. Friedrich von Hardenberg - An Adolph Selmniz
87. Friedrich von Logau - Des Menschen Alter
88. Georg Heym - Der Regen ist vorbei
89. Georg Heym - Die Blinden
90. Georg Rudolf Weckherlin - Alters eigenschaften
91. Georg Trakl - In ein altes Stammbuch
92. Gerald Zschorsch - Slawa
93. Gerhard Falkner - zerstreute strophe
94. Gottfried Benn - Einsamer nie
95. Gottfried Benn - Interieur (Haingott mit Buddhazügen, 17. Jahrhundert)
96. Gottfried Benn - Kleine Aster
97. Gotthold Ephraim Lessing - Der Tod
98. Günter Bruno Fuchs - Abendgebet eines Zauberers
99. Günter Bruno Fuchs - Abrisskutscher zu seinem Pferd
100. Günter Bruno Fuchs - An das Wohnungsamt Tiergarten
101. Günter Bruno Fuchs - Anfrage des Gryphius
102. Günter Bruno Fuchs - Ansprache des Küchenmeisters

103. Günter Bruno Fuchs - Anzeige
104. Günter Bruno Fuchs - Aus »Trinkermeditationen«
105. Günter Bruno Fuchs - Aus Baroshs Erzählungen
106. Günter Bruno Fuchs - Aus freundlichen Büchern
107. Günter Bruno Fuchs - Ausflug per Omnibus
108. Günter Bruno Fuchs - Aussage
109. Günter Bruno Fuchs - Äußerung des Herrn Friedrich Sandboppel aus Berlin-Britz
110. Günter Bruno Fuchs - Ballade vom Warten
111. Günter Bruno Fuchs - Begegnung
112. Günter Bruno Fuchs - Bei Ankunft des Gerichtsvollziehers
113. Günter Bruno Fuchs - Bemerkungen eines Schornsteinfegers
114. Günter Bruno Fuchs - Brief des Vaters an den klugen Briefkasten
115. Günter Bruno Fuchs - Briefstelle über Oskar
116. Günter Bruno Fuchs - Da drüben
117. Günter Bruno Fuchs - Dämmerung
118. Günter Bruno Fuchs - Denkmalspflege
119. Günter Bruno Fuchs - Der alte Don Quichotte an Dulcinea
120. Günter Bruno Fuchs - Der Irre ist gestorben
121. Günter Bruno Fuchs - Der Sperling und andere Vögel
122. Günter Bruno Fuchs - Der Zigeuner singt
123. Günter Bruno Fuchs - Die Geächteten
124. Günter Bruno Fuchs - Die Schneezwerge
125. Günter Bruno Fuchs - Ein alter König schaut ins Familienalbum
126. Günter Bruno Fuchs - Ein Landstreicher hat Besuch
127. Günter Bruno Fuchs - Ein Maler aus Berlin
128. Günter Bruno Fuchs - Ein Manifest
129. Günter Bruno Fuchs - Ein neues Gesetz
130. Günter Bruno Fuchs - Einige Fragen
131. Günter Bruno Fuchs - Einwurf während der Verhandlung
132. Günter Bruno Fuchs - Erlernter Beruf eines Vogels
133. Günter Bruno Fuchs - Fahneneid
134. Günter Bruno Fuchs - Fenster zum Gefängnis
135. Günter Bruno Fuchs - Freundesgruß
136. Günter Bruno Fuchs - Freundlicher Tag
137. Günter Bruno Fuchs - Gehabt euch wohl
138. Günter Bruno Fuchs - Hans im Glück
139. Günter Bruno Fuchs - Im Bordell
140. Günter Bruno Fuchs - Jetzt im Frühjahr
141. Günter Bruno Fuchs - Katzenmarkt
142. Günter Bruno Fuchs - Knurrendes Weib am Spielplatz
143. Günter Bruno Fuchs - Kurzer Aufenthalt in der Wüste
144. Günter Bruno Fuchs - Legende
145. Günter Bruno Fuchs - Liebeslied für Jullka
146. Günter Bruno Fuchs - Mann auf der Parkbank
147. Günter Bruno Fuchs - Märchen vom Leuchtkäfer
148. Günter Bruno Fuchs - Mobilmachung und Flucht
149. Günter Bruno Fuchs - Müllerballade
150. Günter Bruno Fuchs - Nach der Haussuchung
151. Günter Bruno Fuchs - Nachtfenster
152. Günter Bruno Fuchs - Parade
153. Günter Bruno Fuchs - Parterrefenster

154. Günter Bruno Fuchs - Polizisten-Steckbriefe
155. Günter Bruno Fuchs - Porträt eines Freundes
156. Günter Bruno Fuchs - Prospekt
157. Günter Bruno Fuchs - Schularbeiten
158. Günter Bruno Fuchs - Schützenkönigslied
159. Günter Bruno Fuchs - Sechszeilengedicht oder Nachwort des Herausgebers der Nonsens-Anthologie Die Meisengeige
160. Günter Bruno Fuchs - Widmung an Johannes Bobrowski
161. Günter Bruno Fuchs - Zigeunertafel
162. Günter Bruno Fuchs - Zur gefl. Beachtung
163. Günter Bruno Fuchs - Zur Person
164. h.c. artmann - UNHOLD LÄUFT DIE TREPP HINAB …
165. h.c. artmann - VOR SEINER HÜTT IM LAUBWALD STEHT
166. Hannelies Taschau - Was ist das
167. Hans Magnus Enzensberger - Der Unverwundbare
168. Hans Magnus Enzensberger - Rätsel
169. Hans Sahl - Die Letzten
170. Hans Thill - Strandgut
171. Hans-Ulrich Treichel - Ich spiele nicht gut Klavier …
172. Harald Hartung - Mutter
173. Harry Oberländer - Transit
174. Hauke Hückstädt - Autoskizze, Seelower Höhen
175. Heiner Müller - Soldatenbrot
176. Heinrich Heine - Erwartung
177. Heinrich Heine - Hast du die Lippen mir wund geküsst
178. Heinrich Seidel - Die schlimme Sorte
179. Heinz Czechowski - Gute Woche
180. Heinz Erhardt - Trara-trara.
181. Heinz Erhardt - Urlaub im Urwald
182. Heinz Kahlau - Tag der Einheit
183. Heinz Piontek - Einfache Sätze aus dem Jahr 68
184. Helga M. Novak - FINDE MICH ABENDS beim Knochenspiel
185. Helga M. Novak - ich möchte nochmal durchatmen
186. Hellmuth Opitz - Gott hatte eine gute Rückhand
187. Helmut Krausser - Gedicht, wo nix los ist
188. Hendrik Rost - Auf Station
189. Henning Ahrens - Brief
190. Henriette Hardenberg - Südliches Herz
191. Hermann Hesse - Knarren eines geknickten Astes
192. Hermann Kasack - Treppe
193. Hilde Domin - Ausbruch von hier
194. Hilde Domin - Ich bewahre mich nicht
195. Hilde Domin - Überfahrt
196. Hugo Ball - Der Schizophrene
197. Hugo Dittberner - Unter heimatlicher Erde
198. Ilma Rakusa - Erotischer Neunzeiler
199. Ingeborg Bachmann - Wahrlich
200. Ingeborg Kaiser - Zu bedenken
201. Jakob Haringer - Beim Eingraben
202. Jakob van Hoddis - Weh mir, dem Gott die nackten Sonnen wies
203. Joachim Nehmer - Das Flusspferd

204. Joachim Ringelnatz - An Berliner Kinder
205. Joachim Ringelnatz - Ein männlicher Briefmark
206. Johann Wolfang Goethe - Den Originalen
207. Johannes R. Becher - Berlin
208. Johannes R. Becher - Wenn einer fragen sollte, wer wir waren
209. Joseph von Eichendorff - Man setzt uns auf die Schwelle
210. Joseph von Eichendorff - O du stille Zeit
211. Jura Soyfer - An alte Professoren
212. Jura Soyfer - Besucht den Reichstagsbrandprozess
213. Jura Soyfer - Das Dachaulied
214. Jura Soyfer - Das Lied von der Erde
215. Jura Soyfer - Das Lied von der Ordnung
216. Jura Soyfer - Die Mühlen der Gerechtigkeit
217. Jura Soyfer - Ein Täuberich belehrt seinen Sohn
218. Jura Soyfer - Einheitsfront
219. Jura Soyfer - Galgenfrist bewilligt
220. Jura Soyfer - Genfer Abrüstungsrede
221. Jura Soyfer - Heldensage, gleichgeschaltet
222. Jura Soyfer - Kapitalistischer Segensspruch
223. Jura Soyfer - Kommentar zur Weimarer Verfassung
224. Jura Soyfer - Krupps Morgenliedchen
225. Jura Soyfer - Liebesgeflüster in der NSDAP
226. Jura Soyfer - Lied des einfachen Menschen
227. Jura Soyfer - Lied von der Käuflichkeit der Menschen
228. Jura Soyfer - Nachruf
229. Jura Soyfer - Nur die Ruhe ...
230. Jura Soyfer - Planeten-Walzer
231. Jura Soyfer - Prozessergebnisse
232. Jura Soyfer - Rassische Liebesballade
233. Jura Soyfer - Reformiertes deutsches Kirchenlied
234. Jura Soyfer - Schlaflied für ein Ungebornes
235. Jura Soyfer - Simmering
236. Jura Soyfer - Sturmzeit!
237. Jura Soyfer - Uralte Silvesterlegende
238. Jura Soyfer - Vertrauenskundgebung für Herrn Fey
239. Jura Soyfer - Volkszählung
240. Jura Soyfer - Wahlen im Dritten Reich
241. Jura Soyfer - Wenn der Himmel grau wird
242. Jura Soyfer - Zehn Tage neues Jahr
243. Jura Soyfer - Zeitungsmeldungen
244. Jürgen Becker - Who is who
245. Jürgen Theobaldy - Bunte Kreide
246. Jürgen Theobaldy - Vom Vorübergehn der Stäbe
247. Jürgen Theobaldy - Yeah!
248. Karl Krolow - Der die Minuten zählt
249. Karl Krolow - Es ist einfach
250. Karl Mickel - Epitaph für Partisanen
251. Karoline von Günderrode - Hochrot
252. Karoline von Günderrode - Liebst du das Dunkel
253. Konrad von Würzburg - Swâ tac er- schînen sol zwein liuten
254. Kurt Aebli - Ohne Grund

255. Kurt Drawert - Blumenverkäufer
256. Kurt Schwitters - Das Lied Almas
257. Lioba Happel - Der Morgen
258. Ludwig Christoph Heinrich Hölty - Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin
259. Ludwig Fels - Ach, wirklich
260. Ludwig Tieck - Waldeinsamkeit
261. Magister Martinus von Biberach -Ich leb, und waiß nit wie lang,
262. Manfred Metzner - als ich dich kennen
263. Mara Genschel - Nacht. & ...
264. Marie Luise Kaschnitz - Beschwörung IX
265. Matthias Politycki - Das Unglück
266. Max von Schenkendorf - Muttersprache
267. Mechthild von Magdeburg - Der Mindeste lobet Gott in zehn Dingen
268. Michael Krüger - Auf den ersten Blick
269. Mirko Bonné - Die Bachstraße
270. Monika Rinck - teich
271. Nathalie Schmid - die kindheit ist eine libelle
272. Nelly Sachs - AUF UND AB gehe ich
273. Nelly Sachs - Wer ruft
274. Nico Bleutge - dann löste sich die hitze langsam
275. Nicolas Born - Einzelheit damals
276. Nikolaus Lenau - Bitte
277. Nora Bossong - Überläufer
278. Norbert Hummelt - der erste schnee
279. Norbert Hummelt - treets
280. Oskar Blumenthal - Was machst du, wenn die Kritik dich kränkt
281. Oskar Loerke - Die milde Gabe
282. Oskar Loerke - Genesungsheim
283. Oskar Pastior - gliederwind isst nebensonnen
284. Oskar Pastior - Wer kommt denn da so morgenschön
285. Otto Julius Bierbaum - Ach so!
286. Otto Julius Bierbaum - Faunsflötenlied
287. Paul Boldt - Abendavenue
288. Paul Boldt - Adieu Mädchenlachen!
289. Paul Boldt - Andere Jüdin
290. Paul Boldt - Berlin
291. Paul Boldt - Berliner Abend
292. Paul Boldt - Capriccio
293. Paul Boldt - Das Gespenst
294. Paul Boldt - Das Wiedersehen
295. Paul Boldt - Der Denker
296. Paul Boldt - Der Schnellzug
297. Paul Boldt - Der Turmsteiger
298. Paul Boldt - Die Dirne
299. Paul Boldt - Die Liebesfrau
300. Paul Boldt - Die schlafende Erna
301. Paul Boldt - Die Sintflut
302. Paul Boldt - Erwachsene Mädchen
303. Paul Boldt - Friedrichstraßendirnen
304. Paul Boldt - Friedrichstraßenkroki 3 Uhr 20 nachts
305. Paul Boldt - Frühjahr

306. Paul Boldt - Guten Tag - helle Eva!
307. Paul Boldt - Herbstgefühl
308. Paul Boldt - Herbstpark
309. Paul Boldt - Impression du soir
310. Paul Boldt - In der Welt
311. Paul Boldt - Junge Pferde
312. Paul Boldt - Liebesmorgen
313. Paul Boldt - Linden
314. Paul Boldt - Mädchennacht
315. Paul Boldt - Mann und Menschfrau
316. Paul Boldt - Mein Februarherz
317. Paul Boldt - Meine Jüdin
318. Paul Boldt - Mittags
319. Paul Boldt - Nach der Nacht
320. Paul Boldt - Nacht für Nacht
321. Paul Boldt - Nächte über Finnland
322. Paul Boldt - Nächtige Seefahrt
323. Paul Boldt - Nordwind im Sommer
324. Paul Boldt - Novemberabend
325. Paul Boldt - Proserpina
326. Paul Boldt - Rinder
327. Paul Boldt - Sinnlichkeit
328. Paul Boldt - Tiergarten
329. Paul Boldt - Vormorgens
330. Paul Boldt - Weichsel
331. Paul Celan - Die Jahre von dir zu mir
332. Paul Zech - François Villon - Die Ballade von den Lästerzungen
333. Paul Zech - Kleine Katastrophe
334. Peer Schröder - Das Bäckerauto kommt
335. Peter Gan - Angina Pectoris
336. Peter Hacks - Der Eilbrief
337. Peter Hacks - Ermunterung
338. Peter Hacks - Gründe der Liebe
339. Peter Hammerschlag - Abrüstung
340. Peter Hammerschlag - Antiker Form sich nähernd
341. Peter Hammerschlag - Der feige Dackel Waldemar
342. Peter Hammerschlag - Der junge Hund
343. Peter Hammerschlag - Der Tierfreund bei der Arbeit
344. Peter Hammerschlag - Die ungarische Schöpfungsgeschichte
345. Peter Hammerschlag - Franz, das freche Dromedar. Generationskonflikt
346. Peter Hammerschlag - Franz, das freche Dromedar
347. Peter Hammerschlag - Klein-Skunks, das Stinktier
348. Peter Hammerschlag - Krüppellied
349. Peter Hammerschlag - Lauter weiße Schimmel
350. Peter Hammerschlag - Liebeslied an ein Proletariermädchen
351. Peter Hammerschlag - Remember It
352. Peter Hammerschlag - Technischer Frühling
353. Peter Hammerschlag - Wie der kleine Affe Jodokus bescheiden wurde
354. Peter Hammerschlag - Wiegenlied für ein Eskimo-Baby
355. Peter Härtling - Glück
356. Peter Huchel - Der glückliche Garten

357. Peter Maiwald - Spruch
358. Rafael Alberti - Debajo del chopo, amante
359. Rainer Brambach - Am Nachmittag
360. Rainer Brambach - Wirf eine Münze auf
361. Rainer Kirsch - Meinen Freunden, den alten Genossen
362. Robert Gernhardt - Die Lust kommt
363. Robert Gernhardt - Weils so schön war
364. Robert Schindel - Kleiner Versuch Todesorgel
365. Robert Walser - Welt I
366. Rolf Bossert - Vierzeiler
367. Rolf Dieter Brinkmann - Selbstbildnis im Supermarkt
368. Rolf Haufs - Generation
369. Ron Winkler - High End Erfahrung
370. Rose Ausländer - Ich bin ...
371. Sarah Kirsch - Ein Bauer
372. Sarah Kirsch - Weltrand
373. Sarah Kirsch - Wenn er in den Krieg muss
374. Sándor Petőfi - Még kér a nép
375. Stefan George - Sprich nicht immer
376. Susanne Stephan - Textaufgabe
377. Sylvia Geist - Kolk
378. Theodor Däubler - Hätte ich ein Fünkchen Glück
379. Theodor Fontane - Man wird nicht besser mit den Jahren
380. Thomas Bernhard - Psalm
381. Thomas Gsella - Dichter mit Leserin am Strand
382. Tom Pohlmann - Von Kaff zu Kaff
383. Ulrike Almut Sandig - Immer viel zu spät aufstehn und immer ist
384. Ulrike Draesner - Echo
385. Urs Allemann - kötzelers nachtlied
386. Ursula Krechel - Aus dem Lesebuch
387. Ursula Krechel - Mundtot
388. Walter Hasenclever - Kehr mir zurück, mein Geist
389. Walter Helmut Fritz - Atemzüge
390. Walter Helmut Fritz - Biographie
391. Walter Mehring - Und Euch zum Trotz – Paris 1934
392. Werner Bergengruen - Frage und Antwort
393. Wilhelm Busch - Verzeihlich
394. Wilhelm Klemm - Meine Zeit
395. Wilhelm Lehmann - Fallende Welt
396. Wolf Biermann - Eifersucht
397. Wolfgang Hilbig - träum dir
398. Wolfgang Hildesheimer - Antwort
399. Wolfgang Weyrauch - Einmaleins
400. Yvan Goll - Gesichte von einem irren Europa

_Anonym
Der Rabe und der Haushahn

Ein Rabe schleppte tausend Dinge,
Geld, Glaskorallen, Perlen, Ringe,
In seinen Winkel, wo er schlief.
Der Haushahn sah dies an, und rief:
„Was tust du, Freund, mit diesen Sachen,
Die dich doch niemals glücklich machen?“
„Ich weiß es selbst nicht“, sprach der Rabe.
„Ich hab’ es nur, damit ich’s habe.“

um 1750

Eine der folgenreichsten Schriften, die der als „Verspedant“ bespöttelte Dichter und Philosoph Karl Friedrich Ramler (1725–1798) je veröffentlichte, war seine Sammlung von Fabeln (1783 und 1790), die für die literarische Nachwelt zur Fundgrube wurde. Eine dieser Fabeln lässt sich als kritischer Kommentar zum Wahn des reinen Materialismus und der sinnfreien Schatzbildnerei lesen.

Man glaubt, in dieser Sammel- und Bereicherungs-Wut des Raben ein Exemplar jenes in unserer Gegenwart weit verbreiteten Typus des „Schnäppchenjägers“ vor sich zu sehen, der bei Internet-Auktionen sein Lebensglück darin findet, möglichst viele mehr oder weniger wertvolle Dinge zu erwerben, nur damit er sie in seinem Depot lagern kann. Die Funktion dieser Akkumulation von Wertgegenständen ist nicht erkennbar – aber der glückliche Besitzer vermag immerhin wie in der Ebay-Werbung freudig auszurufen: „Drei-zwei-eins: Meins!“

Unbekannter Autor
Kinderreim

Anonym
Der Überläufer

In den Garten wollen wir gehen,
Wo die schönen Rosen stehen,
Da stehen der Rosen gar zu viel,
Brech ich mir eine, wo ich will.

Wir haben gar öfters beisammen gesessen,
Wie ist mir mein Schatz so treu gewesen,
Das hat ich mir nicht gebildet ein,
Dass mein Schatz so falsch könnt sein.

Hört ihr nicht den Jäger blasen,
In dem Wald auf grünem Rasen?
Den Jäger mit dem grünen Hut,
Der meinen Schatz verführen tut?

Hört ihr nicht den Trompeter blasen,
In der Stadt auf der Parade?
Der Trompeter mit dem Federbusch,
Der mir meinen Schatz verraten tut.

18. Jahrhundert

Eine Liebe, die ungefährdet blüht und gedeiht, gerät plötzlich ins Wanken – denn der Partner, dem man sich so innig anvertraut hat, begeht Liebesverrat. Das ist die Urszene vieler Gedichte der Romantik. Wo eben noch die schönsten Zukunftsaussichten am Horizont leuchteten, da sind plötzlich das Glück und das Vertrauen zerstört, und die Lebenswelt wird dominiert von Nebenbuhlern und Lügnern.

Clemens Brentano (1778–1842) und Achim von Arnim (1781–1831) waren nicht nur Herausgeber der Liedersammlung Des Knaben Wunderhorn (1806/1808), sondern haben auch viele Textvorlagen subtil bearbeitet und den „mündlich überlieferten“ Originalen eine ganz neue Textgestalt gegeben. Im Fall des „Überläufers“ hat Achim von Arnim den vom „Volksmund“ überlieferten Strophen eine vierte hinzugefügt, die den Verrats-Gedanken noch einmal variiert.

_Anonym

Im Walde in kühlem Schatten

Im Walde in kühlem Schatten
Lag ich auf grünen Matten,
Da kamen zwei ganz große Ratten,
Die zerfraßen mir meine schönen Krawatten
Nu mecht' ich bloß wissen, was se dadervon hatten.

vor 1880

Der Altphilologe und Volkskundler Oskar Dähnhardt (1870–1915) war ein begeisterter Sammler populärer sächsischer Sagen, Volkslieder und Scherzgedichte. In seiner zweibändigen Sammlung Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt *(1898) hat er eine gewaltige Dokumentation von mundartlichen Sprüchen, kauzigen Geschichten, heiteren „Zungenübungen“ und komischen Gedichten angelegt. Die dort versammelten Gedichte zehren von der immanenten Komik ihrer Reimbildungen.*

In knappen Strichen wird hier zunächst ein Muße-Augenblick in idyllischer Umgebung skizziert, eine scheinbar naturromantische Situation, die dann mit geübtem Sinn für zweckfreien Nonsens ins Humoristische gezogen wird. Die finale Pointe folgt in Form eines mundartlichen Spruchs und trockenen Kommentars zum heiteren Geschehen.

Anonym
Kinderreim

Mitten auf der Elbe
schwimmt ein Krokodil,
wackelt mit dem Schwanze,
weiß nicht, was es will.
Bitte, gehn Sie rechts,
und bitte, gehn Sie links,
denn so’n Krokodil
is’n gefährlich Dings.

um 1890

Das gefährliche Tier, das sich aus seiner natürlichen Umgebung in die Fremde verirrt hat, erweist sich als anrührend-unentschlossenes Wesen von großer Gutmütigkeit. Solche erfundenen Wahrheiten gibt es nur im Märchen oder im Kinderreim. Was hier als heiter-harmloser Kindervers vom gefährlichen, aber letztlich friedfertigen Krokodil daherkommt, lässt sich auch als Parabel auf die Situation existenzieller Unentschlossenheit lesen.

Die Volkslied-Forschung hat darauf hingewiesen, dass dieser Kinderreim im Frühjahr 1890 nach einer Ausstellung in Berlin „von aller Welt gesungen, gepfiffen und getanzt“ wurde. Neben dieser Version, die der Kinderbuch-Zeichner und Texter Janosch (geb. 1931) in seine 1984 erschienene Anthologie mit Kinderreimen aufnahm, existieren allerdings noch Dutzende von Varianten, die mit unterschiedlichsten Farbwörtern (z.B. „das grüne Krokodil“) oder auch rhythmischen Abweichungen diesen Text immer wieder neu beleben.

_Anonym
Kinderreim

Wir sind vom Idiotenclub
Und laden herzlich ein
Bei uns ist jeder gern gesehn
Nur dusslig muss er sein
Bei uns gilt die Parole
Stets doof bis in den Tod
Und wer bei uns der Doofste ist
Ist Oberidiot

1960er Jahre

aus: Peter Rühmkorf (Hrsg.): *Über das Volksvermögen. Exkurse in den literarischen Untergrund.* Rowohlt Taschenbuch, Reinbek 1967

Bei seinen „Exkursen in den literarischen Untergrund“ hat der Form-Artist und literarische „Linksausleger“ Peter Rühmkorf (1929–2008) dereinst eine Sammlung derber Volkspoesie angelegt. In Über das Volksvermögen *(1967) sind alle rebellischen Tonarten vertreten: vom mündlich überlieferten Abzählvers, dem subversiven Schülerreim bis hin zum Antischlager und zur boshaften Spott-Litanei. Am markantesten hat sich „das Vermögen, frech und unbefangen mit Dreck zu werfen“, in der Pausenhof-Poesie aus Schülermund niedergeschlagen.*

Mit entschlossenem Willen zur Verletzung der Konvention und des „guten Tons“ haben solche Sprüche stets die Empörung der pädagogischen Vernunft provoziert. Gegen das Herrschaftsbewusstsein der Auserwähltheit setzt der Spottvers ironisch das Bekenntnis zur Community der „Idioten“. Wenn man hier die Bedeutung des „Idioten“ in der griechischen Antike zugrundelegt, dann wird ein trotziger Widerstandswille sichtbar: Denn ein „Idiot“ war

Achim von Arnim
Wenn die Kinder üble Laune haben

Zürnt und brummt der kleine Zwerg,
Nimmt er alles überzwerch,
Ein Backofen für ein Bierglas,
Den Mehlsack für ein Weinfass,
Den Kirschbaum für ein Besenstiel,
Den Flederwisch für ein Windmühl,
Die Katz für eine Wachtel,
Den Sieb für eine Schachtel,
Das Hackbrett für ein Löffel,
Den Hansel für den Stöffel.

um 1805

Die Welt und ihre Logiken auf den Kopf stellen – das ist das Vorrecht der Kinder. Es ist ihr Privileg, vernunftlos zu träumen und ohne Maß und ohne Mäßigung die Umwelt gemäß den eigenen Phantasien zu verwandeln. In dem Kinderlied jenes Dichters, der in der berühmten Liedersammlung Des Knaben Wunderhorn *(1806–1808) als anonym ausgewiesen wird, sind es recht gewaltsame Metamorphosen, die sich ein „kleiner Zwerg" vorgenommen hat.*

Solche Vertauschung der Dinge, wie sie hier übellaunigen Kindern nachgesagt wird, ist auch ein Grundprinzip aller Poesie. Letztere spielt gern mit dem Stilmittel der Inversion, der Vertauschung von Begriffen, die oft direkt in die Vertauschung der Dinge mündet. Was in *Des Knaben Wunderhorn* noch als das Werk eines „unbekannten Dichters" firmierte, stammt in Wahrheit aus der Feder Achim von Arnims (1781–1831), so dass das Gedicht später durchaus zu Recht in seine *Sämmtlichen Werke* (1840) aufgenommen wurde.

Albert Drach

Immerhin

Immerhin gibt es
Tornados und sonstige Stürme,
Die, wenn man Wälder
Umlegt, Ozeane mit
Ozeanen verbrüdern.
Immerhin gibt es Wüsten,
Die aus Zerstörung erwachsen,
Und es gibt auch den Ausfall
Von Arten und Stämmen.
Und Kriege werden wieder
Mit Kriegen vergolten.
Und ich weiß nicht, ob es dich
Auch überhaupt gibt.
Mich gibt es bestimmt.
Das sagt schon
Der Philosoph.

nach 1950

aus: Albert Drach: *Gedichte.* Hrsg. von Reinhard Schulte. Werkausgabe in zehn Bänden. Bd. 10. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2009

Die literarische Welt hat sehr lange gebraucht, um den ästhetischen Rang des sehr eigenwilligen, einen beamtenhaft umständlichen „Protokollstil" kultivierenden Schriftstellers Albert Drach (1902–1995) zu erkennen. Der Sohn eines jüdischen Mathematikprofessors aus Meidling bei Wien arbeitete als Rechtsanwalt und musste 1938 vor den Nazis nach Frankreich fliehen, wo er mit Mühe der Auslieferung entging. Bereits als Schüler begann er, in Zeitungen Gedichte zu publizieren.

Beim skeptischen Blick auf die Conditio Humana vermerkt Drach zunächst nur Untergangs-Befunde. Der Einsicht in die Zerstörung der Natur, das Artensterben und die Versteppung der Erde, der Drach trotz der planetarischen Folgen ein ironisches „Immerhin" abgewinnen kann, fügt er noch den Zweifel an der Existenz des Subjekts hinzu. Die einzig positive Bestimmung des Gedichts, dass sich das schreibende Ich seiner selbst sicher sei, zerfällt in den letzten beiden Versen. Denn es erweist sich, dass es nur das rationalistische „Cogito ergo sum" des Philosophen René Descartes ist (1596–1650), das die Gewissheit der Ich-Existenz verbürgt.

Albert Ehrenstein

So schneit auf mich die tote Zeit

Hofft nichts von mir.
Ich habe niemals Sonne gehabt,
Ich habe den Steinen mein Leid gebracht.
Ich hoffte Glück vom Tier.

An mir vorüber sprang der Wunsch der rasselosen Dirnen,
Und nie klang mir das deutsche Wort: ich liebe dich!
Sie recken dem Kommis die grundlos eiteln Stirnen,
Boshaft gähnt mich das Weib an: ich betrübe dich.

So schneit auf mich die tote Zeit.
Danklos trinkt sie den Wein, und was sich beut,
Mein Sehnen darf erlahmen;
Sie wahrt, um Fleisch besorgt, mit plötzlich keuscher Eile
Des Anstands lange Langeweile.
: Weib wird Zeit.

Albert Ehrenstein

Verzweiflung

Wochen, Wochen sprach ich kein Wort;
Ich lebe einsam, verdorrt.
Am Himmel zwitschert kein Stern.
Ich stürbe so gern.

Meine Augen betrübt die Enge,
Ich verkrieche mich in einen Winkel,
Klein möchte ich sein wie eine Spinne,
Aber niemand zerdrückt mich.

Keinem habe ich Schlimmes getan,
Allen Guten half ich ein wenig.
Glück, dich soll ich nicht haben.
Man will mich nicht lebend begraben.

1917

aus: Albert Ehrenstein: *Werke.* Hrsg. von Hanni Mittelmann Bd 4/1, Gedichte I. Wallstein Verlag, Göttingen 1997

Mitten im Ersten Weltkrieg schreibt der Avantgardist Albert Ehrenstein (1886–1950), der später als jüdischer Freigeist vor dem Rassewahn der Nazis in die Schweiz flüchtete, sein Evangelium der „Verzweiflung“. Es ist eine Absage an den zwanghaften Optimismus und die pathetische Menschheits-Euphorie seiner Freunde aus der expressionistischen Bewegung. Das Ich, das hier seine „Verzweiflung“ artikuliert, hat nicht nur jede Hoffnung verloren, sondern auch alle Brücken zur Welt abgebrochen. Was bleibt, ist der Todeswunsch.

Der 1917 erstmals veröffentlichte Text gehört zu den schwärzesten Gedichten der Lyrikgeschichte. Die innere Aushöhlung des Subjekts, der Rückzug ins Schweigen, die Sehnsucht nach Auslöschung – all diese ins Finstere weisenden Dispositionen des lyrischen Ich lassen auf biografische Verstörungen des Autors schließen. Tatsächlich konnte der von seinem Förderer Karl Kraus 1918 verstoßene und unglücklich in die Schauspielerin Elisabeth Bergner verliebte Ehrenstein nirgendwo richtig Fuß fassen. Nach langjährigem Exil starb er völlig verarmt 1950 in New York.

Albert Ostermaier
faust aufs herz

hier hängt er drin
in meiner brust
der alte sack &
kann nicht raus
aus seiner leder
haut & weiss
nicht mehr für
wen er noch ge
schlagen wird
geschlagen
schon genug
mit all dem
sand der ihm
aus seinen
nähten platzt &
platz macht
für ein neues
herz das schlägt

1990er Jahre

aus: Albert Ostermaier: *Herz Vers Sagen.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1995

Albert Ostermaiers (geb. 1967) expressive Großstadtpoeme und Liebesgedichte erzählen von den Aufbruchsphantasien „on the road“ und von der jähen Kollision romantischer Liebesträume mit den harten Desillusionierungen in einer von Widersprüchen zerklüfteten Alltagswelt. Seine poetischen Bilder sind in ihrer Plastizität den modernen Mythen des Films und den Bilderwelten der Comics entlehnt. Von Beginn an kreist seine lyrische Phantasie um das alte Schlüsselwort der Poesie, das „Herz“.

Das gestische Moment dieser neo-expressionistischen Poesie basiert auf einem atemlosen, staccato-haften Sprechen, einem sich beschleunigenden und dann wieder verlangsamenden Rhythmus. Es ist eine ungestüm vorwärts drängende Versrede, die durch kaleidoskopische Sinnverschleifungen einen eigentümlichen Reiz gewinnt. Fast immer tobt in diesen lyrischen Stenogrammen ein Extremismus der Leidenschaften, der sich stetig neu aufladen muss.

Albert Vigoleis Thelen
Nacht

Ich atme den schweren Atem der Nacht
und sauge das Nachtblut ein,
und kühle die Stirn, die im Hader wacht,
am kalten Sternenschein.

Ich höre Rufe, die niemand ruft,
und Schritte, die niemand schlürft
und sehe im Düster dunkel gestuft
die Schatten, die niemand wirft.

Ich horche den Herzschlag der Stunden ab
und tappe mich blind durch die Zeit.
Groß gähnt die Nacht wie ein Massengrab
am Rande der Ewigkeit.

nach 1940

Privatdruck

Als „vielseitig verkrachte Existenz" hat sich der Schriftsteller Albert Vigoleis Thelen (1903–1989) im Prolog seines allseits bewunderten Monumentalromans Die Insel des zweiten Gesichts *(1953) vorgestellt. Den größten Teil seines Lebens hat dieser Autor im Exil verbracht: Nach 1936 musste er aus seiner Wahlheimat Mallorca fliehen und gelangte über Umwege nach Portugal, wo ihm der von ihm übersetzte Dichter und Mystiker Teixera de Pascoaes Obdach bot. In Deutschland dauerte es bis in die 1980er Jahre hinein, bis der literarische Nomade Thelen als Autor von hohem Rang erkannt wurde.*

Die meisten seiner Gedichtbände konnte Thelen nur als Privatdrucke veröffentlichen. Als er nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten von deutschen Diplomaten auf Mallorca bespitzelt wurde, reagierte Thelen panisch und mit Verfolgungswahn. Dieses Gefühl der Bedrohung hat sich auch in der „Nacht" niedergeschlagen, in der das lyrische Ich von unheimlichen Schatten und Schritten heimgesucht wird. Die Vorstellung des „Massengrabs", in dem das Ich versinken könnte, ist in der unentrinnbaren „Nacht" schon präsent.

Albrecht von Haller

Der Fuchs und die Trauben

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Traf einen Weinstock an, der, a voll von falben Trauben,
Um einen hohen Ulmbaum hing,
Sie schienen gut genug, die Kunst war abzuklauben.
Er schlich sich hin und her, den Zugang auszuspähn;
Umsonst, es war zu hoch, kein Sprung war abzusehn.
Der Schalk dacht in sich selbst: ich muss mich nicht beschämen,
Er sprach, und b macht dabei ein hämisches Gesicht,
Was soll ich mir viel Mühe nehmen,
Sie sind ja saur und taugen nicht.

So geht's der Wissenschaft: Verachtung geht für Müh,
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

1732

Die uralte Fabel des griechischen Dichters Äsop hat schon die Dichter der Aufklärung und der Klassik, aber auch die der Moderne zu Variationen und Überschreibungen gereizt. Der Fuchs, der die Trauben nicht erreichen kann und sich dann in peinlicher Selbstüberhebung von ihnen abwendet: Diesen Topos hat auch der Universalgelehrte und Gelegenheitsdichter Albrecht von Haller (1708–1777) aufgegriffen und in eine Lektion über den Umgang mit den Wissenschaften verwandelt.

Im Gedicht selbst wird der Gestus der Wissenschaften ironisch aufgenommen: die Systematik der Reihung und der logischen Konklusion („a voll von falben Trauben", „und b macht ein hämisches Gesicht"). Die beiden Schluss-Zeilen machen deutlich, wofür der Aufklärer von Haller diese alte Fabel braucht – um zu illustrieren, welcher Unverstand und wieviel falsche Arroganz den Wissenschaften seitens der Bildungsunwilligen entgegenschlagen. Das Gedicht erschien erstmals 1732 in von Hallers *Versuch Schweizerischer Gedichte.*

Alfred Lichtenstein
Nebel

Ein Nebel hat die Welt so weich zerstört.
Blutlose Bäume lösen sich in Rauch.
Und Schatten schweben, wo man Schreie hört.
Brennende Biester schwinden hin wie Hauch.
Gefangne Fliegen sind die Gaslaternen.
Und jede flackert, dass sie noch entrinne.
Doch seitlich lauert glimmend hoch in Fernen
Der giftge Mond, die fette Nebelspinne.
Wir aber, die, verrucht, zum Tode taugen,
Zerschreiten knirschend diese wüste Pracht.
Und stechen stumm die weißen Elendsaugen
Wie Spieße in die aufgeschwollne Nacht.

1913

Im epochalen „Abendlied“ des Matthias Claudius (1740–1815) konnte 1771 noch „der weiße Nebel wunderbar“ aus den Wiesen aufsteigen. 150 Jahre nach Claudius vollzog der ironische Expressionist Alfred Lichtenstein (1889–1914) einen radikalen Bruch mit der poetischen Tradition. Sein „Nebel“ ist ein meteorologisches Phänomen voll zerstörerischer Energie. In diesem Nebel verbergen sich Dämonen und bösartige „Biester“.

Das Gedicht ist 1913 entstanden, als die alte Welt des deutschen Kaiserreichs schon zu zerbröckeln begann. Bei Lichtenstein findet sich das Vorgefühl des gesellschaftlichen und individuellen Untergangs besonders ausgeprägt in seinen lyrischen Schreckensvisionen. Feindseliger kann eine Beschreibung einer Natur- oder Stadtlandschaft kaum ausfallen. Die letzte Strophe des Gedichts steigert dann noch die Destruktions-Metaphorik. Denn die dem Tod geweihten Subjekte bahnen sich nun ihrerseits mit aggressiver Entschlossenheit ihren Weg durch die „wüste Pracht“ des Nebels.

Alfred Wolfenstein

Bestienhaus

Ich gleite, rings umgittert von den dunklen Tieren,
Durchs brüllende Haus am Stoß der Stäbe hin und her,
Und blicke weit in ihren Blick wie weit hinaus auf Meer
In ihre Freiheit ... die die schönen nie verlieren.

Der harte Takt der engen Stadt und Menschheit zählt
An meinen Zeh'n, doch lose schreiten Einsamkeiten
Im Tigerknie, und seine baumgestreiften Seiten
Sind keiner Straße, nur der Erde selbst vermählt.

Ach ihre reinen heißen Seelen fühlt mein Wille
Und ich zerschmelze sehnsuchtsvoller als ein Weib.
Des Jaguars Blitze gelb aus seinem Sturmnachtleib
Umglühn mein Schneegesicht und winzige Pupille.

Der Adler sitzt wie Statuen still und scheinbar schwer
Und aufwärts aufwärts in Bewegung ungeheuer!
Sein Auftrieb greift in mich und spannt mich in sein Steuer –
Ich bleibe still, ich bin von Stein, es fliegt nur er.

Es steigen hoch der Elefanten graue Eise,
Gebirge, nur von Riesengeistern noch bewohnt:
Von Wucht und Glut des wilden Alls bin ich umthront
Und ich steh eingesperrt in ihrem freien Kreise.

Alfred Wolfenstein

Die gottlosen Jahre

Musik nicht will ich machen, sondern schreiten
Und zeigen meine Schritte.
Musik nicht gibt das hart geballte Reiten
Der Heere von Seelen, die streiten
Um meine Mitte.

Und ist kein Boden mehr, kein Traum zu schreiten,
So sollt ihr noch mein Stehn verspüren,
Ich lass wie ein Gebirge mich nicht gleiten,
So gut befreundet immer noch mit Möglichkeiten,
Kein Schicksal soll mir meine Stirn entführen.

Am scharfen Rande ausgesogner Weiten,
Auf nichts als meinen zitternd spitzen Zehen,
Erwachsen, sehend nur mein Sehen,
Entstürzt dem ersten Garten und mit keiner zweiten
Musik als meinem Warten –: spürt mich stehen.

Angelus Silesius
Die Gleichheit

Ich weiß nicht, was ich soll; es ist mir alles ein:
Ort, Unart, Ewigkeit, Zeit, Nacht, Tag, Freud und Pein.

1657

Die Begegnung mit den Schriften Jakob Böhmes (1575–1624) und der spanischen Mystiker verwandelte den evangelischen Gelehrten und Mediziner Johann Scheffler (1624–1677) in einen pantheistisch-mystischen Gottsucher und in den „schlesischen Engel“ Angelus Silesius. 1653 trat der einstige Lutheraner Silesius zum Katholizismus über. Sein glaubensinniges Gedanken- und Spruchbüchlein Der Cherubinische Wandersmann *(1657) versammelte in pointierten Antithesen und epigrammatisch zugespitzten Alexandrinern Reflexionen über den Weg zu Gott und über die pantheistische Versenkung ins Lebendige.*

In den schönsten Epigrammen des *Cherubinischen Wandersmanns* spricht ein metaphysisch sensibles Ich von einer Grunderfahrung der Barockmystik – vom Ausgesetztsein des Menschen in einer von Kriegen und religiöser Desorientierung geprägten Zeit. Die elementare Ungewissheit über den Sinn des Daseins bringt in dem vorliegenden Spruch die Glaubenssicherheit ins Wanken. Vielleicht ist diese „Gleichheits“-Empfindung aber auch schon eine Vorstufe zum frommen Einverständnis mit den Kontingenzen des Lebens.

Angelus Silesius
Die Unruh kombt von dir

Nichts ist das dich bewegt / du selber bist das Rad /
Das auß sich selbsten laufft / und keine Ruhe hat.

um 1650

Die Alexandriner des Angelus Silesius (1624–1677) markieren Schnittpunkte, an denen sich die mittelalterliche Mystik mit der Metaphysik der Neuzeit verbindet. Die Entwicklung zum geistigen Wesen dieser Zweizeiler führte den eigentlich als Johannes Scheffler geborenen Silesius vom Protestantismus seiner Herkunft über die Schriften des Theosophen Abraham von Franckenberg und Jakob Böhmes zum Katholizismus. Nach längerer Krankheit starb der Engel Schlesiens 1677 in Breslau und wurde in der Matthiaskirche beigesetzt.

Angelus gibt ein Bild für das Bewusstsein, das in seinem Ich das ganze All umfasst. Doch damit wird nicht allein ein Bild für Gott als unbewegten Beweger gegeben. Dem Mystizismus des ebenfalls in Schlesien beheimateten Jakob Böhme verpflichtet, spiegelt sich die Präsenz Gottes in der Schöpfung als Ganzem wie in jedem ihrer Teile wieder und bewirkt damit den Lauf der Welt.

Antonio Machado

El crimen fue en Granada

I
El crimen

Se le vió, caminando entre fusiles,
por una calle larga,
salir al campo frío,
aun con estrellas, de la madrugada.
Mataron a Federico
cuando la luz asomaba
El pelotón de verdugos
no osó mirarle la cara.
Todos cerraron los ojos;
rezaron: ¡ni Dios te salva!
Muerto cayó Federico
– sangre en la frente y plomo en las entrañas-
.. .Que fué en Granada el crimen
sabed – ¡pobre Granada! – en su Granada ...

II
EL POETA Y LA MUERTE

Se le vió caminar solo con Ella,
sin miedo a su guadaña.
– Ya el sol en torre y torre; los martillos
en yunque – yunque y yunque de las fraguas.
Hablaba Federico,
requebrando a la muerte. Ella escuchaba.
„Porque ayer en mi verso, compañera,
sonaba el golpe de tus secas palmas,
y diste el hielo a mi cantar, y el filo
a mi tragedia de tu hoz de plata,
te cantaré la carne que no tienes,
los ojos que te faltan,
tus cabellos que el viento sacudía,
los rojos labios donde te besaban ...
Hoy como ayer, gitana, muerte mía,
qué bien contigo a solas,
por estos aires de Granada, ¡mi Granada!“

III
Se le vió caminar ...
Labrad, amigos,
de piedra y sueño, en el Alhambra,
un túmulo al poeta,
sobre una fibente donde llore el agua,
y eternamente diga:
el crimen fué en Granada, ¡en su Granada!

EL CRIMEN FUE EN GRANADA: A FEDERICO GARCÍA LORCA

1. El crimen

Se le vio, caminando entre fusiles,
por una calle larga,
salir al campo frío,
aún con estrellas de la madrugada.
Mataron a Federico
cuando la luz asomaba.
El pelotón de verdugos
no osó mirarle la cara.
Todos cerraron los ojos;
rezaron: ¡ni Dios te salva!
Muerto cayó Federico
—sangre en la frente y plomo en las entrañas—
... Que fue en Granada el crimen
sabed —¡pobre Granada!—, en su Granada.

2. El poeta y la muerte

Se le vio caminar solo con Ella,
sin miedo a su guadaña.
—Ya el sol en torre y torre, los martillos
en yunque— yunque y yunque de las fraguas.
Hablaba Federico,
requebrando a la muerte. Ella escuchaba.
«Porque ayer en mi verso, compañera,
sonaba el golpe de tus secas palmas,
y diste el hielo a mi cantar, y el filo
a mi tragedia de tu hoz de plata,
te cantaré la carne que no tienes,
los ojos que te faltan,
tus cabellos que el viento sacudía,
los rojos labios donde te besaban...
Hoy como ayer, gitana, muerte mía,
qué bien contigo a solas,
por estos aires de Granada, ¡mi Granada!»

3.

Se le vio caminar...
                    Labrad, amigos,
de piedra y sueño en el Alhambra,
un túmulo al poeta,
sobre una fuente donde llore el agua,
y eternamente diga:
el crimen fue en Granada, ¡en su Granada!

Archilochos *(nach Raoul Schrott)*
Dieses begehren nach ihren armen

Dieses begehren nach ihren armen
ihrer umarmung wie eine schlange
die sich unter dem herz windet dass
mir das blut stockt • schwarz rinnt
es mir über die augen als würde sie
durch meinen hals sich beißen und
ihre zunge meine sein –

elend
lieg ich da im bett im dunkeln und
die gier gräbt sich in den bauch ein
und ins hirn • ein einziger schmerz
wie ein nagel durch meine knochen
daß ich mich nur krümm und wind

um 580 v. Chr.

Die Ehre, der erste Dichter persönlicher Gefühle zu sein, wird gemeinhin dem griechischen Dichter Archilochos zuteil. Der vermutlich um 600 v. Chr. auf der Insel Paras Geborene soll zeit seines Lebens arm gewesen sein, der Sohn einer Sklavin. Doch, so erzählt die Mythe, als der Junge im Auftrag seines Vaters eine Kuh zum Markt brachte, begegneten ihm drei Frauen, die auf die ihnen von Archilochos entgegen gerufenen, zotigen Verse, unerwartet reagierten: Sie, die drei Musen, beglücken den jungen Mann mit der unschätzbaren Gabe der Dichtkunst.

Die Leidenschaft, buchstäblicher Liebesschmerz lässt das Subjekt des Gedichts sich krümmen und winden. Wie er sich in diesem Fragment zu verstehen gibt, ist der Dichter ein von unbändigen Gefühlen Besessener. Dieses Gefühl erfüllt den Körper mit Schwärze, lässt das Blut stocken. Man darf an die antike Säftelehre denken: dort stand die schwarze Galle für die Melancholie, die einen Erwachsenen in Hilflosigkeit stürzen konnte und ihn passiv werden ließ.

Arne Rautenberg
malen nach reimen

ich malte mal die gelbe elbe
die gefiel mir nicht so malte ich die grüne düne
die gefiel mir nicht so malte ich die blaue klaue
die gefiel mir nicht so malte ich die schwarze parze
die gefiel mir nicht so malte ich die braune daune
die gefiel mir nicht so malte ich die orange melange
die gefiel mir nicht so malte ich die rote pfote
die gefiel mir nicht so malte ich die violette klette
die gefiel mir nicht wie schön war doch die weiße scheiße

nach 2005

www.arnerautenberg.de

Manchmal führt der artistische Umgang mit Assonanzen und Binnenreimen zur Abweichung von unserer vertrauten Alltagsempirie und zur Erfindung einer neuen Wirklichkeit. Das kann eine neue poetische Schöpfungsherrlichkeit stimulieren oder im gewaltsamen Reimzwang enden. In seinen „Kindergedichten für Erwachsene" hat sich der Lyriker, Collagist und Erzähler Arne Rautenberg (geb. 1967) ein Sprachfeld eingerichtet, auf dem er die Lizenz zur spielerischen Entfaltung aller vokalischen und konsonantischen Reizwerte der Gedicht-Wörter auf sehr vergnügliche Weise nutzt.

Die moderne Malerei hat – in Parallelbewegung zu den Revolutionen in der Literatur – seit etwa 1900 sehr viele Erweiterungen der Realität hervorgebracht, etwa den „blauen Reiter". Warum sollte dann nicht auch auf dem Territorium der Sprache die „gelbe elbe" realisierbar sein? Rautenbergs Reim-Malerei zügelt zunächst das allzu Absurde und liebäugelt mit konventionellen Bildern, etwa der „schwarzen parze". Am Ende überwiegt jedoch die Lust an der Autonomie des Reimspiels und am anstößigen Kalauer.

Arnold Stadler
Psalm 126

Als der Herr der Gefangenschaft
Zions ein Ende setzte,
war alles wie ein Traum.
Wir lachten und jubelten.
Da hieß es bei den anderen Völkern:
Also hat sie ihr Gott doch noch
gerettet.
Ja, er hat uns aufs wunderbarste gerettet.
Überglücklich waren wir.

Ach Herr,
rette uns doch noch einmal, wieder einmal,
so wie du im Negev die Bäche wieder füllst
nach der Trockenzeit.
Wer in Tränen säen muss,
wird unter Jubel die Ernte heimfahren.
Hin unter Tränen, so gesät,
zurück in Jubel:
so bringen sie ihre Garben heim.

nach 1990

aus: Arnold Stadler: *Die Menschen lügen: Alle. Und andere Psalmen.* Insel Verlag, Frankfurt a.M. 1999

Die Psalmen, diese Sammlung von geistlichen Liedern und Lobgesängen aus dem Leben der alten Israeliten, gehören nicht nur zur den ältesten Dichtungen der Welt, sie dürfen als das erfolgreichste Lyrik-Projekt der Geschichte gelten. Denn seit zweitausend Jahren versuchen nicht nur fromme Beter, sondern auch avancierte Dichter sich die Texte neu anzueignen und sie in aktualisierenden Übersetzungen anzuverwandeln. Der Romanautor Arnold Stadler (geb. 1954), hat sich über drei Jahrzehnte lang mit den Psalmen beschäftigt und sie in die Sprache unserer modernen Alltagserfahrung übertragen.

Stadler interpretiert den Psalm 126 als ein Lied der Rettung und der Zuversicht. Die Errettung des Volkes Israel aus der Gefangenschaft stiftet hier ein neues Vertrauen des Beters in seine Beziehung zu Gott. In den kanonischen Übersetzungen wird dieser Psalm als ein Pilgerlied begriffen. Die Pilger, die ihre Reise oft aus Verzweiflung antraten, finden im Blick zurück auf die Vergangenheit, als ihr „Herr“ schon einmal das auserwählte Volk aus der Not befreite, neuen Trost.

Arthur Schopenhauer

Gebet eines Skeptikers

Gott, – wenn du bist, – errette aus dem Grabe
Meine Seele, – wenn ich eine habe

1824

Als einer der ersten deutschen Philosophen vertrat Arthur Schopenhauer (1788–1860) die Ansicht, dass der Welt ein unvernünftiges Prinzip – der „Wille“ – zugrundeliege. Er begründete ein System des Pessimismus, wonach die „Verneinung des Willens“ der einzig richtige Weg sei. Schon früh zeigte er auch seine Skepsis gegenüber allen Vorstellungen von Gott.

So weiß ein Zeitzeuge bereits 1812 zu berichten, der junge Schopenhauer habe den Beweis angetreten, dass es keinen Gott gebe. Ähnliches wird von einem Gespräch mit Ludwig Tieck 1822 berichtet, in dessen Verlauf Schopenhauer höhnisch gefragt haben soll: „Was, Sie brauchen einen Gott?“ Das pessimistische Weltbild des Philosophen ließ für einen gütigen Gott keinen Raum. Zwei Jahre später notierte er sein zynisches „Gebet eines Skeptikers“, einen gereimten Aphorismus, der die Existenz Gottes und ebenso die der unsterblichen Seele ironisch in Frage stellt.

August von Platen

Du sprichst, dass ich mich täuschte

Du sprichst, dass ich mich täuschte,
Beschwörst es hoch und hehr,
Ich weiß ja doch, du liebtest,
Allein, du liebst nicht mehr!

Dein schönes Auge brannte,
Die Küsse brannten sehr,
Du liebtest mich, bekenn es,
Allein, du liebst nicht mehr!

Ich zähle nicht auf neue,
Getreue Wiederkehr:
Gesteh nur, dass du liebtest,
Und liebe mich nicht mehr!

1828

Dass Liebe als Passion im Schmerz endet, in der bitteren Erfahrung des Verlusts – dieses Elementarerlebnis hat der polyglotte Dichter August von Platen (1796–1835) in vielen ergreifenden Gedichten beschrieben. Meist übersetzte der Abkömmling aus verarmtem protestantischen Adel diese Urszenen des Liebesschmerzes in die strenge Form von Sonetten und Ghaselen. Den Klagegesang und Abgesang des unglücklichen Liebenden im vorliegenden Text hat Platen 1828 in seine Ausgabe der Gedichte *aufgenommen.*

Angeekelt von den Zuständen in Deutschland, hatte Platen 1826 beschlossen, sich in seinem Sehnsuchtsland Italien niederzulassen. Dort lernte er im Frühjahr 1827 den Maler und Dichter August Kopisch (1799–1853) kennen, die Liebe seines Lebens, die ebenso tragisch und abrupt endete wie alle Liebesversuche zuvor. Der plötzliche Abschied von Kopisch mag sich in dem Gedicht manifestieren, in dem das lyrische Ich mit seinen Selbsttäuschungen konfrontiert wird und nach einem Weg sucht, sich von seiner brennenden Leidenschaft zu lösen.

August von Platen

Ich bin wie Leib dem Geist, wie Geist dem Leibe dir;
Ich bin wie Weib dem Mann, wie Mann dem Weibe dir,
Wen darfst du lieben sonst, da von der Lippe weg
Mit ew'gen Küssen ich den Tod vertreibe dir?
Ich bin dir Rosenduft, dir Nachtigallgesang,
Ich bin der Sonne Pfeil, des Mondes Scheibe dir;
Was willst du noch? Was blickt die Sehnsucht noch umher?
Wirf alles, alles hin: du weißt, ich bleibe dir!

um 1825

Der prominente literarische Rivale des formstrengen Dichters August von Platen (1796–1835), der ironische Heinrich Heine (1797–1856) nämlich, hat diesen Text und mit ihm verbundene biografische Gerüchte zum Anlass genommen, den Autor dieses hinreißenden Liebesgedichts als Homosexuellen zu denunzieren. Wenn man von solchen Futterneidkämpfen absieht und sich auf die poetische Qualität dieses Textes konzentriert, kann man nur von einem makellosen Gedicht sprechen.

Der auf Oppositionen aufgebaute Text (Geist-Leib, Mann-Weib usw.), der die unauflösliche Verbindung zweier Liebender suggeriert, bewahrt Distanz – durch den „wie"-Vergleich – und etabliert zugleich größtmögliche Nähe zwischen Ich und Du. Im metaphorischen Spiel von „Pfeil" und „Scheibe", „Rose" und „Nachtigall" wird die homoerotische Liebe nicht nur offensiv zur Geltung gebracht, sondern „als anthropologische Überbietung der heterosexuellen (Liebe) proklamiert" (Heinrich von Detering).

Beat Brechbühl

Ehepaar beim Nachtessen

Sie schweigen sich an.
Sie essen das graue Zeug.

Dann fallen sie
tot von den Stühlen.

1970er Jahre

aus: … leichthin über Liebe und Tod. Ein Programm deutscher Lyrik. Mit Oskar Ansull / Georg Eyring. Haffmans Verlag, Zürich 1998

Beat Brechbühl (geb. 1939) ist einer der beruflich und auch stilistisch vielseitigsten Schweizer Schriftsteller, Kinderbuch-Autoren und Büchermacher. Aus der etablierten Verlagswelt stieg er früh aus, um einen eigenen Verlag mit bibliophilen Kostbarkeiten zu gründen. Seine eigenen Gedichte erproben die unterschiedlichsten Redegesten: vom direkten, alltagssprachlichen Zugriff über die erzählerische Ausschweifung bis hin zur spröden Lakonie. Brechbühls Literatur bevorzugt einen kolloquialen Ton und eine gestische Direktheit, die an die Konzepte einer engagierten Poesie – von William Carlos Williams bis Bertolt Brecht anschließen.

Knapper lässt sich die Tragödie einer irreversibel erstarrten Ehe kaum in Verse bringen. Zwei Zeilen genügen, um die stumpfsinnige rituelle Begegnung und das feindselige erfassen. So will man bei der ersten Lektüre glauben. Die Lapidarität jedoch, mit der in den beiden folgenden Versen der gemeinsame Tod des Ehepaars vermeldet wird, lässt die Möglichkeit offen, dass hier vielleicht ein gemeinsamer Suizid zelebriert worden ist – durch Selbstvergiftung.

Bertolt Brecht
Der Kirschdieb

An einem frühen Morgen, lange vor Hahnenschrei
Wurde ich geweckt durch ein Pfeifen und ging zum Fenster.
Auf meinem Kirschbaum – Dämmerung füllte den Garten –
Saß ein junger Mann mit geflickter Hose
Und pflückte lustig meine Kirschen. Mich sehend
Nickte er mir zu, mit beiden Händen
Holte er die Kirschen von den Zweigen in seine Taschen.
Noch eine ganze Zeitlang, als ich wieder in meiner Bettstatt lag
Hörte ich ihn sein lustiges kleines Lied pfeifen.

1938

aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

Ein läppischer Kirschdiebstahl als Thema eines Gedichts? Auf was will der in Realismus und didaktischer List erprobte Bertolt Brecht (1898–1956), der zur Zeit der Niederschrift des Gedichts in Svendborg im dänischen Exil lebte, unsere Aufmerksamkeit lenken? Ein schlafloser Mann entdeckt im Morgengrauen auf dem hauseigenen Kirschbaum einen Dieb, der sich offenbar in bester Laune mit reichlich Beute eindeckt. Der Besitzer des Kirschbaums sieht tatenlos zu, wie der Dieb seinen vergnüglichen Beutezug durchführt. Trifft hier ein Melancholiker mit Handlungslähmung auf einen fröhlichen Hedonisten?

„Der Kirschdieb" entstand im Sommer 1938 als Bestandteil der sogenannten „Steffin'schen Sammlung", die zu Lebzeiten Brechts nie gedruckt wurde. Die Brecht-Forschung hat auf den erotischen Subtext der Szenerie hingewiesen. Die Kirsche als das klassische Erotik-Symbol verweise auf einen sexuellen Übergriff durch einen Fremden oder Nebenbuhler, während ein passives Subjekt tatenlos zusieht.

Bertolt Brecht

Ich will mit dem gehen, den ich liebe.
Ich will nicht ausrechnen, was es kostet.
Ich will nicht nachdenken, ob es gut ist.
Ich will nicht wissen, ob er mich liebt.
Ich will mit ihm gehen, den ich liebe.

1939

aus: Bertolt Brecht: *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 14: Gedichte 4.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1993

Die Entschlossenheit und Unbedingtheit einer Liebeserklärung setzt sich hier über alle potentiellen und faktischen Widerstände hinweg. Vernunftgründe und pragmatische Rückfragen lässt das lyrische Ich nicht gelten. Das Bekenntnis zu einem geliebten Menschen ist stärker als alle säkularen Sinngebungen. Diesen Typus des absolut Liebenden hat Bertolt Brecht (1898–1956) um 1939 in sein Drama Der gute Mensch von Sezuan *integriert.*

Im Kontext des *Sezuan*-Stücks lässt Brecht die Protagonistin Shen Te diese Verse in der 5. Szene sprechen, um ihre Entscheidung für den arbeitslosen Flieger Sun zu rechtfertigen. Brechts kleines Liebespoem existiert aber auch als gesondertes, originäres Gedicht, das 1954 in einer Anthologie mit Liebesgedichten publiziert wurde. In Brechts Stück ist die Liebe Suns nur vorgetäuscht. Herausgelöst aus dem Stück-Kontext, handelt das Gedicht vom wirkungsmächtigen Eigensinn der Liebe.

Bertolt Brecht

Lied der drei Soldaten

1
George war darunter und John war dabei
Und Freddy ist Sergeant geworden.
Und die Armee, sie zeigt, wer sie sei
Und marschierte hinauf in den Norden.

2
Freddy war der Whisky zu warm
Und George hatte nie genug Decken.
Aber Johnny nimmt Georgie beim Arm
Und sagt: die Armee kann nicht verrecken.

3
George ist gefallen und Freddy ist tot
Und Johnny vermisst und verdorben.
Aber Blut ist immer noch rot
Und für die Armee wird jetzt wieder geworben.

1925

aus: Bertolt Brecht: *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 11: Gedichte 1*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1988

Das „Lied der drei Soldaten“ ist zeitlose Antikriegs-Propaganda. Bertolt Brecht (1898–1956) hat den Text 1925 geschrieben und drei Jahre später kaum verändert als „Kanonensong“ in die Dreigroschenoper *übernommen, ergänzt um den schmissigen Refrain: „Soldaten wohnen / Auf den Kanonen…“ Mackie Messer und Tiger Brown singen ihn, auf dem Tisch sitzend. Bei der Uraufführung riss gerade der „Kanonensong“ das Publikum mit, und Brecht konnte einen weltweiten Triumph feiern.*

Ein paar Jahre vorher, 1918, war die „Legende vom toten Soldaten“ entstanden, wenig später die „Ballade vom Weib und dem Soldaten“. Der junge Brecht war ein Provokateur des Bürgertums, ein genialer Zyniker, der seine Lieder selbst zur Gitarre vortrug. Beim Schreiben bediente er sich des Volkslieds und der Ballade, der Hymne und des Chorals, ihrer Strophen- und Reimformen. Zugleich wird ein neuer, nüchtern-ironischer Ton hörbar, grundiert von einer aggressiven Moral.

Bertolt Brecht

Ratschläge einer älteren Fohse an eine jüngere

l
Wenn ich dir sag, wie man als Fohse liebt
So hör mir zu mit Fleiß und ohn Verdruss
Weil ich schon lang durch Kunst ersetzen muss
Was dir die Jugend einige Zeit noch gibt
Doch wisse, dass du desto jünger bleibst
Je weniger mechanisch du es treibst.
2
Mit Faulheit ist’s bei jedem gleich verhunzt
Riskier nur, dass er dich zusammenstaucht
Und er, wenn du ihn fickst, dass dir die Fotze raucht
Stinkfaul am Arsch liegt und: »Mehr Demboh« grunzt.
Und nennt der Herr die beste Arbeit schlecht
Halt deinen Rand: der Herr hat immer recht.
3
Klug musst du sein wie Pfaffen, nur genauer
Sie zahlen dir nicht das für dich Bequeme!
Und ihre Schwänze sind für dich Probleme
Genau wie Pfeifen für den Orgelbauer.
Jung ahnt man nicht, was alles daran hängt
Doch was ist eine Fohse, die nicht denkt?
4
Was seinem Weib nicht frommt, der Fohse frommt’s
Drum - musst du ihn hereinziehn auch am Strick –
Seufz, wenn er drinnen ist: »Ihrer ist dick!«
Und wenn’s ihm kommt, dann stöhne schnell: »Mir kommt’s!«
Denn bei den Jungen grad wie bei den Alten
Du musst sie immerfort im Aug behalten.
5
Sag ihm, es macht dich geiler, wenn der Herr
Dein Ohr leckt. Leckt er’s, stöhn: »Ich bin so scharf!«
Und glaubt er’s, stöhn: »Ich bitt, dass ich mich strecken darf!«
Und dann: »Entschuldigen Sie, ich bin so nass parterre.«
Dass ihr ein Herz und eine Seele schient
Er zahlt dafür, dass er dich gut bedient.
6
Nicht immer ist es schmackhaft, ungesalzen
Sich einen bärtigen Schwanz ins Maul zu stecken
Und ihn, als wär es Lebertran, zu lecken
Doch oft ist’s saubrer, ihn dort zu umhalsen.
Und er verlangt nicht nur, dass er genießt
Sondern auch, dass du selbst erregt aussiehst.
7
Wenn du es je nicht schaffst, dich aufgeregt zu stellen
Halt deinen Atem an, als sitzt du auf dem Topf
Dann scheint’s, als steige dir das Blut zu Kopf
Bequemer ist’s, als wie ein Fisch zu schnellen.
Auch einen sanften Mann kannst du empören
Denkst du an Dinge, die nicht hergehören.

8
Vergiss nie, dass es sich um Liebe handelt
Vergisst du’s doch, so fall nicht gleich aufs Maul
Und mache aus dem Saulus einen Paul
Ein Finger im Arsch hat manchen schon gewandelt.
Du hast noch nicht erlebt, was ihrer harrt
Der Fohsen ohne Geistesgegenwart.
9
Für unsereinen ist es eine harte Nuss
Sieht sie, dass ihre Fotz zu weit wird (wie bei mir)
So dass ein Mann gar nichts mehr spürt bei ihr
Und er sich um den Schwanz ein Handtuch wickeln muss.
So eine muss beizeiten daran denken
Ob ihr die Gäule was fürs Vögeln schenken.
10
Die Bürgermädchen, die auf Gartentischen
Die älteren Brüder längst zusammenhaun
Machen die Fotze enger mit Alaun
Um sich für ewig einen Mann zu fischen.
Wo’s angebracht ist, richte dich nach denen
Und: was ist eine Fohse ohne Tränen?
11
Sehr viele Männer vögeln gern Gesichter
Das Weib muss oben so wie unten nass sein
Bei einem solchen darf es für das Weib kein Spaß sein
Er selbst erscheint sich umso ausgepichter.
Vor diesen also heuchle ruhig Qualen
Wo’s angebracht ist. Denn auch diese zahlen.
12
Der Herr weiß selber selten, was er will
Du musst es wissen! Tritt er in die Kammer
Weißt du: ist er heut Amboss oder Hammer?
Werd ich gevögelt, hält Er heute still?
Die Menschen zu erkennen, ist die Kunst
Das muss so spielend gehn, wie einer brunzt.
13
Die schlimmsten Leute sind die klugen Leute
Ich hätt oft lieber doch mit einem Hund geschlafen
Die klugen Leute, du, sind unsere Strafen
Die graben sich ein, das seh ich an mir heute
Ich selbst, obgleich ich nie, was ich tat, gern getan
Ich tat doch keinem etwas Kluges an.
14
Doch wisse, dass ich selber mich verachte!
Wenn du, nachdem du lustlos unter Männern lagst
Einmal nicht ganz im Dreck verrecken magst
So mach es anders, als ich selbst es machte.
Wenn du einmal was Kluges findst, dann tu’s
Hab ich es nicht geschafft, vielleicht schaffst du’s.

Bettina von Arnim

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und lässt ihn seiner Pein.‘

Wer sich dem Weltgewühl ergibt,
Der ist zwar nie allein.
Doch was er lebt und was er liebt,
Es wird wohl nimmer sein.

Nur wer der Muse hin sich gibt,
Der weilet gern allein.
Er ahnt, dass sie ihn wieder liebt,
Von ihm geliebt will sein.

Sie kränzt den Becher und Altar,
Vergöttlicht Lust und Pein.
Was sie ihm gibt, es ist so wahr,
Gewährt ein ewig Sein.

Es blühet hell in seiner Brust
Der Lebensflamme Schein.
Im Himmlischen ist ihm bewusst
Das reine irdsche Sein.

um 1820

Als Kind äußerte die hochbegabte Bettina von Arnim (1785–1859), die Schwester des Dichters Clemens Brentano (1778–1842) und spätere Aktivistin der Jenaer Romantik, einen ungewöhnlichen Berufswunsch: Sie wolle „Wolkenschwimmer“ werden – was sich als frühes Plädoyer für die literarische Phantasie lesen lässt. In ihrem Gedicht über die produktiven und die unproduktiven Arten der Einsamkeit hat sie ein dialektisches Gegenstück zu einer Sentenz aus Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) Entwicklungsroman Wilhelm Meisters Lehrjahre geschrieben.

Gegen Goethes Einsamkeits-Begriff, der im Zitat der ersten Strophe aufgerufen wird, setzt Bettina den Hinweis auf die Konfusion des „Weltgewühls“, in dem man das Selbst und die eigenen Liebeswünsche verliert. Der zweite Teil des Gedichts ist dann eine emphatische Apologie der einsamen Produktion des Künstlers. Die „Muse“ ist eine imaginäre Begleiterin, die es ermöglicht, die schöpferische Einsamkeit als einen glückseligen Zustand zu erleben.

Brigitte Oleschinski

der süßliche

Duft wieder im Paradies – eben noch atmend, der Koffer
auf der Bank, eben noch flüsternd, das Hand-
phone im Bus, ein Duft

nach schwarzen Honigfliegen, nach geronnener
Milch im welt-

zerspannenden Zündnetz

nach 2000

aus: Brigitte Oleschinski: *Geisterströmung.* DuMont Buchverlag, Köln 2004

Ein poetisches Gespinst aus sinnlichen Wahrnehmungen, das ständig seine Aggregatzustände ändert – das ist die „Geisterströmung" der Dichterin Brigitte Oleschinski (geb. 1955). Am Ausgangspunkt dieser fragilen Texturen steht die Begegnung der Dichterin mit den Bewusstseinsreizen südostasiatischer Kulturen, die als Entzündungsmomente die lyrische Imagination vorantreiben. Oleschinski selbst spricht von „oszillierender Wahrnehmung", von einem „Ticken im Körper, das von einem winzigen, unwägbaren Stich in Gang gesetzt wird".

Alle Sinne werden in diesen Gedichten mobilisiert: das Riechen, Schmecken, Hören, Sehen und Tasten – es geht um eine Poesie, die „vollkommen sinnliche Rede" (Lessing) sein will. Oleschinskis nach 2000 entstandenen Gedichte laufen nicht unverwandt auf eine Botschaft oder gar eine Pointe zu – sie zerstreuen die sinnlichen Sensationen, um sie dann wieder zu bündeln in einer phänomenologischen Leuchtspur.

Carl-Christian Elze

nur noch variationen! ich würde schweigen
wäre das alles nicht wie essen & trinken
geworden, variationen, portionen, geigen
die man zu sich nimmt, um nicht zu sinken.
zum beispiel jetzt, kommt ein großer hunger
ich rede nicht von appetit, ein kleines lied
das wäre appetit, ich meine großen hunger
auf vierzehn soßen, reim, es zieht jetzt an:

ich nehm das brot & schmier mein rot
dick drauf, stößt mir nicht übel auf, mein blut
jetzt wird belegt, die augen blind, man nimmt
von tief nicht einfach zimt & dann ist gut.
kein tier hilft hier, kein blütenstoß, kein kind!
zuletzt einen strick obenauf, tut not?

2005/06

aus: Carl-Christian Elze: *Gänge.* Connewitzer Verlagsbuchhandlung, Leipzig 2009

Hier ist das Weltgefühl der literarischen Nachgeborenen in der Spätmoderne exemplarisch heiter formuliert: Der Dichter ist von dem grimmigen Nachzügler-Bewusstsein erfasst, „nur noch Variationen" zu liefern, virtuos ausdifferenzierte Variationen einer tradierten Form oder eines kanonischen Ur-Textes. Der Dichter Carl-Christian Elze (geb. 1974), der ein Studium am Literaturinstitut Leipzig absolviert hat, nutzt das kollektive Selbstporträt zur Demonstration seines formalen Könnens.

In ironischer Leichtigkeit hat Elze sein lyrisches Exerzitium der „Variationen" im Bedeutungsfeld des Kulinarischen angesiedelt. Das Setting eines traditionsbewussten Gedichts mit seinen mehr oder weniger raffinierten Binnen- und Endreimen spielt er dabei eher beiläufig durch.

Christa Reinig

Gott schuf die Sonne

ich rufe den wind
wind antworte mir
ich bin sagt der wind
bin bei dir

ich rufe die sonne
sonne antworte mir
ich bin sagt die sonne
bin bei dir

ich rufe die sterne
antwortet mir
wir sind sagen die sterne
alle bei dir

ich rufe den menschen
antworte mir
ich rufe – es schweigt
nichts antwortet mir

1963

aus: Christa Reinig: *Sämtliche Gedichte*. Eremiten-Presse, Düsseldorf 1984

Die stärkste Waffe dieser Dichterin war ihre ästhetische Renitenz. Als uneheliche Tochter einer Putzfrau im Berliner Osten geboren, geriet Christa Reinig (1926–2008) schon früh in Konflikt mit den Doktrinen der DDR-Kulturpolitik. Erste Gedichte konnte sie in Peter Huchels legendärer Zeitschrift Sinn und Form *veröffentlichen. aber bereits 1951 erhielt sie in der DDR Publikationsverbot.*

Hier wird von der prekären Sonderstellung des Menschen im Kosmos erzählt. Der Titel des 1963 entstandenen Gedichts, der auf die biblische Schöpfungsgeschichte anspielt, legt nahe, dass das lyrische Ich hier gleichzusetzen ist mit jenem göttlichen Subjekt, das die Sonne erschaffen hat. Während dieses Subjekt mit den von ihm erschaffenen Elementen kommunizieren kann, versagt dieser Dialog bei der Kontaktaufnahme mit dem Menschen. Es ist jenes Schweigen, das für die metaphysische Entfremdung zwischen Gott und Mensch verantwortlich ist.

Christian Fürchtegott Gellert

Der sterbende Vater

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
‚Sohn!' fing er an, ‚mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon.'

Der Sohn erschrak und stutzte lange.
‚Ach Vater!' hub er an, ‚wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?'
‚Er?' fiel der Vater ihm ins Wort,
‚Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiss durch seine Dummheit fort.'

1769

Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), der Abkömmling einer bitterarmen Pastoren-Familie aus dem Erzgebirge, exponierte sich ab 1740 als Moralphilosoph, Wegbereiter des Briefromans und als Propagandist der aufklärerischen Fabel. Im ersten Teil der „Fabeln und Erzählungen" aus den Sämtlichen Schriften von 1769, findet man das kleine balladeske Poem über den rätselhaften Erbschafts-Beschluss eines Vaters.

Die ungleiche Verteilung der Wertbestände an die Nachkommen, die hier der sterbende Vater ankündigt, erweist sich bei näherem Hinsehen als ein Akt der Gerechtigkeit. Hinter der sarkastischen Bemerkung, dass „Dummheit" ein sicherer Motor gesellschaftlichen Erfolgs sein könnte, versteckt Gellert seine scharfe Zeitkritik. Denn ganz offenbar handelt es sich hier doch um eine Erfahrungstatsache aus der Lebenswelt des Dichters, die hier diagnostiziert wird.

Christian Lehnert

(Der Sohn)

Der warme Rücken des Vaters, den ich als Kind suchte,
der Waldrand, gestern schon
zwang mich die Dämmerung, zeitig umzukehren.
Ich bewege mich in zusammenhangslosen Sätzen,
deren Wörter
die Dinge heranholen wie Lawinengestein.
Stimmen kommen zurück aus dem Leben,
sie sind irregegangen:
was wollen sie jetzt noch von mir?
Ich spreche nichts mehr nach.
Ich sehe zu,
wie Schnee und Schlamm
über dem Gebirgskamm verschwimmen.
Es gibt keinen anderen Ausweg, als hier zu sein.

nach 2000

aus: Christian Lehnert*: Ich werde sehen, schweigen, hören.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt . a.M. 2005a

Christian Lehnert (geb. 1969) ist ein religiöser, von theologischen und mystischen Motiven umgetriebener Dichter. Mitte der 90er Jahre fand er, inspiriert durch religionswissenschaftliche Studien, in den Landschaften der jüdischen und arabischen Welt seine Orte poetischer Verheißung. Angeregt durch den Besuch heiliger Stätten des Judentums und des Islam, etwa auf der Halbinsel Sinai, entstanden lyrische Zyklen, in denen das poetische Subjekt immer wieder Motive der Schöpfungsfrühe und der Geburt des Menschen imaginiert.

In Lehnerts drittem Gedichtband findet sich eine Reihe von Texten, die eine Annäherung an den Vater und an Urszenen der Kindheit erproben. In anrührender Weise wird hier ein Augenblick des Beschütztseins vergegenwärtigt: „Der warme Rücken des Vaters“ ist eine Erfahrung von Geborgenheit, die dem lyrischen Ich offenbar dauerhaft fehlt. Vor den Augen des Subjekts scheint alles in Vergänglichkeit zu zergehen. Aber am Ende wird ein Ruhepunkt beschworen – die feste Gewissheit einer Präsenz im Dasein.

Christian Morgenstern
Das Knie

Ein Knie geht einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts!
Es ist kein Baum! Es ist kein Zelt!
Es ist ein Knie, sonst nichts.

Im Kriege ward einmal ein Mann
erschossen um und um.
Das Knie allein blieb unverletzt –
als wär's ein Heiligtum.

Seitdem geht's einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.
Es ist kein Baum, es ist kein Zelt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.

1905

Eine Hauptrolle in Alexander Kluges Film Die Patriotin *aus dem Jahr 1979 spielt ein Knie. Es ist das Knie des Obergefreiten Wieland, gefallen 1943 in Stalingrad. Das Knie ist im Film ein sehr aktives Objekt, es agiert als allwissender Erzähler. Erfunden hat das vereinsamte Knie der Meister der Sprachgroteske, der Dichter Christian Morgenstern (1871–1914).*

Das skurrile „Knie"-Gedicht ist Bestandteil von Morgensterns *Galgenliedern,* die dem Dichter 1905 zu einer enormen Popularität verhalfen, die bis heute anhält. Seine lyrische Lebenserzählung vom Knie fasziniert weniger durch humoristische Reize als vielmehr durch die tragischen Neben- und Untertöne, die in der Weltreise des einsamen Körperteils mitschwingen. Denn das vom Rest-Körper offenbar abgetrennte Knie ist erst durch mörderische Kriegsereignisse in seine einsame Lage geraten. Morgenstern selbst hat zu seinem Gedicht angemerkt, das Knie stehe für die Zeit, die sich als primäre sinnliche Anschauung gegenüber dem Raum (dem „Um und Um") behauptet.

Christian Morgenstern
Die Luft

Die Luft war einst dem Sterben nah.

‚Hilf mir, mein himmlischer Papa,‘
so rief sie mit sehr trübem Blick,
‚ich werde dumm, ich werde dick;
du weißt ja sonst für alles Rat –
schick mich auf Reisen, in ein Bad,
auch saure Milch wird gern empfohlen; –
wenn nicht – lass ich den Teufel holen!‘

Der Herr, sich scheuend vor Blamage,
erfand für sie die – Tonmassage.

Es gibt seitdem die Welt, die schreit.
Wobei die Luft famos gedeiht.

1905

In seiner kleinen prähistorischen Legende über die Luft hat Christian Morgenstern (1871–1914), der unerreichte Meister der Transzendenz-Komik, eine interessante Variante der biblischen Schöpfungsgeschichte geliefert. Denn laut dieser hübschen Anekdote verdankt sich die Erschaffung des Menschen einer göttlichen Rettungsaktion für die Luft. Dem Zustand der Luxus-Verwahrlosung entrann die Luft nur durch die göttlich verfügte Beimengung einer Menge Rumor.

Konnte Morgenstern das Gelärme der menschlichen Kommunikation noch als „Tonmassage“ ironisieren, so werden heutige Zeitgenossen eifrig die CO2-Emissionen beklagen, die mit dem Geschrei der Welt verbunden sind. Aus der grotesken Schöpfungsgeschichte aus Morgensterns *Galgenliedern* (1905) wird in den Augen alarmistisch gestimmter Klimaschutz-Propheten eine Katastrophengeschichte.

Christian Morgenstern
Gleichnis

Palmström schwankt als wie ein Zweig im Wind…
Als ihn Korf befrägt, warum er schwanke,
meint er: Weil ein lieblicher Gedanke,
wie ein Vogel, zärtlich und geschwind,
auf ein kleines ihn belastet habe –
schwanke er als wie ein Zweig im Wind,
schwingend noch von der willkommnen Gabe…

1910

Einem größeren Lesekreis bekannt wurde der 1871 geborene und 1914 verstorbene Christian Morgenstern besonders als Dichter humorvoller Verse. Diesen Ruf begründen vor allem seine Galgenlieder *(1905) und der Band* Palmström *(1910), in denen Morgenstern sich nicht nur als sprachbewusster Anverwandter philosophischer Ideen erweist, sondern auch als großer Wortfetischist mit einer Vorliebe für bizarrschöne Wortneuschöpfungen wie dem Mondschaf, der Auftakteule oder dem Siebenschwein.*

Palmström, der idealistische Held aus dem gleichnamigen Band, berichtet hier von einem wunderbaren, inspirierenden Moment. Wie auf einem Zweig hat sich ein lieblicher Gedanke in Vogelgestalt auf ihm niedergelassen, wodurch er in Schwingung geriet. Der mit den beiden letzten Versen als Reprise wiederaufgegriffene Anfangsvers zitiert die Vorstellung vom Dichter, den ein winziger Moment bereits inspirieren kann. Diese Nobilitierung des poetischen Einfalls zeigt also, dass der Idealist und Erfinder Palmström auch ein Dichter ist.

Christian Morgenstern

Neue Bildungen, der Natur vorgeschlagen

Der Ochsenspatz
die Kamelente
der Regenlöwe
die Turtelunke
die Schoßeule
der Walfischvogel
die Quallenwanze
der Gürtelstier
der Pfauenochs
der Werfuchs
die Tagtigall
der Sägeschwan
der Süßwassermops
der Weinpinscher
das Sturmspiel
der Eulenwurm
der Giraffenigel
die Gänseschmalzblume
der Menschenbrotbaum

nach 1910

Der Poet als allmächtiger Sprach- und Welt-Schöpfer: Auf welche leichthändige Weise das geschehen kann, zeigt das Kindergedicht, das aus dem Nachlass des großen Humoristen und Meisters der Groteske, Christian Morgenstern (1871–1914), stammt und 1932 in die Gesamtausgabe aller Galgenlieder *aufgenommen wurde. Morgenstern erprobt die Erfindung abenteuerlicher Fantasie-Tiere und origineller Gewächse. Tatsächlich verfügt hier der Dichter über eine große Kombinationsgabe bei der Zusammenführung weit auseinanderliegender Lebewesen und Eigenschaften.*

Ganz freie Schöpfungen wechseln mit heiteren sprachlichen Verballhornungen real existierender Kreaturen. Der Gesang der „Tagtigall" ist aus der Sicht des Dichters gewiss noch betörender als das irdische Jubilieren der Nachtigall. In keinem Zoo der Welt sind all diese Wesen zu besichtigen. Am Ende der Reihe folgt dann ein überraschender Schwenk aufs Terrain des Menschen. Aber siehe da: Die „Krone der Schöpfung" ist hier eingewachsen in ein sehr altes Wollbaumgewächs, offenbar eine Mutation des „Affenbrotbaums".

Christian Saalberg
MAN SAGT, dass das wahre Leben abwesend sei …

MAN SAGT, dass das wahre Leben abwesend sei.
Sucht es, wo es nicht ist. Ich kenne keinen anderen Ort.

Man sagt, dass Vergessen nur den Göttern gelingt.
Seid still.
Bin nicht gewesen, bin gewesen, bin nicht mehr.
Keine Sorge.

Man sagt, dass nur gelingt, was unvollendet bleibt, verpasst und fallengelassen.
Ich verstehe schon.

Der September verbrennt die alten Tage.
Aus den Trümmern klaube ich mir vom Himmel das letzte Blau.
Schminke für die Augen, wenn es graut.

1999

aus: Christian Saalberg: *Namenloses Gehölz.* Roderer Verlag, Regensburg 1999

Christian Saalberg (1926–2006), der phantastische Dichter der Vergänglichkeit, hat mit traumverlorenen, eindringlichen Melodien das Wunder des Daseins und auch die Begrenzungen der Existenz besungen. Unter seinem bürgerlichen Namen Christian Rusche hat Saalberg jahrzehntelang das Leben eines pflichtbewussten Juristen geführt, bis er in den 1960er Jahren mit dem Gedichteschreiben begann. Als er im Mai 2006 starb, hatte er 23 Lyrikbände in diversen Kleinverlagen veröffentlicht, ohne dass der Literaturbetrieb davon Notiz genommen hätte.

Das 1999 verfasste Gedicht nimmt einen Grabspruch der römischen Stoiker in sich auf, der angesichts der Vergänglichkeit für Gelassenheit plädiert: „Non fui. Fui. Non Sum. Non Curo." Der Text ergreift durch sein emphatisches Sprechen, das er so selbstverständlich handhabt, als sei er unberührt von all den misstrauischen Diskussionen um Erhabenheit und Feierlichkeit, die in der Lyrik-Debatte der vergangenen Jahrzehnte ausgebrütet wurden.

Christian Schloyer
an den angler in monets bildern

merk dir nie an den wolken (wenn
da ein meer ist – & da
ist ein meer) wo du die fisch
falle versenkst, merk dir immer das über
fließende blau (merks dir am
über) am fluss vom himmel
ins meer, merk dir genau, wann
du das meer in den himmel
versenkst, merk dir kein meer
an den wolken (& es gibt diese
wolken – nicht alle sind blau) merk dir am besten
den fisch

nach 2000

aus: Christian Schloyer: *spiel · ur · meere. Gedichte*. kookbooks Verlag, Berlin 2007

Der Dichter Christian Schloyer (geb. 1976) bevorzugt die sanfte Drift kunstvoll verwobener Bilder, das metaphorische Erzeugen von Schwebezuständen. Diese Gedichte erreichen ihre größte Leuchtkraft, wenn der Autor seine Motive in der Auseinandersetzung mit Werken der Bildenden Kunst entwickelt. In subtilen Gemäldegedichten, in denen er Bilder von Edvard Munch oder Claude Monet auf berückende Weise neu interpretiert, versucht Schloyer der jeweiligen Bildvorlage neue Bedeutungen abzugewinnen.

Es ist das Litaneihafte der lyrischen Bildbeschreibung, das hier die poetische Suggestion erzeugt. Das lyrische Subjekt tritt offenbar in einen Dialog mit den Figuren des Bildes, um dann in der sanften Repetition alter poetischer Zauberwörter („meer“, „wolken“ und „blau“) die Bildobjekte zu auratisieren und zugleich zu beleben. Eine fließende Bewegung kommt in eine eigentlich fixierte Szene. So erwachen bei Schloyer die Bilder zu neuem Leben – eine nicht geringe Leistung eines jungen Dichters.

Christine Busta

Am Rande

Manchmal auf einer Schwelle sitzen,
ausruhn vom Gehen, das nicht ankommt,
die Tür hinter dir und nicht klopfen.

Alle Geräusche wahrnehmen
und keines verursachen.
Das Leben, das dich nicht annimmt, erhören:
Im Haus, auf der Straße,
das Herz der Maus und des Motors,
die Stimmen von Luft und Wasser,
die Schritte des Menschen, der Sterne,
das Seufzen von Erde und Stein.

Manchmal setzt sich das Licht zu dir
Und manchmal der Schatten,
treue Geschwister.
Staub will nisten auf dir
Und unbetretbarer Schnee.

Langsam unter der Zunge
wärmt sich dein letztes Wort.

1960er Jahre

aus: Christine Busta: *Unterwegs zu älteren Feuern.* Otto Müller Verlag, Salzburg 1965

Charakteristisch für die Gedichte der österreichischen Dichterin Christine Busta (1915–1987) ist eine tiefe Schöpfungsdemut. Die in großer Armut aufgewachsene Autorin, deren Dichtkunst von Kritikern eine Neigung zur „frömmelnden Aussage“ vorgehalten wurde, zeigt sich ergriffen von der Sakralität aller Phänomene und von den selbstverständlich scheinenden Elementen des Lebens.

In naiver Schlichtheit kultiviert diese Autorin das Staunen vor den Einzelheiten der Welt. Auch formal manifestiert sich eine ruhige Gelassenheit und in sich ruhende Aufmerksamkeit für die Dinge des Lebens. Diese Emphase ist poetisch prekär, denn aus einer legitimen Ergriffenheit vor den Wundern der Schöpfung kann sich bald eine Tendenz zur harmonisierenden Verklärung aller empirisch greifbarer Realien entwickeln. Eine religiöse Überhöhung wird zum Grundmuster der Wirklichkeitsdeutung. Wie im Fall dieses 1965 erstmals publizierten Gedichts.

Christoph Meckel

Horla

Der Abgrund
ist nicht zu verkaufen,
kein Reiseziel.
Du kannst bleiben, ohne Gewähr.

Das Wasser ist schwarz
es wäscht nicht
du kannst es nicht trinken.

Das Land ist brüchig
es trägt nicht, du kannst
keine Hütte errichten.
Der Fuß wird nach unten gerissen.
Der Satz heißt:
Im Abgrund findet sich wieder
was in der Höhe verlorenging.

Aber hier unten ist
nichts angekommen.

nach 2000

aus: Christoph Meckel: *Seele des Messers.* Carl Hanser Verlag, München 2006

Es gibt eine Erzählung von Guy de Maupassant (1850–1893), in der ein unsichtbares Wesen, der „Horla", grausame Macht gewinnt über den Helden, der sich von dieser fremden Macht besetzt wähnt und fürchtet, der Wirklichkeit nicht mehr gewachsen zu sein. Der Schriftsteller Christoph Meckel (geb. 1935) mit seiner ausgeprägten Vorliebe für das Phantastische und die Wunder des Surrealen hat den „Horla" wiederentdeckt.

Das lyrische Subjekt dieses 2006 erstmals veröffentlichten Gedichts unternimmt eine Inspektion einer sehr bedrohlichen Zone – des Abgrunds. Es ist der wohl einzige Ort, zu dem die Tourismus-Industrie noch keinen Zugang hat. Man kann sich schwerlich einrichten in diesem finsteren Bereich des Tellurischen, eine selbständige Fortbewegung ist nicht möglich. Der „Horla" hat dafür gesorgt, dass keine Verlässlichkeiten mehr existieren.

Christoph Meckel

Und du?

Die Schnecke
hat ein Haus
ohne Fenster,

der Wiedehopf
eine Feder
ohne Hut,

der Teufel
einen Pferdefuß
ohne Pferd,

und was hast du?

aus: Christoph Meckel: *Pferdefuß*. Ravensburger Taschenbuch Verlag, Ravensburg 1988

Es ist die Domäne der Dichter, vernunftlose Träume zu erkunden. Mit ihren Phantasmagorien und Traumgesichten erkunden sie jene Bereiche der Wirklichkeit, die jenseits der positivistisch erfassten Faktizitäten liegen. Einer der hellsichtigsten poetischen Träumer ist der Schriftsteller und Grafiker Christoph Meckel (geb. 1935). Er ist ein Phantastiker mit einer großen Empfindlichkeit für die Wunder, die auch noch in unserer entzauberten Welt der Moderne zu entdecken sind.

Oft lockern sich in Meckels Gedichten die vertrauten Weltverankerungen, und alles gerät in eine surreale Schwebe. Der Autor hat auch eine gewisse Vorliebe für graziös verspielte Kindergedichte, in denen die Wunder der Schöpfung in fast naiver Beschwörung aufgerufen werden. So entsteht in diesem Gedicht aus den 1980er Jahren ein schönes Rätselbild, das faszinierende Charakteristika von Tieren und eines Dämons benennt, um danach nach den Eigentümlichkeiten des Menschseins zu fragen.

Christoph Wilhelm Aigner

Wunschinsel

Ich hör und spür dich gern
Möcht für dich allein
auf einer Insel ein Lehnstuhl
mit großen Ohren sein
und dich umarmen können
wie das Wasser die Insel
die im Lichtschaum badet
1990er Jahre

aus: Christoph Wilhelm Aigner: *Die Berührung. Gedichte*. Deutsche Verlags-Anstalt, München 1993

Der österreichische Lyriker Christoph Aigner (geb. 1954) hat von Beginn seines Werks an entgegen allen modischen Literatur-Strömungen an einer impressionistisch grundierten Naturpoesie festgehalten, die auf die Verlässlichkeit einer sensibilisierten Wahrnehmung vertraut. Als „Gegenorte“ werden entrückte Garten- und Sehnsuchtslandschaften benannt, in denen das kontemplativ in sich ruhende Ich die Geheimnisse des Daseins aufsucht.

So erträumt der Autor auch auf der „Wunschinsel“, die er hier in emphatischer Unmittelbarkeit ausmalt, eine symbiotische Einheit von Subjekt und Natur. Die imaginierte „Insel“ erstrahlt in schönstem romantischen „Lichtschaum“, als habe es in der Moderne die Störungen und Gefährdungen eines idyllischen Naturbegriffs nie gegeben. Aigner setzt mit großer Beharrlichkeit auf die Auflösung jedweden Skeptizismus: Liebe und Natur sind bei ihm unauflöslich miteinander verbunden.

Cornelia Schleime

Meine Liebe sind nicht die Lippen

Meine Liebe sind nicht die Lippen
die du fressen wolltest
meine Liebe war nicht der Rabe mit dem
ich durchs Zimmer flog.

Meine Liebe ist immer die Stunde,
die wir uns treffen zwischen den Stunden

Die Stadt wo wir uns suchen
zwischen den Städten

Die Nacht wo wir uns wollen
zwischen den Nächten

1980er Jahre

aus: *Ein Mololow-Cocktail auf fremder Bettkante.* Hrsg. von Peter Geist. Reclam Verlag, Leipzig 1991

Die 1953 in Ost-Berlin geborene Cornelia Schleime kann getrost Universalkünstlerin genannt werden. Mit Malerei, Filmen, Performances und zuletzt mit Gedichten und einem 2008 erschienenen autobiographischen Roman verfügt ihr Werk über eine große Bandbreite und verwendet letztlich eine Vielzahl an bilderzeugendem Material.

Das Wesen der Liebe, die das Gedicht thematisiert, lässt sich nur andeutungsweise begrifflich darstellen. Eine Stimme, die sich weder räumlich noch zeitlich verorten lässt, listet einen Kategorienkatalog auf: Zunächst wird die Liebe ex negativo beschrieben, dann folgt der Versuch, die Liebe an einer Stelle zu entdecken, einer Schnittstelle, einem unbewussten Zwischenzustand.

Dieter Wellershoff

Todessekunde

Die Ampeln dieser Stadt leuchten
rot und grün zugleich.
Bleibe ich stehen, gehe ich?
Gelb zwinkert: ein Tigerauge in der Dunkelheit.
Auf Gleis zwölf drehen sich schwarze Windmühlenflügel.
Gleis zwölf. Bin ich richtig hier?
Das Tigerauge zwinkert: keine Gefahr!
Aber das könnte eine Täuschung sein.
Es ist eine Sekunde vor zwölf.
Die Zeit vergeht nicht.

1984

aus: Dieter Wellershoff: *Zwischenreich. Gedichte.* Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008

Es ist der finale Lebensmoment, ein Augenblick, in dem das desorientierte Ich alle Koordinaten seiner Existenz verliert und die widersprüchlichsten Signale empfängt, ohne sich noch seines Standorts vergewissern zu können. Es gibt keine Richtung mehr, die das Subjekt einschlagen könnte, die Zeichen, die auf es einstürmen, sind in ihrer Bedeutung nicht mehr entzifferbar. Der passionierte Erzähler und Gelegenheitsdichter Dieter Wellershoff (geb. 1925) demonstriert wie in seinen Romanen seine Vorliebe für den existenziellen Ausnahmezustand.

Die Dimensionen der Weltwahrnehmung sind in der „Todessekunde“ eigentümlich verzerrt, eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Reizsignalen ist nicht mehr möglich, Zahlen und Zeichen fließen aufgehoben. Dieter Wellershoff hat sich in dieser kurzen Traumsequenz aus dem Jahr 1984 – wie in vielen seiner Romane – an das dunkle Geheimnis des Sterbens herangeschrieben.

Dorothea Grünzweig

Aufzug einer Jahreszeit

Der Herbst stach in das Stoppelfeld
    hier ist die Messerwunde
er zieht den Feldern das Fell
    ab sie werden uns finster vor
Augen liegen und uns in die
    Schneehoffnung treiben

Sturzackerzeit ist Zurüstungszeit
    und Vjell
will mich die Schneesprache
    lehren er spricht mit ruhigen
mattschimmernden Worten
    die er zuvor
übers Schweigen hält
    Worten denen ich nachhängen
kann ohne zu stürzen

nach 2000

aus: Dorothea Grünzweig: *Glasstimmen – Iasinäänet*. Wallstein Verlag, Göttingen 2004

In den Gedichten Dorothea Grünzweigs (geb. 1952), die in einem protestantischen Pfarrhaus in der schwäbischen Provinz aufgewachsen ist, vernehmen wir nicht nur romantische Echos, sondern auch Anklänge an die geistlichen Lieder ihrer Kindheit. Viele dieser Lieder verweisen in ihre Wahlheimat Finnland, wo sie seit 1989 als „Bürgerin zweier Sprachwelten" lebt. Ihre emphatische Natur- und Landschaftsdichtung beschwört die Magie der Jahreszeiten. Dabei lässt sie keinen Zweifel daran, welcher Jahreszeit ihre poetische Passion gehört – dem Winter.

Der Geliebte und Freund Vjell erscheint als Bote und Übersetzer einer fast spirituell aufgeladenen Begegnung mit dem Schnee. Die Vorstellung einer „Schneesprache" mit faszinierend „mattschimmernden Worten" impliziert den noch intakten Glauben an die auratische Suggestionskraft der lyrischen Rede. In einem anderen Zusammenhang wird die Poesie mit dem Schnee gleichgesetzt: „und alles lebt und webt im schnee / weil er glockig herabkommt / im rhythmus von sprechgesängen und gedichten".

Durs Grünbein

Belebter Bach

mit alten Autoreifen, Glas,
Sperrmüll und der Attrappe
eines kleinen Wehrs

aus Zellophan und Schrott,
in dem inmitten Schaums
auf einem Ölfilm ausgesetzt

ein grüner Badefisch sich
zwischen Zweigen schaukelnd
leicht um seine Achse dreht.

Kommt
Wellen klaren Wassers, kommt.

1985/86

aus: Durs Grünbein: *Grauzone morgens.* Suhrkamp Verlag. Frankfurt a.M. 1988

Bevor sich der früh zum „Götterliebling" (Gustav Seibt) erhobene Dichter Durs Grünbein (geb. 1962) ästhetisch auf „antike Dispositionen" konzentrierte, schrieb er 1987/88 seine wunderbar plastischen Momentaufnahmen aus der Endzeit der DDR. Wie sich das Bild einer gefährdeten Natur jenseits aller Idyllik in Verse fassen lässt, demonstriert Grünbein mit dem Genrebild eines mit Abfällen verschütteten Baches.

Hier regiert jener präzise Blick auf ein zerstörtes Biotop, wie er in unbarmherziger Wucht zuerst vom großen poetischen Formenzertümmerer Rolf Dieter Brinkmann (1940–1975) entwickelt wurde. Der „belebte Bach" erscheint als eine Ansammlung funktionslos gewordener Alltagsgegenstände, die ohne jede Rücksicht auf die natürlichen Lebensgrundlagen ins Wasser geworfen wurden. Aber selbst im wüsten Durcheinander blitzt Schönheit auf: Der „grüne Badefisch" wirkt wie ein arrangiertes Artefakt in einem Collage-Kunstwerk. Und was endgültig vertrieben schien, kehrt in den beiden Schlussversen zurück – die emphatische Beschwörung eines Natur-Elements.

Durs Grünbein
Noch eine Regung

Grüß dich, Sperling in der Pfütze, guter Geist,
Da am Wegrand badend, immerfort gehetzt
Weißt ja längst, was demnächst jeder weiß,
Deine Regenfrische sagts – Ich übersetze:
Tischilp, tschilp, wie fragil ist dies fossile,
Euer Monstrum, tschilp, Gesellschaft doch.
Außen Stahlbeton und innen mürbe Knochen.
Seh genau, wie du zu mir herüberschielst,
Spätzlein. Keine Angst, ich bin verschwiegen.
Warte doch, brauchst nicht davonzufliegen.

Nach 2000

Aus: Durs Grünbein: *Strophen für übermorgen*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2008

Der Ausnahme-Dichter Durs Gein (geb. 1962), früh von der Literaturkritik zum „Götterliebling“ (Gustav Seibt) erhoben, präsentiert sich in seinen nach 1999 erschienen Gedichtbänden in einem Habitus klassizistischer Abgeklärtheit. In den handwerklich tadellos geformten Oden und Elegien, lockeren Alexandrinern und Blankversen spricht ein Subjekt, das in seiner kontemplativen Behaglichkeit kaum zu erschüttern ist.

Die eminente poetische Begabung Grünbeins erzeugt aber auch hinreißende kleine Genreszenen, scharfe Momentaufnahmen aus dem Alltag, die zur zeitdiagnostischen Schlüsselszene verwandelt werden. Da ist zunächst nur ein kleiner Sperling, der seinen Aufenthalt in einer Pfütze genießt. Grünbein transformiert seine lyrische Vogelkunde in trochäischen Versen in ein Denkbild über die Struktur von menschlichen Gesellschaften, die nach außen hin monolithisch verschlossen scheinen, aber innen sich schon längst in marodem Zustand befinden.

Eduard Mörike

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rösslein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehen
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

um 1852

Nur einen Augenblick lang gestattet uns hier der ebenso fromme wie schwermütige Dichterpfarrer Eduard Mörike (1804–1875), an die sanfte Idyllik unversehrt wachsender und gedeihender Natur zu glauben. Die liebevoll mit Diminutiva benannten „Tännlein“ und „Rösslein“ und der blühende Rosenstrauch im Garten: Ihnen wird keine autonome Schöpfungsherrlichkeit zugestanden – sondern sie erweisen sich als Signum des unentrinnbaren Todes.

Die um 1852 entstandenen Verse verweisen in volksliedhafter Schlichtheit auf die Todesverfallenheit jedes Reifungsprozesses. Für alle Lebewesen gilt: Sie stehen im Bannkreis des Todes, dienen der Ausschmückung eines Grabes oder dem Transport zu ihm hin. Die flüchtige Gegenwart ist hier an das kurze Aufblitzen der Hufeisen gebunden; mit dem Verlöschen des Blitzens ist auch schon der Augenblick des Todes gekommen.

Eduard Mörike

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet, unbeschuht;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Tränen netzet sie der Füße Wunden.

Ach, Peregrinen hab ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Glut,
Noch scherzend in der Frühlingsstürme Wut,
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

War’s möglich, solche Schönheit zu verlassen?
– So kehrt nur reizender das alte Glück!
Oh komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! o weh! was soll mir dieser
Sie küsst mich zwischen Lieben noch und Hassen,
Sie kehrt sich ab, und kehrt mir nie zurück.

1829

Den „Wahnsinn“ der Liebe, der die von ihr in Bann geschlagenen Akteure verschlingt, hat der melancholische Dichterpfarrer Eduard Mörike (1804–1875) sehr früh am eigenen Leib erfahren müssen. Die attraktive Ludwigsburger Gasthausgehilfin Maria Meyer faszinierte den 19jährigen Tübinger Stiftszögling so sehr, dass er sofort einer unerfüllbaren Leidenschaft verfiel und den Boden unter den Füßen verlor. Aus dieser tragischen Liebespassion entstand von 1824 bis 1867 der sogenannte Peregrina-Zyklus, das Sonett über die „Verzweifelte Liebe“ wurde erstmals 1829 veröffentlicht.

Um Peregrina, die nach der lateinischen Wortbedeutung eine Pilgernde oder auch eine Landstreicherin sein kann, kreisen fünf Gedichte Mörikes. Die Liebe zu „Peregrineri“ wird im Sonett als Tortur evoziert, als Ausgesetztsein am „Pfahl“, was die Staupsäule meint, einen Ort öffentlicher Züchtigung. Liebe und Hass sind in der erhitzten Liebespassion eng miteinander verbunden – und Mörike hat diesen Schmerz des Liebens und Verlassenwerdens in ein

Eduard Mörike

Ideale Wahrheit

Gestern entschlief ich im Wald, da sah ich im Traume das kleine
Mädchen, mit dem ich als Kind immer am liebsten verkehrt.
Und sie zeigte mir hoch im Gipfel der Eiche den Kuckuck,
Wie ihn die Kindheit denkt, prächtig gefiedert und groß.
„Drum! Dies ist der wahrhaftige Kuckuck!“ – rief ich – „Wer sagte
Mir doch neulich, er sei klein nur, unscheinbar und grau?“

1837

Als Schicksalsvogel, der die Ankunft des Frühlings bestätigt und die Lebenszukunft der Menschen versinnbildlicht, wird der Kuckuck in Volkslegenden und in Dichtungen der Romantik verehrt. Im 1837 entstandenen Gedicht des schwäbischen Dichterpfarrers Eduard Mörike (1804–1875), dem man zu Unrecht eine Neigung zur biedermeierlichen Betulichkeit nachgesagt hat, markiert das Traumbild eines Kuckucks die Grenze zwischen der Alltagswirklichkeit und der sie transzendierenden Sehnsucht.

Diese Traum-Begegnung mit dem Kuckuck spiegelt wohl auch ein tragisches Grundmuster im Leben Mörikes: Nie überwand er die unerfüllte Liebe zu Maria Meyer (1802–1865), der er als 19-jähriger in einem Ludwigsburger Gasthaus begegnet war. Die Sehnsucht nach erfüllter Liebe wird wie die „ideale Wahrheit“ immer wieder mit dem Grau der Wirklichkeit konfrontiert. Nur im Traum behält der Kuckuck seine biologisch nicht vorhandene Farbigkeit. Das Trauma der Trennung, der Schock, in der Liebe immer wieder getäuscht worden zu sein, wird in kindlich anmutenden Versen artikuliert.

Elisabeth Borchers
Adieu

Und plötzlich bist du ganz allein
                    im Raum
                                der Welt
Die Ärzte legen ihren Kittel ab
Die Schläuche ziehen sich zurück
Die Hand hält an der Blüte fest
Der sternenübersäte Ort der letzten Atempause
rollt vorbei

Was weiß denn ich
wohin

nach 2000

aus: Elisabeth Borchers: *Eine Geschichte auf Erden.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2002

An der Grenze von Leben und Tod tritt plötzlich Stille ein. Die Geschäftigkeit der Welt verschwindet, und das moribunde Subjekt wird ganz auf sich selbst zurückgeworfen, gelangt an eine Schwelle, auf der keine Richtungsbestimmung mehr möglich. ist. Elisabeth Borchers (geb. 1926), die auf ihrem literarischen Lebensweg von einem feinsinnigen Surrealismus zu einer existenziellen, meditativen Lakonie gelangt ist, zeigt ein Ich in dieser Grenzsituation des Abschieds.

Ihr Text sei die Trauer, hat Borchers in einem ihrer schönsten Gedichte gesagt. In ihrem lyrischen „Adieu“ verbinden sich Einsamkeit und Wehmut und ein subtiler Beharrungswille. Denn das Ich hält ja an etwas fest – zwar nicht an der „blauen Blume“ der romantischen Utopie, aber doch immerhin an einer „Blüte“. Und der Ort der „letzten Atempause“ wird mit dem Bild des Sternenhimmels verbunden.

Elisabeth Borchers

ICH WILL IHN HEBEN
den versunkenen Schatz
das Gold, die Lieb, den Edelstein
Ich will die Weltenuhr verrücken
Ich weiß, es wird nicht einfach sein
Ich weiß, es wird mir nie und nimmer glücken
So lass die Sterne leuchten
und sei’s nur einer: der ist dein.

um 2000

aus: Elisabeth Borchers: *Eine Geschichte auf Erden.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2002

In einem frühen Film des schwedischen Regisseurs Ingmar Bergman (1918–2007), Wilde Erdbeeren, *gibt es eine Schlüsselszene, in der ein alter Mann im Traum eine Uhr betrachtet und mit Schrecken entdeckt, dass sie keine Zeiger mehr besitzt. Bergmans „Weltenuhr“ ist in lähmender Gegenwart eingefroren, es gibt keine Zukunft mehr. Gegen solchen geschichtlichen Stillstand mobilisiert das lyrische Ich im Gedicht von Elisabeth Borchers (geb. 1926) alle utopischen Energien. Die „Weltenuhr“ soll auf einen neuen Zeit-Stand gebracht werden.*

Der Eingriff in die „Weltenuhr“ wird flankiert durch eine romantisch-retrospektive Bewegung. Denn es sollen auch die Schätze aus einem untergegangenen goldenen Zeitalter geborgen werden. Hier spricht ein Ich, das sich noch Zuversicht und Daseinstrotz bewahrt hat. Und obwohl die Protagonistin die Utopie selbst relativiert, wird an ihrer Leuchtkraft festgehalten, am eigenen „Stern“. So entsteht ein Gedicht als allegorisiertes „Prinzip Hoffnung“ (Ernst Bloch).

Elke Erb
Bettlerhochzeit

Regen hin zur Kastanienallee,
Ich Blinder singe, ich Gehörloser tanze
im Kronenlaub, Unruhe, nächtlich.
Alle meine Häupter verschenke ich gern,
verschreibe, verhökere, verliere den
Bettel. Komm deiner Lust nach,
Regen, hin zur Kastanienallee:
Wedele, wedele, hinter, Städtele.

1976

aus: Elke Erb: *Nachts, halb zwei, zu Hause. Texte aus drei Jahrzehnten*. Reclam Verlag, Leipzig 1991

Ein Volkslied aus dem 18. Jahrhundert, das in seiner ursprünglichen Gestalt in der romantischen Liedersammlung Des Knaben Wunderhorn *(1806–1808) zu finden ist, dürfte wohl Pate gestanden haben für Elke Erbs (geb. 1938) Szene einer „Bettlerhochzeit“. „Widele, wedele, / Hinterm Städele / hat der Bettelmann Hochzeit“: So tönt es als lyrischer Lockruf aus dem alten Lied herüber. Elke Erb hat dieses Motiv im Februar 1976 als kleine Genreszene im DDR-Alltag imaginiert.*

In der Kastanienallee in Ostberlin beginnen die Blinden und Gehörlosen zu tanzen und sorgen für „nächtliche Unruhe“. Und auch das lyrische Ich denkt nicht an Vernunft, sondern an hedonistischen Selbstverlust. Mit den ästhetischen Imperativen des realsozialistischen Staates war diese Art von spielerisch-experimenteller Dichtung nicht in Übereinstimmung zu bringen.
1949 aus der Eifel in die DDR gekommen, hat Elke Erb immer wieder mit ihrer offenen Poetik und dem von ihr geliebten „Naturwunder Wortspiel“ für produktive Irritationen im alten und neuen Deutschland gesorgt.

Elke Erb
Nein

Über die Po-Ebene – das wird öde.
Die Po-Ebene queren – lange Fahrt.

Po-Ebene – still doch. Vermutlich nie,
wie sie vorkommt in Sätzen, ist sie zu fassen.

Die Alpen – freilich! Alle Welt, allerwelts.
Der Comer See? – überzeugt.

Die Po-Ebene – nie! Keine menschliche
Rede begreift sie
je.

1997

aus: Elke Erb: *Gänsesommer.* Urs Engeler Editor, Basel/Weil am Rhein 2005

„Ein Kind, das weit in die Welt hineingeht, erwartet das Wunder“, hat die Dichterin Elke Erb (geb. 1938) einmal in einem autobiografischen Text notiert – nach diesem „Wunder“ hat sie in ihrem lyrischen Werk stets Ausschau gehalten. Und dieses „Wunder“ erlebt sie in den immer neu zu gruppierenden, mitunter sich eigen-dynamisch generierenden Konstellationen der poetischen Sprache.

Seit sie aus der Eifel nach Berlin-Ost gekommen war und dann ab 1966 die DDR-Poesie aufzumischen begann, hat Elke Erb eine ganze Menge an produktiven Sprach-Spielen zuwege gebracht. Sehr skizzenhafte Texte stehen in ihrem Werk neben sprachbesessenen Wort-Meditationen, die um eine bestimmte Vokabel oder eine Lautstruktur kreisen. Im Fall des Gedichts „Nein“, das im April 1997 entstand, entzündet sich das poetische Interesse an den durchaus komischen phonetischen und semantischen Effekten, die um die geografische Bezeichnung „Po-Ebene“ und um den Vokal „O“ kreisen.

Else Lasker-Schüler

Dämmerung

Ich halte meine Augen halb geschlossen
Graumütig ist mein Herz und wolkenreich
Ich suche eine Hand der meinen gleich…
Mich hat das Leben, ich hab es verstoßen
Und lebe angstvoll nun im Übergroßen
Im irdischen Leibe schon im Himmelreich.
Und in der Frühe war ich blütenreich
Und über Nacht froh aufgeschossen
Vom Zauber eines Traumes übergossen –
Nun färben meine Wangen meine Spiegel bleich.

um 1940

aus: Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. Bd. I,1: Gedichte.* Jüdischer Verlag, Frankfurt a.M. 1996

Die späten, in ihrem letzten Refugium Palästina entstandenen Gedichte Else Lasker-Schülers (1869–1945) fühlen sich nicht mehr dem zionistischen Gedanken der „Heimkehr ins gelobte Land“ (der „Immigration“) verpflichtet, sondern sind vielmehr geprägt von der existenziellen Erfahrung der Emigration und des Exils. Im Gedicht „Dämmerung“, das von Lebensmüdigkeit und Todesahnungen durchzogen ist, imaginiert die Dichterin den Übergang ins „Himmelreich“.

Die Abwendung von der Welt und die Vorbereitung auf den Übergang in einen anderen Zustand werden schon in den Eingangszeilen angedeutet. Das Gedicht der damals bereits über 70jährigen Dichterin spricht vom entschlossenen Rückzug nach dem Ende des zauberhaften „Traums“ vom Leben. Das Abschiednehmen von der Welt, die Erfahrung des körperlich-seelischen Zerfalls und die Empfindung, dass der „irdische Leib“ bereits ins „Himmelreich“ abgewandert ist – in keinem anderen Gedicht der Lasker-Schüler ist die Vorahnung des Lebensendes so präzis-traurig formuliert.

Emmy Hennings
Mädchenlied

Hohe blaue Heide
Spinne klare Seide.
War ein Kind von sechszehn Jahr
Und der Hans und ich ein Paar
Hohe blaue Heide.

Hohe blaue Heide
Spinne klare Seide.
Wartete noch sieben Jahr
Alles, alles war nicht wahr.
Hohe blaue Heide.

Hohe blaue Heide
Spinne klare Seide.
Spinn ich mir mein Totenhemd.
Hohe blaue Heide.

1916/1917

aus: Emmy Hennings: … *Ich bin so vielfach… Texte, Bilder, Dokumente.* Hrsg. v. Bernhard Echte. Stroemfeld Verlag. Basel/Frankfurt a.M. 1998

Ein todtrauriges Kinderlied im Volksliedton über das Erlöschen einer Liebe und den Verlustschmerz. Emmy Hennings (1885–1948), die allseits begehrte Muse und exzentrische Schlüsselfigur der literarischen Avantgarde in München und Berlin, hat ihr anrührendes Lied 1916/17, mitten in der Revolte des Dadaismus geschrieben. Während ihr eigensinniger Lebensgefährte Hugo Ball (1886–1927) gerade die „Lautpoesie“ und mit ihr „Verse ohne Worte“ erfand, hielt Emmy Hennings an der Musikalität der klassischen Reimformen fest.

Das Gedicht vertraut sich ganz der sanften Motorik des Kinderlieds an. Einem träumerischen Murmeln vergleichbar, entfaltet sich der Refrain, der eine Landschaft mit einer Pflanzengattung und einem Personennamen verschmilzt. Das Farbwort „blau“ – darauf hat Gottfried Benn (und nicht nur er) hingewiesen – ist traditionell eine Sehnsuchtsvokabel, die Räume und Zeiten öffnet. Hier verbindet sie sich mit einem Bewusstsein der Finalität.

Erich Fried

Was es ist

Es ist Unsinn
sagt die Vernunft
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist Unglück
sagt die Berechnung
Es ist nichts als Schmerz
sagt die Angst
Es ist aussichtslos
sagt die Einsicht
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist lächerlich
sagt der Stolz
Es ist leichtsinnig
sagt die Vorsicht
Es ist unmöglich
sagt die Erfahrung
Es ist was es ist
sagt die Liebe

1983

aus: Erich Fried: *Es ist was es ist. Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte.* Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1991

Der populärste Text des dezidiert politischen Lyrikers Erich Fried (1921–1988) ist ein zartes Liebesgedicht, das 1983 seiner Sammlung Es ist was es ist *den Titel gab. Gegenüber den Imperativen einer pragmatischen Vernunft und einer ernüchterten Erfahrung plädiert Fried hier für die Beharrungskraft der Liebe. Selbst die Angst vor Schmerz und Zurückweisung kann die Eigendynamik der Liebesenergie nicht bremsen.*

Alle Einwände gegen die Haltbarkeit und Legitimität der Liebe, die diverse Instanzen der Erfahrung hier vortragen, werden durch den lakonischen Hinweis auf die schiere Existenz und Eigenmacht der überwältigenden Passion entkräftet. Das So-Sein der Liebe überwindet alle gegenläufigen Kräfte. Durch die gebetsartige Wiederholung der fast tautologischen Formel „Es ist was es ist" gewinnt das Gedicht seine Suggestivität. „Was es ist" trat in den 1980er Jahren einen Siegeszug in nahezu alle Lesebücher und didaktische Studien zur Vermittlung von Lyrik an – und gilt bis heute als exemplarisches Modell moderner Liebeslyrik.

Erika Burkart
Phasen

Es gibt ein Licht in der Dämmerung,
das glimmt auf den Zweigen wie Schnee,
Muschelinnres der Himmel,
wo er die Erde umfasst.

Die erste Sichel, die zweite.
Wenn die Kugel voll ist,
ändert das Wetter,
die Nacht trübt ein
und die Flut verebbt.

Es gibt ein Licht in der Nacht,
das wartet, solang wir es suchen.

um 2000

aus: Erika Burkart: *Ortlose Nähe.* Ammann Verlag, Zürich 2005

Dichtung kann – gemäß einer alten romantischen Utopie – eine magische Illumination sein, eine Art Lichttherapie, die ein begütigendes Glimmen über die Dinge legt. Die Schweizer Dichterin Erika Burkart (geb. 1922) versucht in ihren Gedichten diesen magischen Zauber in ihrer Betrachtung der Welt wiederzuerwecken. Das alte Inventar der Poesie – Himmel, Erde, Schnee, Licht, Nacht – wird von einem Kreis aus beschwörenden Worten eingefasst.

Der Gestus des romantischen Mond-Gedichts verbindet sich mit einer schamanistischen Beschwörung der Naturelemente mitsamt der Gezeiten. Die einzelnen Mond-Phasen erscheinen als Gesetzgeber der Naturprozesse. Die beiden Schlusszeilen suggerieren schließlich, dass es noch eine Korrespondenz zwischen dem Menschen und den Lichtereignissen geben könnte, gesteuert vielleicht von einer transzendenten Instanz.

Erika Burkart

Weisse Vögel

Es waren Möwen,
Tauben sah ich im Frühling,
ein Sturm von Vögeln,
sie querten das Fenster,
mitreißend, in freier,
energischer Ordnung,
Atemstopp – und die Seele
flog ihnen nach.

Ihr dunkles Nachbild
in Hirn und Blut,
spüre ich an den Schultern
die gekappten Flügel,
mich dürstet nach Licht,
ich friere.

nach 2000

aus: Erika Burkart: *Ortlose Nähe*. Ammann Verlag, Zürich 2005

Die Flugbewegungen der Vögel zeichnen die Spur vor für die Bahn der menschlichen Seele: Eine solche naturmagische Parallelisierung von kreatürlicher und menschlicher Ordnung ist typisch für die Dichtkunst der Schweizer Poetin Erika Burkart (1922–2010). Auf die Emphase der freien „energischen“ Bewegung folgt dann aber eine melancholische Introversion des Ich.

Es ist das lyrische Ich in seiner Verlassenheit, das in der dunklen zweiten Strophe den Vögeln nachtrauert. Auf die Helligkeit der Frühlings-Verheißung folgt ein düsteres Bild des Schmerzes. Die „gekappten Flügel“ bedeuten für das lyrische Subjekt zugleich die Amputation der Freiheit. Was bleibt, ist die elegische Klage über den Verlust jedweder Bewegungsmöglichkeit. In ihrem inständigen Benennen der letzten Dinge öffnen sich Erika Burkarts Gedichte hin zum sehr konzentrierten, immer luziden Durchbuchstabieren einer Menschenexistenz.

Ernst Jandl
demokratie

unsere ansichten gehen
als freunde
auseinander

Ernst Jandl

die morgenfeier, 8. Sept. 1977

einen fliegen finden ich in betten
ach, der morgen sein so schön erglüht
wollten sich zu menschens wärmen retten
sein aber kommen unter ein schlafwalzen
finden auf den linnen ich kein flecken
losgerissen nur ein zartes bein
und die andern beinen und die flügeln
fest an diesen schwarzen dings gepresst
der sich nichts mehr um sich selbst bemüht
ach, der morgen sein so schön erglüht

1977

aus: Ernst Jandl*: poetische werke*, hrsg. v. Klaus Siblewski. Luchterhand Literaturverlag, München 1997

In einer Frankfurter Poetik-Vorlesung hat der radikale Sprachartist Ernst Jandl (1925–2000) dereinst seine Hörer mit der Frage konfrontiert, ob die eigenwilligen Fügungen seines Gedichts „die morgenfeier“ eine Störung darstellten: „Ich meine die Punkte darin, an denen von unserer Normalsprache abgew ichen wird, so dass ich es als ein Gedicht in einer heruntergekommenen Sprache bezeichnen kann.“ Auf jeden Fall hat es Jandl hervorragend verstanden, die vom Titel geweckten Erwartungen mit ästhetischen Schocks zu durchkreuzen.

„Die morgenfeier“ suggeriert zunächst eine hymnische Gehobenheit in Ton und Sujet. Jandl aber kontert das angedeutete elegische Pathos mit Ironie und Zynismus. Die zerquetschte Fliege in ihrer Erbärmlichkeit steht exemplarisch für das Mitgeschöpf Mensch. Es dominiert, so Jandl selbst, ein „Gefühl von Traurigkeit, das der Mensch für den Menschen und damit für sich selbst empfindet, ‚der sich nichts mehr um sich selbst bemüht‘“.

Ernst Jandl
vater komm erzähl vom krieg

vater komm erzähl vom krieg
vater komm erzähl wiest eingrückt bist
vater komm erzähl wiest gschossen hast
vater komm erzähl wiest verwundt wordn bist
vater komm erzähl wiest gfallen bist
vater komm erzähl vom krieg

1966

aus: Ernst Jandl: *poetische Werke*, hrsg. v. Klaus Siblewski. Luchterhand Literaturverlag, München 1997

Die leuchtende Anekdote vom heldenhaften Verhalten des soldatischen Mannes im Krieg – sie ist schon oft an Stammtischen kolportiert worden, in einem Tonfall unverhohlenen Triumphs. Ernst Jandl (1925–2000), der 1943 im Alter von 18 Jahren zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und ein Jahr später auf das Terrain des Tötens befohlen wurde, zitiert in seinem im Oktober 1966 entstandenen Gedicht die begeisterten Erzähler dieser Szenerien des Schreckens – um dann in einer trockenen Pointe die Absurdität dieser Kriegs-Nostalgie bloßzulegen.

Sechs Verszeilen genügen, um das gemütlich-heimelige Sprechen vom Krieg seiner Bodenlosigkeit zu überführen. Gerade das Beharren auf der refrainartigen Wiederholungsformel „vater komm erzähl“ steigert den Schrecken. Die ungeduldigen Fragen des Kindes an den Vater resümieren wie nebenbei die grausigen Stationen des Soldatenlebens: das pseudo-heroische „Einrücken“, die Arbeit des Tötens und das jämmerliche Finale in Blut und Tod.

Ernst Meister

ABER wir sind doch
Kinder der Erde –
wissen wir's nicht?

Zugehörig dein Ursprung,
dürften uns
dessen Bestimmungen

fremd nicht sein.
Doch entsetzlich
aufgespalten scheint

der Anfang der Anfänge selbst.

1960er Jahre

aus: Ernst Meister: *Sämtliche Gedichte.* Rimbaud Verlag, Aachen 1985ff.

Eine Ursprungserzählung finden, um das Rätsel unserer Existenz zu verstehen: Das ist das Ziel aller Mythologien, Religionen und auch der ältesten wie neuesten Dichtungen. Ernst Meister (1911–1979), der philosophisch inspirierte Poet und Erforscher der letzten Dinge, reflektiert in einer lyrischen Miniatur das Selbstverständnis und das Dilemma der menschlichen Spezies: „Kinder der Erde" zu sein und doch nicht an den „Grund" des Daseins heranzukommen.

Als philosophischer Dichter forciert Meister die immer neue Befragung der Grundbegriffe, die prägend sind für das Weltverhältnis der Menschen. Und er treibt den Zweifel in den Kern der Ursprungserzählung hinein. Es gibt keine universell verbindliche Formel mehr für die Erklärung des „Anfangs", die das Weltgebäude sinnstiftend zusammenhalten könnte. Es gibt nur rivalisierende Weltdeutungen, ein „Aufgespaltensein", das nicht mehr harmonisierbar ist.

Ernst Stadler

Tage

O Gelöbnis der Sünde! All’ ihr auferlegten Pilgerfahrten in entehrte Betten!
Stationen der Erniedrigung und der Begierde an verdammten Stätten!
Obdach beschmutzter Kammern, Herd in der Stube, wo die Speisereste verderben,
Und die qualmende Öllampe, und über der wackligen Kommode der Spiegel in Scherben!
Ihr zertretnen Leiber! du Lächeln, krampfhaft in gemalte Lippen eingeschnitten!
Armes, ungepflegtes Haar! ihr Worte, denen Leben längst entglitten –
Seid ihr wieder um mich, hör’ ich euch meinen Namen nennen?
Fühl’ ich aus Scham und Angst wieder den einen Drang nur mich zerbrennen:
Sicherheit der Frommen, Würde der Gerechten anzuspeien,
Trübem, Ungewissem, schon Verlornem mich zu schenken, mich zu weihen,
Selig singend Schmach und Dumpfheit der Geschlagenen zu fühlen,
Mich ins Mark des Lebens wie in Gruben Erde einzuwühlen.

Eugen Roth
Einbildung

Wir sehn mit Grausen ringsherum:
Die Leute werden alt und dumm.
Nur wir allein im weiten Kreise,
Wir bleiben jung und werden weise.

1930er Jahre

Aus: Eugen Roth: *Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte*. Carl Hanser Verlag, München 1977

Zu den ganz großen Stärken des zu Lebzeiten äußerst populären Dichters Eugen Roth (1895–1976) gehört die lakonische Leichtigkeit, mit der er auf die Selbstmissverständnisse, Lebenslügen und Illusionen seiner Mitmenschen blickte. Besonders seine konzentrierten „Ein Mensch“-Gedichte und -Erzählungen, die seit den 1930er Jahren entstanden, entwerfen ein vielschichtiges Porträt weit verbreiteter Lebensschwächen.

Eine sehr beliebte Illusion im bürgerlichen Selbstbild ist ein aus Dummheit geborener narzisstischer Hochmut. Dass immer nur die anderen den Alterserscheinungen und nachlassenden Geisteskräften verfallen, redet sich das moderne Ich gerne selbst ein, der Traum ewiger Jugend ist einfach zu verlockend. Das Problem ist nur, dass bereits dieser folgenschwere Irrtum eine Vorstufe zu der so verachteten prä-senilen „Dummheit“ ist.

Eugen Roth

Kunst

Ein Mensch malt, von Begeisterung wild,
Drei Jahre lang an einem Bild.
Dann legt er stolz den Pinsel hin
Und sagt: ‚Da steckt viel Arbeit drin.'
Doch damit wars auch leider aus:
Die Arbeit kam nicht mehr heraus.

nach 1940

aus: Eugen Roth: *Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte.* Carl Hanser Verlag, München 1977

Die moderne Kunsttheorie badet oft in Begeisterung über den „Prozesscharakter" der künstlerischen Aktivität, wobei einige Ästhetiker die wirkungsmächtige These vertreten, dass diese t Prozessualitä der eigentliche Kunstakt sei, das fertige Artefakt dagegen sekundär. Diese etwas verschmockten Theorien sind alle vor der Niederschrift der humoristischen Miniatur Eugen Roths (1895–1976) entstanden, der mit einer gewissen Respektlosigkeit die unabschließbare Arbeit eines Malers beobachtet.

Es genügt dem humoristischen Spruchdichter Roth, den von ihm beschriebenen Vorgang mit implizitem Schmunzeln zu begleiten. Ein Kommentar zum Selbstbetrug des Malers erübrigt sich auch. Was aus der Perspektive des Malers zu einer hochproduktiven Leistung und zu einer Art work in progress stilisiert wird, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als eklatantes Versagen des Künstlers. Manchmal „steckt" eben lediglich „viel Arbeit drin" in einem Kunstwerk – Arbeit, deren Ergebnis selbst beim Scheitern der künstlerischen Aktivität in einen Erfolg umgelogen werden kann.

Ezra Pound

In a Station of the Metro

The apparition of these faces in the crowd;
petals on a wet, black bough.

Das Erscheinen dieser Gesichter in der Menge:
Blütenblätter auf einem nassen, schwarzen Ast.

(Übersetzung: Eva Hesse)

1913

aus: Ezra Pound: *Lesebuch*. Hrsg. v. Eva Hesse. Arche Verlag, Zürich 1986

Einer der größten Literaturrevolutionäre des 20. Jahrhunderts, der amerikanische Dichter Ezra Pound (1885–1972), hatte 1912 in einem seiner zahlreichen Manifeste die Ära des „Imagismus“ ausgerufen. Das b„image“ egriff er als Verdichtung eines intellektuellen und emotionalen Komplexes. Inspiriert durch die japanische Gedichtform des Haiku, entwickelte er dann das „Ein-Image-Gedicht“ als eine Form der Überlagerung, „eine Vorstellung, die über eine andere geschichtet ist“. Das berühmteste Beispiel für dieses „Ein-Image-Gedicht“ ist „In a station of the Metro“ aus dem Jahr 1913.

Es geht hier weniger um eine Überlagerung zweier Vorstellungen, als vielmehr um eine metaphorisch-sinnliche Illustration eines Bildes durch ein anderes. Entscheidend ist hier die „apparition“, das sinnliche Erscheinen eines Wirklichkeitsphänomens, in diesem Fall der verwechselbaren Gesichter in einer Metro. Daraus entsteht erst das Naturbild der Blütenblätter, das die großstädtische Szene transzendiert.

Frank Wedekind

Ilse

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,
Ein reines unschuldsvolles Kind,
Als ich zum erstenmal erfahren,
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Er nahm mich um den Leib und lachte
Und flüsterte: Es tut nicht weh!
Und dabei schob er, sachte, sachte
Mein Unterröckchen in die Höh'.

Seit jenem Tag lieb ich sie alle,
Des Lebens schönster Lenz ist mein;
Und wenn ich keinem mehr gefalle,
Dann will ich gern begraben sein.

vor 1905

Als radikaler Kritiker der wilhelminischen Kultur und Sexualmoral hat der Dichter und Dramatiker Frank Wedekind (1864–1918) den empörten Protest seiner Zeitgenossen provoziert. In seinen Theaterstücken und kabarettistischen Chansons, die er 1905 in dem Band Die vier Jahreszeiten *sammelte, ließ Wedekind keine Gelegenheit aus, um mit demonstrativen Tabuverletzungen alle bürgerlichen Vorstellungen von Eros und Intimität zu demontieren.*
In seinen zahlreichen „Dirnenliedern" stellt Wedekind als Dominante die sexuelle Gier in den Mittelpunkt, die das moralisch korrekte Bild der „Reinheit" zerstört. Eine Fünfzehnjährige, die nach der Entjungferung ihre sexuellen Obsessionen genießt – mit solchen Chansons reizte Wedekind die Kulturpolitiker des Kaiserreichs bis zum Äußersten.

Sein Kritiker Karl Kraus (1874–1936) hat gegen Wedekinds antibürgerliche Grellheiten eingewandt, hier verberge sich ein heimlicher Moralist, „schamlos aus lauter Schamhaftigkeit".

Franz Hodjak
Gedicht mit Radfahrer

Der Radfahrer, hier
im Wald, er ist weder
noch. Er radelt, immer

schneller, er rast davon, überholt
den Wind, den Anfang, den eignen
Herzinfarkt, die Post, die Freiheit, das

Licht. In der Geschwindigkeit, die
er inzwischen erreicht hat, ist
er kaum noch sichtbar. Er verkörpert

unsre Überzeugung, die sich
nicht mehr immer und ewig
beides leisten kann, Verfolgten

und Verfolger. Er ist
sowohl als auch. Wir sind
stolz auf ihn. Wir setzen

auf seinen Sieg.

nach 2005

aus: Franz Hodjak: *Ankunft Konjunktiv*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997

In der rumäniendeutschen Literaturszene der 1970er und 1980er Jahre agierte der in Hermannstadt geborene Franz Hodjak (geb. 1944) als Schlüsselfigur. Als Lektor im Dacia Verlag *und als Poet mit unverwechselbar lakonischer Schreibweise zog er schon vor seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik 1992 mit seinen „sanften Visionen von einem kleinen Teil des Weltuntergangs“ die Aufmerksamkeit des deutschen Literaturbetriebs auf sich.*

In seinem unverkennbar trockenen Witz entziffert Hodjak hier die verbissenen Anstrengungen eines Mountain-Bikers als komische Aufhebung der traditionellen Gegensätze zwischen Anfang und Ende, Bewegung und Stillstand, Verfolgung und Verfolgtsein. Hodjaks ironisches Porträt des zwanghaften Hochgeschwindigkeits-Radfahrers im Wald ist auch eine subtile Kontrafaktur zu Bertolt Brechts berühmtem „Radwechsel“-Gedicht (vgl. Lyrikkalender, 5.4.2007). Bei Brecht setzt die Reflexion erst durch den Stillstand ein, bei Hodjak wird das Nachdenken von der Raserei des Bikers gleichsam überrollt.

Fred Endrikat
Pessimismus

Es starb E.T.A. Hoffmann und Napoleon,
es starb der junge Mozart und der alte Blücher,
es starb der Große Kurfürst und Pipin des Kleinen Sohn
kurzum: man ist sich seines Lebens nicht mehr sicher.

1930er Jahre

aus: *Das große Endrikat-Buch.* Blanvalet, München 1976

Das unangenehme Faktum, dass die Mortalitätsrate in allen menschlichen Gesellschaften nach wie vor hundert Prozent beträgt, hat die Dichter immer wieder zu Meditationen, Klagen und Gedankengedichten aller Art provoziert. Der Kabarettist und Improvisationskünstler Fred Endrikat (1890–1942), der durch politisches Appeasement seine Karriere auch während der Jahre des Nationalsozialismus sicherte, reagierte auf den Skandal des Sterbenmüssens mit kalauernder Heiterkeit.

Der „Pessimismus", den der Titel des Vierzeilers ankündigt, wird demonstrativ konterkariert. Wenn selbst die großen Künstler und die legendären Herrscher der Sterblichkeit ausgesetzt sind, erscheint die Gewissheit des eigenen Todes weniger schmerzvoll zu sein. Im Grunde wird die Sterblichkeit durch Ironie banalisiert. Und der „Pessimismus", der nur geringe gesellschaftliche Akzeptanz hat, wird verscheucht durch Lustigkeit. Die Zuhörer seiner Bühnenauftritte wird es gefreut haben.

Friederike Mayröcker
Gesang zwischen dir und mir

siehst du den Abendstern?
ich sehe
hörst du den Wind?
ich höre
fühlst du die Ewigkeit?
ich fühle
und dein Name?
nenne mich Nacht
woher kommst du?
aus deiner Einsamkeit
wohin gehst du?
in deine Innigkeit
gib mir die Hand

um 1950

aus: Friederike Mayröcker: *Gesammelte Gedichte.* Hrsg. v. Marcel Beyer. Suhrkamp Verlag. Frankfurt a.M. 2004

„Das ‚freie' oder ‚totale' Gedicht, das ich anstrebe… ist meiner Vorstellung nach ein Gedicht, das einen Ausschnitt aus der Gesamtheit meines Bewusstseins von der Welt bringt. ‚Welt' verstanden als etwas Vielschichtiges, Bruchstückhaftes, Unauflösbares…" Was Friederike Mayröcker (geb. 1924) in einem Statement von 1967 zu Protokoll bringt, gilt noch nicht für ihr zart-naives Frühwerk. Denn in den Gedichten der Jahre 1945–1955 geht es nicht um assoziationsreiche Totalität, sondern um die lyrisch-unmittelbare Anrufung eines Du.

Ein bewegendes Liebesgedicht, das noch weit entfernt ist von den filigranen Verästelungen der modernistischen Poetik Mayröckers nach 1967. Die Basiswörter romantischer Gefühlspoesie dominieren, vom „Abendstern" des Matthias Claudius bis hin zu „Wind", „Nacht" und „Einsamkeit". Und doch ist bei allem Traditionalismus das Elementare der Gefühlsbewegung zwischen zwei Liebenden festgehalten.

Friederike Roth
Herbstlied

Die Bäume
einsam und schlank, an der Erde
immer röter und gelber die Blätter
verwitternd in Nässe und Glut.

Zum Schlafen legen sich
die Tiere in die Erde
dunkel und dicht
still wird das Leben langer Tage.

Voll Unruhe
was das für ein Schlaf sei
freun wir uns auf die Feste im Warmen.
Die Tage wachsen nach wie Gras
und unsre Augen glühn.

1970er Jahre

aus: Friederike Roth: *Tollkirschenhochzeit*. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1978

„Ich will die Liebe wie in den alten Liedern", konstatiert eine anonyme Stimme im Buch des Lebens *(1983–1993) der Dichterin und Dramatikerin Friederike Roth (geb. 1948). Das Scheitern dieses Wunsches lieferte den Stoff für die frühen lyrischen Erfolgsbücher* Tollkirschenhochzeit *(1978) und* Schieres Glück *(1980). Die Bilder einer aufbegehrenden weiblichen Subjektivität sind dabei oft gekoppelt an symbolisch auszudeutende Naturzeichen.*

Das „Herbstlied" beschwört nur in der ersten Strophe die klassische Szenerie des Blätterfalls und des allmählichen Erlöschens der soeben noch blühenden Natur. Danach erscheint der Herbst als dunkle, fast bedrohliche Jahreszeit des Rückzugs, in der allein der Schlaf und die Stille regieren. Aber dieser Schlaf hat nichts Beruhigendes mehr, sondern weitet sich zum unkontrollierbaren Zustand der Daseins-Unsicherheit, dem erst das Frühjahr und die erwachenden Leidenschaften ein Ende setzen. In späteren Büchern hat Friederike Roth ein ambivalentes Bild des „schlaflosen Schlafs" entfaltet – der alle Lebensregungen lähmt.

Friedrich Christian Delius

Junge Frau im Antiquitätenladen

Zwischen dem üblichen Kram
(den ich nicht weiter aufzähle)
steht die junge Frau
(die eine andre Gesellschaft will,
aber nicht weiß, ob sie
den Mann zu Haus noch will,
der auch eine andre Gesellschaft will)
und sieht sich um und
steht vor dem Antiquitätenhändler
(der ihre Zuneigung weckt, indem
er ihr sehr altes Spielzeug vorführt,
der keine andre Gesellschaft will,
ihr aber die Enttäuschungen ansieht).
So steht sie unschlüssig und
schon bereit, sich ihm hinzugeben,
weil er von ihr was zu kapieren scheint,
dreht dann aber doch ab und
macht die Tür von außen zu.

1975

aus: Friedrich Christian Delius: *Ein Bankier auf der Flucht. Gedichte und Reisebilder.* Rotbuch Verlag, Berlin 1975

Eine Schwelle zwischen zwei Welten ist hier überschritten worden. Die junge Frau, die der Erzähler und Lyriker Friedrich Christian Delius (geb. 1943) porträtiert, ist in ihrer Herkunftsgeschichte von den kulturrevolutionären Impulsen der linken 68er-Generation geprägt. Mit der kühnen politischen Utopie der Gesellschaftsveränderung hat aber die Institutionalisierung privaten Glücks nicht mithalten können. Jetzt sieht sich die junge Frau mit Verführungsangeboten aus der alten, überwunden geglaubten Welt konfrontiert.

Das 1975 erstmals veröffentlichte Gedicht umkreist nur einen alltäglichen Augenblick, wie er in der „Neuen Subjektivität“ der 1970er Jahre oftmals ins Zentrum gerückt wurde. Der „Antiquitätenladen“ symbolisiert dabei die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Und das „sehr alte Spielzeug“ meint nicht nur die erotischen Zeichen, die an die junge Frau herangetragen werden, sondern auch die Sinn-Angebote, mit denen immer wieder das Einverständnis mit der alten Gesellschaftsordnung erzielt werden konnte. Die junge Frau entscheidet sich aber gegen die alte Welt – die „Antiquitäten“ bieten keine Perspektiven mehr.

Friedrich Gottlieb Klopstock
Die Sommernacht

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn;

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoss einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde,
Du o schöne Natur!

1766

Mit seiner strengen Metrik und seiner auf eine antikisierende Silbenstruktur gestützte Musikalität hat Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) einen lyrischen „Sound“ erzeugt, der sein Publikum, die Freunde der Empfindsamkeit, viele Jahre begeisterte. Als erster Pop-Star der Lyrikgeschichte besang Klopstock mit großem Erfolg die Urszene der bürgerlichen Gefühlskultur: den Verlust der Geliebten, den Schock des Zurückgebliebenen und seinen Schmerz, den das intensive Naturempfinden lindern soll.

Den poetischen Rhythmus will Klopstock auf die Bewegung des „Wortfußes“ fundieren: So entsteht in der berühmten Ode „Die Sommernacht“ (1766) ein von ihm selbst entworfenes Strophenschema, das insgesamt sechsmal eine rhythmisch gleichförmige Taktung vorsieht, die jeweils aus zwei kurzen, einer langen und wieder einer kurzen Silbe besteht. Diese Formstrenge verursacht ein so strenges Pathos, dass selbst bei eingefleischten Klopstockfans auf die Dauer Ermüdungserscheinungen einsetzten.

Friedrich Hebbel
Der letzte Baum

So wie die Sonne untergeht,
Gibt’s einen letzten Baum,
Der, wie in Morgenflammen, steht
Am fernsten Himmelssaum.

Es ist ein Baum und weiter Nichts
Doch denkt man in der Nacht
Des letzten wunderbaren Lichts,
So wird auch sein gedacht.

Auf gleiche Weise denk ich Dein,
Nun mich die Jugend lässt,
Du hältst mir ihren letzten Schein
Für alle Zeiten fest.

Um 1850

Vor dem endgültigen Erlöschen blitzt hier noch etwas auf in der Ferne – ein letztes Zeichen belebenden Lichts. „Der letzte Baum“ des Dichters und Dramatikers Friedrich Hebbel (1813–1863) markiert einen Punkt, an dem die Tagwelt endet und die Nacht beginnt. Das „letzte wunderbare Licht“ ermöglicht noch einmal eine Erinnerung an die unwiederbringliche Lebensphase der eigenen Jugend. Das Nachglühen dieser hoffnungsvollen Zeit wird in der letzten Strophe evoziert – zugleich wird drängend präsent, dass dieser „letzte Schein“ der Nacht weichen wird.

Wie seine Tagebücher belegen, hat Hebbel schon sehr früh an den Tod gedacht. „Dumpfheit im Kopf vielleicht beginnender Tod“, notierte er bereits 1843. Und 1857 halten die Tagebücher fest: „Du atmest fremden Tod als dein Leben ein und fremdes Leben als deinen Tod aus.“ Und auch der „letzte Baum“ führt das Ich und auch den Leser des Gedichts an die existenziellen Begrenzungen heran.

Friedrich Hölderlin
Der Sommer

Noch ist die Zeit des Jahrs zu sehn, und die Gefilde
Des Sommers stehn in ihrem Glanz, in ihrer Milde;
Des Feldes Grün ist prächtig ausgebreitet,
Allwo der Bach hinab mit Wellen gleitet.

So zieht der Tag hinaus durch Berg und Thale,
Mit seiner Unaufhaltsamkeit und seinem Strale,
Und Wolken ziehn in Ruh', in hohen Räumen,
Es scheint das Jahr mit Herrlichkeit zu säumen.

Mit Unterthänigkeit
Scardanelli

d. 9ten Merz

1940

In den späten Versen Hölderlins (1770–1843), die der zutiefst verstörte Dichter im legendären Turmzimmer im Haus des Schreinermeisters Ernst Zimmer schrieb, erkennt die Forschung Symptome seines dichterischen Verstummens. Nach seinem psychischen Zusammenbruch 1806 verfasste Hölderlin nur noch reimende Strophen, von denen er sich in früheren Jahren als für ihn untrüglichen Zeichen poetischer Stagnation distanziert hatte.

Solche äußerlich makellos gebauten Gedichte unterzeichnete Hölderlin nur noch mit seinem Pseudonym Scardanelli und setzte daneben ein manchmal reales, manchmal phantasiebestimmtes Datum – ganz so, als wolle er diese Gedichte verleugnen. In seinen letzten drei Lebensjahren schrieb er einige Jahreszeiten-Gedichte in denen Subjekt und Natur in trauter Harmonie zueinander finden. Die Hölderlin-Exegeten deuten diesen Umstand als Verlust des „eigenen Tons". Aber selbst in ihrer Konventionalität bewahren diese Verse über den Sommer einen romantischen Sehnsuchtston, der um die Vergänglichkeit und Unwiederbringlichkeit der „Natur-Herrlichkeit" weiß.

Friedrich Hölderlin

Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

1812

Nachdem er im Mai 1807 als unheilbar Geisteskranker aus dem Klinikum Autenrieth entlassen worden war, fand Friedrich Hölderlin (1770–1843) Zuflucht im legendären Tübinger Turmzimmer des Schreinermeisters Ernst Zimmer. In der Werkstatt Zimmers entstanden viele von Hölderlins späten Gedichten aus dem Stegreif. Im April 1812 bat er Zimmer, ihm einen kleinen griechischen Tempel aus Holz zu bauen. Zimmer erwiderte, er könne den Wunsch nicht erfüllen, da er „ums Brot" arbeite und nicht wie sein Gast „in philosophischer Ruhe leben" könne. Daraufhin griff sich Hölderlin ein Brett aus der Werkstatt und krakelte sein berühmtes Gedicht „Die Linien des Lebens".

Hölderlin verweist auf die Einzigartigkeit der Individuation, auf die Einmaligkeit einer Lebensgeschichte, deren Zielpunkt nicht absehbar ist. Die Möglichkeit einer göttlichen Intervention in die Lebenslinien des einzelnen wird offengehalten. Was die religiöse Dimension des Textes betrifft, lässt sich streiten, ob hier ein Gott der monotheistischen Religionen oder der antiken Götterwelt evoziert wird.

Friedrich Nietzsche
Nach neuen Meeren

Dorthin – *will* ich; und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, ins Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit –:
Nur *dein* Auge – ungeheuer
Blickt michs an, Unendlichkeit!

1842–1844

Den Genueser Seefahrer Christóbal Colón, besser bekannt als Kolumbus, bewunderte der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844–1900) als phänomenales Entdecker-Genie und als Revolutionär, der gegen alle überkommenen Vorstellungen sein Leben einsetzte, um eine neue Welt zu entdecken. In den Jahren 1842–44 verfasste Nietzsche mehrere, stark voneinander abweichende Versionen eines Gedichts, das die unendliche Fahrt seines Helden mit dem „Genueser Schiff" auch als Königsweg philosophischer Erkenntnis feiert. Die vorliegende Variante findet sich unter den „Liedern des Prinzen Vogelfrei" im Anhang zu Nietzsches 1882 publizierter Schrift Die fröhliche Wissenschaft.

Zu den Widersprüchen des radikalen Ästhetizisten Nietzsche gehört der Umstand, dass er die metaphysischen Großbegriffe (z.B. „Unendlichkeit"), die er in seinen philosophischen Schriften zu demontieren versucht, in seinen Gedichten hinterrücks wieder einführt. Fünfzig Jahre nach Nietzsches Tod adoptierte sein lyrischer Bewunderer Gottfried Benn (1886–1956) diese schweren Kategorien („Raum", „ungeheuer") in seinem Gedicht „Ein Wort".

Friedrich Rückert
Die Liebe sprach

Die Liebe sprach: in der Geliebten Blicke
Musst du den Himmel suchen, nicht die Erde,
Dass sich die bessre Kraft daran erquicke
Und dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.

Die Liebe sprach: in der Geliebten Auge
Musst du das Licht dir suchen, nicht das Feuer,
Dass dirs zur Lamp' in dunkler Klause tauge,
Nicht dir verzehre deines Lebens Scheuer.

Die Liebe sprach: in der Geliebten Wonne
Musst du die Flügel suchen, nicht die Fesseln,
Dass sie dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Rosen und zu Nesseln.

1821

Im reichen poetischen Werk des polyglotten Universalgelehrten, Dichters und Übersetzers Friedrich Rückert (1788–1866) findet sich auch ein üppig bestückter Zyklus mit Liebesgedichten, den der Dichter 1821 seiner Braut Luise Wiethaus-Fischer widmete. In diesem „Liebesfrühling" ragt ein gefühls-ökonomisch sehr auf Pragmatik bedachtes Gedicht hervor.

Es sieht zunächst nach einem bedächtig ausbalanciertem Begehren aus, was Rückert der Liebe selbst in den Mund legt. Das „Feuer" in der „Geliebten Auge" soll gemieden werden, stattdessen soll das „Licht" einer rationalen Organisation des Alltagslebens dienen. Um den poetischen Ruhepunkt der „Lamp in dunkler Klause" im Zentrum des Gedichts werden aber die utopischen, beflügelnden Wirkkräfte der Liebe beschworen. Eine Anleitung zum Glücklichsein aus dem Geiste der Vernunft.

Friedrich Rückert
Ich bin müde, sterbensmüde

Ich bin müde, sterbensmüde;
Ich bin müde, lebensmüde;
Dieses Bangens und Verlangens,
Dieses Hoffens, Bebens müde;
Dieses zwischen Erd und Himmel
Auf- und Niederschwebens müde;
Dieses spinnengleichen Wesens
Hirngespinste-Webens müd
Müde dieser Torenweisheit
Stolzen Überhebens müde.
Auf, o Geist, in diesen Fesseln
Ring dich nicht vergebens müde!
Schwing dich auf zu deinem Äther,
Des am Staube Klebens müde.

1865

Im Juli 1819 beschrieb der polyglotte Universalgelehrte, Dichter und Übersetzer Friedrich Rückert (1788–1866) in einem Brief an seinen Verleger J.F. Cotta (1764–1832) seine Auseinandersetzung mit der orientalischen Gedichtform des Ghasels: „… persica nämlich, nicht Übersetzungen zu nennen und auch nicht Nachbildungen, in seiner Weise ein Gegenstück zu Goethes Diwan… bei diesem der Geist die Hauptsache, bei meinem die Form…“

Dem Ghasel, einer Folge von zweizeiligen Strophen, deren zweiter Vers immer wieder den in der ersten Strophe angewandten Reim wiederholt, ist Rückert sein Leben lang treu geblieben. 1865, ein Jahr vor seinem Tod, greift er noch einmal auf diese Form zurück, um litaneiartig das Schwinden seiner Lebenskräfte zu beschwören. Bereits 1848 hatte sich Rückert, angewidert von der Politik und dem Kulturbetrieb, aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Dieses ergreifende Ghasel fand man in seinem Nachlass.

Friedrich Rückert

Oft denk ich, sie sind nur ausgegangen,
Bald werden sie wieder nach Haus gelangen,
Der Tag ist schön, o sei nicht bang,
Sie machen nur einen weitern Gang.

Jawohl, sie sind nur ausgegangen,
Und werden jetzt nach Haus gelangen,
O sei nicht bang, der Tag ist schön,
Sie machen den Gang zu jenen Höhn.

Sie sind uns nur vorausgegangen,
Und werden nicht hier nach Haus verlangen,
Wir holen sie ein auf jenen Höhn
Im Sonnenschein, der Tag ist schön.

1834

Um die Jahreswende 1833/34 starben zwei Kinder des polyglotten Universalgelehrten, Dichters und Übersetzers Friedrich Rückert (1788–1866) an Scharlach. In einer besessenen lyrischen Trauerarbeit verfasste Rückert in den darauf folgenden Monaten etwa 500 Gedichte, um dieses Trauma zu verarbeiten. So entstanden die bewegenden „Kindertodtenlieder“, die diesem Sterben einen positiv-metaphysischen Sinn abgewinnen wollen.

Dieses Lied in der Art eines Rondos liest sich wie eine Heilsbeschwörung. Das Ich bietet alle Kunst der Autosuggestion auf, um seine Trauer umzulenken in Zuversicht. Die „Bangigkeit“ wird transformiert in die Phantasie einer nur kurzen, vorübergehenden Abwesenheit der Toten und ihrer Präsenz in einem idyllischen Bezirk. Das Jenseits erscheint als lichtdurchfluteter Ort, an dem die Schönheit ihren Sitz hat. Und als größter Trost wird die Vorstellung lanciert, dass es zu einer Wiederbegegnung mit den „Ausgegangenen“ kommen wird.

Friedrich Theodor Vischer

Prähistorische Ballade

Ein Ichthyosaur sich wälzte
Am schlammigen, mulstrigen Sumpf.
Ihm war in der Tiefe der Seele
So säuerlich, saurisch und dumpf,

So dämlich, so zäh und so traurig,
So schwer und so bleiern und stumpf;
Er stürzte sich in das Moorbad
Mit platschendem, tappigen Pflumpf.

Da sah er der Ichthyosaurin,
So zart und so rund und so schlank,
Ins schmachtende Eidechsenauge,
Da ward er vor Liebe so krank.

Da zog es ihn hin zu der Holden
Durchs klebrige Urweltgemüs,
Da ward aus dem Ichthyosauren
Der zärtlichste Ichthyosüß.

1882

Auch in der Frühgeschichte unseres Planeten gab es offenbar Wesen, die an der alten Geschichte, die laut Heinrich Heine „immer neu bleibt“, enorm gelitten haben: dem Liebesschmerz. So hat sich der Ästhetiker, Linkshegelianer und Dichter Friedrich Theodor Vischer (1807–1887) einen besonders empfindsamen Saurier ausgedacht, dem in seiner Sumpf- und Dschungel-Welt heftige Liebesqualen zusetzen.

Vischers heiter-groteskes Liebesgedicht hat für seine satirisch aufgerufenen Akteure ein großes Erbarmen übrig. Denn trotz einer gewissen Schwerfälligkeit der beiden Liebesnarren fügt sich ihre Begegnung zu einem guten Ende, das dann sogar mit einer reimbedingten morphologischen Metamorphose des „Ichthyosaurus“ endet. Vischers heitere Saurier-Passion findet sich in seinen *Lyrischen Gängen* von 1882.

Friedrich von Hardenberg

An Adolph Selmniz

Was passt, das muss sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sein.
Was hindert, muss entweichen,
Was krumm ist, muss sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muss gedeihn.

Gib traulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor Deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel – wo wir knien –
Ein Ort – wohin wir ziehen
Ein Glück – für das wir glühen
Ein Himmel – mir und dir.

1794/95

Das vermutlich Ende 1794 oder Anfang 1795 entstandene Gedicht ist an einen engen Freund des Dichters Friedrich von Hardenberg (1777–1801) adressiert, den damals 25jährigen Leutnant Adolph Selmnitz. Im Kreisamt Tennstedt war Hardenberg seinerzeit als Verwaltungsjurist beschäftigt, bevor er einige Jahre später zum romantischen Dichter der „Blauen Blume" und zum Bergbaufachmann und Salinendirektor aufstieg. Es ist ein emphatisches Bekenntnis zu einem unverbrüchlichen Freundschaftsbund.

Man kann diese „glühende" Confessio auch als kleine Harmonielehre lesen. Die feierlich beschworene Einheit zweier emotional und intellektuell Verschworener ist auf Dauer angelegt. Keine irdische Gewalt scheint diese Freundschaft gefährden zu können. Im Umfeld seines Freundes Selmnitz lernt Hardenberg auch Sophie von Kühn kennen, mit der ihn über Jahre eine unglückliche Liebes-Passion verbindet. Das zusammenführen der Sehnsucht nach irdischer Erfüllung und himmlischer Erlösung ist ein genuin romantisches Motiv.

Friedrich von Logau

Des Menschen Alter

Ein Kind vergisst sich selbst, ein Knabe kennt sich nicht,
Ein Jüngling acht' sich schlecht, ein Mann hat immer Pflicht,
Ein Alter nimmt Verdruss, ein Greis wird wieder Kind:
Was meinst du, was doch dies für Herrlichkeiten sind!

1638

Friedrich von Logau (1604–1655), ein Meister der „ersten schlesischen Dichterschule", verstand seine Gelegenheitsgedichte und Epigramme als fortlaufenden Kommentar zu den Ereignissen seiner Zeit. Als sein Werk ein Jahrhundert nach seinem Tod von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) wiederentdeckt wurde, staunte die Nachwelt über den scharfen Witz und die skeptizistischen Pointen dieses großen Moralisten und Satirikers.

Im Jahre 1638 hatte Logau unter dem Pseudonym Salomon von Golaw Zwei Hundert Teutscher Reimensprüch veröffentlicht. 1654 folgte in Breslau die Sammlung Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend. Sein Epigramm über die Erfahrungen der verschiedenen menschlichen Altersstufen benennt in nüchterner Klarheit, dass der Mensch in keiner Lebensphase seines Lebens eine Ich-Identität erreicht, sondern in jedem Stadium seiner Existenz von Selbstmissverständnissen oder Enttäuschungen umstellt ist.

Georg Heym

Der Regen ist vorbei.

Der Regen ist vorbei. Die Bäume rücken ferne
Und werfen sich in ihren grauen Schatten,
[Und] langsam gehn herauf die ‚blassen' Sterne.

Ein weißer Rauch hüllt alles in den Wiesen.
Die weißen Wege sind wie Haar verschlungen,
Und suchen sich in fernen Dämmerungen.

Die Menschen stehen um die Teiche oben,
Und sehen schwankend sich im Grunde wieder,
Mit Köpfen schwach und lächerlich verschoben.

1911

Eine danteske Szenerie zeigt dieser im Oktober 1911 von Georg Heym verfasste lyrische Entwurf. Durch die Reduktion landschaftlicher Motive entsteht vor dem Auge des Lesers eine eisige Ödnis, in der jede räumliche Zuordenbarkeit sich auf ein optisches Spiel reduziert: Die auf dem eingefrorenen Teich stehenden Menschen können wie durch ein Fenster auf sich selbst herunterblicken, als befänden sie sich mit ihrem, auf dem Eis gespiegelten Bild, gleichsam unter Wasser.

Dieser Entwurf zeigt ein für Heym typisches Motiv. Unter anderen unheimlichen Traumgeschehen beschäftigt Heym der Tod durch Wasser in mehreren seiner Gedichte, besonders prominent in seinen Ophelia-Gedichten. Eine ähnliche Szenerie beschrieb der Dichter in einer Traumaufzeichnung, in der dem Sturz durch die Eisdecke jedoch die wundersame Ankunft in einer sandigen, sonnigen Bucht folgt. Im wahren Leben hatte Heym nicht so viel Glück, der 1887 im heute polnischen Jelenia Góra (zu Deutsch Hirschberg) geborene Dichter ertrank 1912 beim Schlittschuhlaufen auf der Havel.

Georg Heym

Die Blinden

Wo die Blinden kommen,
Rauschen die Bäume vor Schrecken
Und die Vögel schreien in ihren Verstecken.

Aber sie schämten sich nicht,
In ihren härenen Röcken,
Und schlagen den Weg mit den riesigen Stöcken.

Sie haben nicht Zeit
Und sie sprechen nicht
Und immer schnuppert ihr Leichengesicht
Im Winde herum
Nach Sonne und Licht.

1911

Die Blinden sind im Werk des düsteren Frühexpressionisten Georg Heym (1887–1912) die Bedeutungsträger des Unheimlichen, Unheil ankündigende Wesen an der Grenze zwischen Leben und Tod. In einem Gedicht aus dem März 1911 hatte Heym die „blinden Frauen" als symbolisch Gezeichnete beschrieben, die auf ihrer Stirn das Pentagramm „eines dunklen Gottes" tragen. Auch in dem wenige Monate später, im Oktober 1911 entstandenen Gedicht begegnen uns „die Blinden" als Schrecken erregende Gestalten.

Viele Protagonisten in Heyms Gedichten – seien es nun versehrte Menschen oder Himmelserscheinungen oder Wetterphänomene – erweisen sich als unheilvolle Wesen, die eine finale Katastrophe ankündigen. „Die Blinden" erscheinen hier als dämonische Erscheinungen, die das Totenreich gerade verlassen haben und nun mit ihrem „Leichengesicht" in einer von Entsetzen erfüllten Welt nach Orientierung suchen.

Georg Rudolf Weckherlin
Alters eigenschaften

Wer, wan er zweinzig jahr nun alt,
hat noch nicht schöne leibsgestalt,
und keine stärke, wan er dreißig,
und vierzig kein hirn und verstand,
und fünfzigjährig ist nicht fleißig
und reich an geld, gut oder land,
der wird sehr schwerlich hie auf erden
schön, stark, weis oder häbig werden.

um 1630

Als Hofdichter eines württembergischen Herzogs und später als Privatsekretär des englischen Außenministers wusste der frühbarocke Dichter Georg Rudolf Weckherlin (1584–1653) sehr genau das Spannungsverhältnis zwischen Poesie und Macht auszuloten. Nach dem Vorbild der französischen Renaissance-Lyriker komponierte der studierte Jurist seine kunstvollen Oden und Sonette und verfasste auch immer wieder pathetische Gelegenheitsdichtungen für ein höfisches Publikum. In dem im Barock beliebten Genre des poetischen Lebenslaufs hat er ein eher pessimistisches Porträt vorgelegt.

Es ist ein sehr protestantisches, ja calvinistisches Lebensmodell, das hier durchschlägt. In einer Art lebensgeschichtlicher Musterung werden hier Erfolgsnormen für ein höfisches Renaissance- und Barock-Publikum durchbuchstabiert und dabei gesellschaftliche Durchsetzungsfähigkeit als einzige Messgröße akzeptiert. Wer diese Erfolgsleiter nicht hochzuklettern imstande ist, dessen Existenzrecht ist in Frage gestellt.

Georg Trakl

In ein altes Stammbuch

Immer wiederkehrst du, Melancholie,
O Sanftmut der einsamen Seele.
Zu Ende glüht ein goldener Tag.

Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige
Tönend von Wohllaut und weichem Wahnsinn.
Siehe! es dämmert schon.

Wiederkehrt die Nacht und klagt ein Sterbliches,
Und es leidet ein anderes mit.

Schauernd unter herbstlichen Sternen
Neigt sich jährlich tiefer das Haupt.

1913

Für seinen Dichterkollegen Albert Ehrenstein (1886–1950) war das Leben des unglücklichen Dichters Georg Trakl (1887–1914) nur eine „sanfte Melancholie vor dem Tod, den er immer sah, ein Hintaumeln vor der Verwesung, die er immer fühlte“. In einem der vielen Melancholie-Poeme des Bandes Gedichte *(von 1913) treten selbst die ansonsten zahlreichen Landschaftsbilder zurück hinter die unmittelbare Evokation der Schwermut.*

Die Melancholie wird explizit zum konstitutiven Daseinszustand des Subjekts stilisiert – und zugleich als Schutzraum für den „Geduldigen“ reklamiert. Es sieht so aus, als plädiere der Dichter hier für eine Lebenshaltung der „Demut“, in der sich Schmerz und „Wahnsinn“ besser abwehren lassen. So wird das Leiden der „einsamen Seele“ in das „Glühen“ des Tages und die hereinbrechende Dämmerung eingepasst, als sei der geduldig ertragene Schmerz die einzig tragfähige Korrespondenz zwischen Subjekt und Natur.

Gerald Zschorsch
Slawa

Ich hatte zwei Brüder:
Abel und Kain.
Einer ist tot;
der andere allein.
Mit dem Mal auf der Stirn
und dem Wort im Ohr.
Mit dem Blitz im Gehirn
und dem Engelchor.
Ich hatte zwei Brüder:
meiner und mich.
Jetzt habe ich keine mehr;
zwiefach dich.

nach 2000

aus: Gerald Zschorsch: *Torhäuser des Glücks.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2004

Nach einem Diktum des Rechtsphilosophen Carl Schmitt (1888–1985) begann die Weltgeschichte erst mit der Ermordung Abels durch seinen Bruder Kain. Die biblische Legende hat der gegen alle herkömmlichen Denktraditionen anschreibende Dichter Gerald Zschorsch (geb. 1951) sehr eigenwillig umgedeutet. In seinem nach 2000 entstandenen Rollengedicht spricht zunächst ein Bruder oder eine Schwester des tragischen Bruderpaars.

Eine Figur slawischer Herkunft (darauf deutet der Name „Slawa“) spricht mitten hinein in das biblische Unheilsgeschehen. Damit wäre schon genug Irritation erzeugt. Aber Zschorsch, der es liebt, seinen Versen die denkbar härteste Fügung zu geben, potenziert noch den Rätselcharakter der von ihm neu erzählten biblischen Legende. Die dritte Strophe ist als Vexierspiel angelegt: Das Ich entfaltet eine Art schizophrene Selbstspiegelung.

Gerhard Falkner

zerstreute strophe

leicht wie luft, das weckte mich dann, von den fremden
        der morgen hatte sich wunderbar in gewalt, gelöst
wie die schiffe, freilich wer war ich, beschattete bäume
        ich sah nicht lange hin, oder tod, herabgekommen
nur die zunge, ich es nicht länger, glücklich verwirrt

1989

aus: Gerhard Falkner: *X-te Person Einzahl*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1996

Der Dichter Gerhard Falkner (geb. 1951) hat es seit seinen ersten Auftritten auf der Bühne der Poesie immer wieder verstanden, durch subtile Konfrontation von hohem Ton und Alltags-Sound, von strenger Form und formzertrümmernder Geste die Sprache des Gedichts herauszulösen aus überkommenen Mustern. So ist auch seine lyrische Strophe nicht gebunden an strenge metrische Homogenität – ihre Grazie kann auch aus einer auflesenden Bewegung erwachsen, aus der „Zerstreuung“, nicht aus der symmetrisch organisierten Versrede.

Die Leichtigkeit und Flüchtigkeit des poetischen Augenblicks, in dem sich unterschiedlichste Impulse und Bewusstseinsreize kreuzen und überlagern, wird hier in diesem frühen Falkner-Gedicht in eine sinnliche Schwebe gebracht. Die idyllischen Momente des Textes („leicht wie luft“, „beschattete bäume“) werden kontrastiert mit markant aufblitzenden Zeichen der „Gewalt“ und des Todes. Aus diesen auch formal widerstreitenden Sprachbewegungen entsteht der am Ende evozierte Zustand „glücklicher Verwirrtheit“.

Gottfried Benn

Einsamer nie

Einsamer nie als im August:
Erfüllungsstunde – im Gelände
die roten und die goldenen Brände,
doch wo ist deiner Gärten Lust?

Die Seen hell, die Himmel weich,
die Äcker rein und glänzen leise,
doch wo sind Sieg und Siegsbeweise
aus dem von dir vertretenen Reich?

Wo alles sich durch Glück beweist
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
im Weingeruch, im Rausch der Dinge – :
dienst du dem Gegenglück, dem Geist.

1936

aus: Gottfried Benn: *Statische Gedichte*. Arche Verlag, Hamburg 2006

Dieses Bekenntnis zum „Gegenglück“ des Geistes und der intellektuellen Kontemplation hat den „Medizyniker“ und Melancholiker Gottfried Benn (1886–1956) berühmt gemacht. Kurz bevor er dieses Gedicht im September 1936 an seinen Briefpartner F.W. Oelze sandte, hatte er in der vorangegangenen Epistel an Oelze die thematischen Spuren bereits gelegt: „Immer einsamer wird es, menschenleer. Wohin führen die Jahre, wohl nirgends hin.“

Das schöpferische Subjekt hat sich von den Zumutungen der Politik und der gesellschaftlichen Prozesse abgewandt – um sich in der Verschmelzung mit der Natur und Elementen dem ästhetischen Selbstgenuss hinzugeben. Wo das Soziale sich im Dialogischen und in der Kollektivität verwirklicht (Blickwechsel, Ringtausch), da beharrt der Dichter auf seinem exzentrischen „Gegenglück“. Das lyrische Genre für die existenzielle „Erfüllungsstunde“ ist die Elegie.

Gottfried Benn

Interieur (Haingott mit Buddhazügen, 17. Jahrhundert)

Gangesgott
unter der Pendeluhr – :
welcher Spott
in Deine Lotosflur!

Schläge, Zeiten,
Stunden und Stundensinn
vor Ewigkeiten,
Rätsel und Anbeginn!

Zielen, Zeigen,
Rufen für wann und wen,
wo dort im Schweigen
die alten Tiefen stehen,

die lächeln allen,
und alles ist sich nah – ,
die Zeiger fallen
und nur der Gott ist da.

1936

aus: Gottfried Benn: Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe. Bd. II: Gedichte. Klett-Cotta, Stuttgart 1986

Ein Kitsch-Accessoire unter einer Pendeluhr im bürgerlichen Wohnzimmer: Ein Melancholiker wie der Dichter Gottfried Benn (1886–1956) kann daraus eine pathetische Szene über die metaphysisch aufgeladene Zeit des Menschengeschlechts zaubern. Dem Dichter des Interieurs genügt ein Alltagsgegenstand, um daraus eine Einsicht über die „Rätsel“ und „Tiefen“ der anthropologischen Grundbestände zu gewinnen.

Im Januar 1936 hatte Benn von seinem Lieblings-Korrespondenten F.W. Oelze eine kleine Haingott-Statue erhalten, die er auf ein Bücherregal stellte. Was dann geschah, schildert Benn in einem Brief an Oelze vom 13.1.1936: „Grotesk. Gestern in einer Nachmittagsstunde belebte sich das alles u trat hervor, der ganze Widersinn.“ In dem eher ironisch gestimmten Gedicht „Gewisse Lebensabende“ (von 1946) taucht die Statue als „chinesischer Haingott“ wieder auf. Dort wird sie aber dann ganz profan gegen ein schmackhaftes Bier („eine Kelle Hulstkamp“) eingetauscht.

Gottfried Benn

Kleine Aster

Ein ersoffener Bierfahrer wurde auf den Tisch gestemmt.
Irgendeiner hatte ihm eine dunkelhelllila Aster
zwischen die Zähne geklemmt.
Als ich von der Brust
aus unter der Haut
mit einem langen Messer
Zunge und Gaumen herausschnitt,
muss ich sie angestoßen haben, denn sie glitt
in das nebenliegende Gehirn.
Ich packte sie ihm in die Brusthöhle
zwischen die Holzwolle,
als man zunähte.
Trinke dich satt in deiner Vase!
Ruhe sanft,
kleine Aster!

Gotthold Ephraim Lessing

Der Tod

Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du teurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Tränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht ers auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt ers wieder her.

Fröhlich glaub’ ich mich befreiet,
Als er schnell sein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht’ auf Erden
Gern ein Mediziner werden.
Lass mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruft er. Nur sei mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküsst,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muss ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb’ und Wein,
Ewig Wein und Lieb’ erfreun!

Günter Bruno Fuchs

Abendgebet eines Zauberers

Linke Hand, hier nichts da nichts.
Jackenärmel –
kein doppelter Boden.

Taschentücher
rot blau grün
Taschentücher
fliegt
Vogeltücher
trocknet
alle Tränen
dieser kleinen unbekannten Stadt.

Günter Bruno Fuchs

Abrisskutscher zu seinem Pferd

Nu sei
mal stille! Sind ja
bloß noch
zehntausend
alte Häuser
wegzufahrn, denn is

Ruhe. Denn
kannste
dein Leben lang
lauter
schöne Straßen
fressen

erstmal.

Günter Bruno Fuchs

An das Wohnungsamt Tiergarten

Möchten uns
im Namen meiner Familie
bewerben um die
Wohnung Huttenstraße 40,
anderthalbe Stuben
mit Küche und
ohne Bad.

Moabit
is jünstig für uns. Bediene
hier in einer Speisejaststätte. Meine Frau
hats nich weit, wenn unsre
zwee Jungs, beede ein Jahr
aussenander, mal schwimm jehn wolln
im Sommer gleich im Kanal
von der Huttenstraße
am Ende.

(Bis jetzt
hatten wir keen Wasser in der Nähe.)

Habe mir
die Wohnung besichtigt. Findse
jut. Papiere bekommen Sie rüberjeleitet
vom Wohnungsamt
Kreuzberg, weil da im Augenblick
allet voll is.

Günter Bruno Fuchs

Anfrage des Gryphius

Hier braucht niemand zu suchen? Nicht Erde
    gabs, Wasser nicht, Fische? Gabs Ufer nicht, Kinder
die Blumen? Nicht Sonne, Regen und Wolken
    machten das Jahr? Und Nächte wie Tage? Nicht Mütter
schöne Gesichter beim frühen Schrei ihrer
    Kinder? Und Frühling, Sommer, Herbst, Winter, viel
Hoffnung, Ernte, viel Schlaf, die schönen Gesichter? Kriege,
    der letzte zerschlug sie? Kinder die Blumen? Schönen
Gesichter? Leises Gespräch? Alle Gedichte?

Günter Bruno Fuchs

Ansprache des Küchenmeisters

Heute nehmen Sie teil am Bankett junger Riesen
bockwürste mit jenen alten Kameraden im Schlaf
rock die sofort mit der Rehkeule zuschlagen
wenn irgendein Ochsenschwanz über Kommissbrote
lästert
ferner nehmen Sie teil am Soupé der Strammen Mäxe
am Vorbeimarsch der Napoleonschnitten
am Rezitationsabend der Schillerlocken
am Bal paré der Windbeutel und Liebesknochen
später
bittet Sie
um eine Kleinigkeit
der arme falsche Hase
der die Tische abräumt und den Vorhang schließt.

Günter Bruno Fuchs
Anzeige

Vögel, die heimlich
Sprachunterricht nehmen
und das Schweigen
erlernen
im Pausengeläut der
Baumschule,
verdanken ihre
Fähigkeit

einem Kursus
bei Doktor
Schatzhauser vom
Grünen Tannenwald, genannt

Glasmännlein. (Post für
Neuanmeldungen unter Chiffre
W. Hauff, Das kalte Herz.)

Günter Bruno Fuchs

Aus »Trinkermeditationen«

Gedichte und Zeilen 1962

für Oskar Huth

Hier hast du
einen Regentropfen,

ein bisschen Ozean
für deinen Durst.

2

Hört den Lumpensammler!
Gutgelaunt
rülpst er in den Morgen.
Trällernd
wirft er sie zum alten Eisen,
die neuen Königreiche
Hinz und Kunz.

3

Die Schaukelpferde
treten in Hungerstreik. Der
Holzwurm

hat sich schlafen gelegt. Was nun,
du Jäger aus Kurpfalz?

4

Hurrah! Hurrah! Der Wind

geht ohne Fahrkarte
durch die Bahnhofssperre!

5

Die Kohlenmänner
schwitzen den Winter aus Die Lerchen
fassen sich bei den Händen. Ich aber,

ich setze mich auf einen Stuhl. It’s
springtime.

6

Jemand
sagte zu mir: Auf Wiedersehen, lieber
Herr! Und damit wir uns

nicht verfehlen: Sie kennen ja
meinen Hut!

7

Mein täglicher
Spaziergang durchs Schlüsselloch
ruft eine Menge Portiers
auf den Plan. Sie haschen

mit Händen und Füßen
nach mir. Der bloße Spaß
wird ihnen verdächtig. Zur Stunde

halten sie Ausschau
nach einer berühmten Sportskanone,
die mich besiegen soll.

8

Die Krähen

haben ein Pfandhaus
eröffnet. Sie geben

den heruntergekommenen
Nächten

Kredit.

9

Zwischen
den gespreizten Säbelbeinen
des Polizisten

hängen
wohlfeile Rezepte
für Baracken und deutsche Beefsteaks.

10

Wenn die Mietskasernen
zum Zapfenstreich blasen,

rolle ich hinaus

zur Laubenkolonie

und schlafe sanft
im Mantel einer Vogelscheuche.

11

Am Tor unserer heimatlichen
Blechstanzerei
Verschenkt

ein wohlbekannter Pförtner
Trauerflor.

12

Unser Land
gipfelt in einer ungeheuren
Stempeluhr

mit Kuckucksstimme. Jedesmal,

wenn eine Kolonne
schwerbepackter Menschen vorbeikommt,
hebt die Uhr zu singen an:

Von Rosen-

umrankten Ketten
in tiefer
Handschellennacht.

13

Herd, Haus und Hof
haben sich einen Feldjäger

umgeschnallt. So leben wir, so
leben wir, so

leben wir alle Tage.

14

Der Tag, die Mütze
tief ins Gesicht gezogen,
schaut

sich selbst bei der Arbeit zu,
wie er vom Fenster her
einen Mann
begrüßt,
der sich
die Mütze vor ihm
tief ins Gesicht zieht.

15

Das schöne Kind aus Königswusterhausen
rollt seine Abziehbilder ein
und hüpft davon auf einem Bein
und schlägt mit seinen Flausen
Alarm im Kegelclub von Königswusterhausen

16

Heute nacht
kommt der weiße Mondmann
in dein weißes Zimmer. Er wird

an dein weißes Bett treten,
er wird dich fragen:
Weiß?

und du wirst antworten:
Weiß.

17

Heile heile Gäns’chen
tanzt der Jäger auf dem Eis
tanzt Gewehrlauf Halali sein Tänz'chen
Was die grüne Heide weiß

wird er
Mutter
nicht verraten

findet doch der Jägersmann
wessen Grab und Kränz’chen?
Macht der Jäger

husch-husch-husch
springt von Gestern übern Holderbusch

Sieht er

heute schon Soldaten
Blutwurst auf dem Mündungsfeuer
Braten

Mutter
sollst den Jägersmann verschonen
siehst doch

Hinterm Holderbusch
steht er
arm und bleich und kotzt Kanonen,

18

Nachts sind alle Frauen katz.

19

Die Obrigkeit
warf
ihr letztes Auge
auf uns. Nun

tappt sie
vollends im Dunkeln

20

Hinterm Ofen sitzt ein Tier,
das bleibt hier.

21

Die Häuser
sind alle aus Schatten gemacht.

O mein Chamisso! Man trägt wieder
Schlemihl.

22

Nun besten Dank –
lebwohl
und angenehme Ruh!

Er vermacht der Welt
seine Aktentasche mit Buntpapier
und geht

auf Zehenspitzen
langsam über die endlose Chaussee.

Günter Bruno Fuchs

Aus Baroshs Erzählungen

1

Geh nicht zum grünen Bergsee. Ganz nackt will sich der greise Tag
ertränken im grünen Bergsee.

Nur die Schuldlosen atmen dort oben die gläserne Luft.
Siehst du die Wolken? Es kommt eine wandernde Herde.
Die sucht deine Augen als Weide.
Die müssen das Warten erlernen.

Kehr um. Geh zurück in dein Tal.
Versöhn dich mit Trussja, den hast du geschlagen.

Ich schnitze einen hölzernen Heiland.
Doch schnitze ich nur den Körper des hölzernen Heilands.
Kommst du von Trussja, wirst du das Antlitz bestimmen.

2

Weshalb wartest du noch?
Vor deiner Haustür
hat dein Freund im Eselskarren
Platz für dich.

Oh, sein Haar ist weiß geworden!
Kindisch redet er von Windmühlflügeln.
Flüstert: Don Quichotte.
Flüstert: Rosinante fiel bei Stalingrad.

Da in seinem Ritterherzen
tönt die Glocke Siebenklang.
Stein der Weisen, heißt der Klöppel.
Und der Mantel heißt: Wir hoffen.

Nämlich Himmelsblau verteilt der Alte.
Weit ist noch zu fahren.
Schau, den grauen Esel
tränkt das gute Weib Scheherezade.

3

Ich sah den Platz,
wo das Gefängnis steht.
Es gab da Kinder,
die mit bunten Bällen spielten.

Ich hörte sie lachen.
Sie warfen die Bälle sehr weit.
Und plötzlich sprang
ein Ball in den Gefängnishof.

4

Südwärts tändelt der Wind.
Herbstfurchen sind schmale Wege
ins Himmelreich.

Der Nebel
kommt über den Acker,
der Landstreicher-Atem.

Taubstumme Kinder
tanzen am Kartoffelfeuer
kleine Pantomimen.

5

Heute noch
komme ich über die Kleewiese –
die Herzblüten sehe ich nicht.

Ich möchte dir
einen Schneestern bringen –
mit leeren Händen werde ich vor dir stehen.

Wir wollen
das Pferdchen Esau vor den Schlitten spannen
und von der Kleewiese sprechen.

Metallne Schneefelder
schrecken die Beine des Pferdes.
Wir hängen eine Lampe in seinen Stall und schweigen.

Günter Bruno Fuchs

Aus freundlichen Büchern

Für Carl Hanser

Als in den Parkanlagen
vor dem Leipziger Hauptbahnhof
am siebten Januar 1930
abends
zwischen 21 und 22 Uhr
im Schein
zahlreicher Laternen
die erste Amsel
klangrein, erfindungsreich
und sehr begabt
einen Menschen ergötzte, der
sein Leben lang
Bücher gebunden, einen thüringischen
Handwerker, pensioniert (er wollte
eine Fahrkarte lösen zu seinen Enkeln
nach Jena), sah er
sich um, sah
den ersten
Tag seiner Lehrzeit, den Singvogel
sah er, die Amsel
steigen
aus freundlichen
Büchern.

Günter Bruno Fuchs

Ausflug per Omnibus

Mein
bisschen Erinnrung
an die Sperlingsjasse. Schönes
Erlebnis. Hab mir
gleich
ein Billjet jekauft für
Zweimarkfuffzig.

Der Reiseleiter
zeigt aufn Schloss,
wies unter
Buchen steht. Bäume
sind janichso
übel.

Mein
Nachbar
pfeift mirn
leisen Hohenfriedberjer
ins Ohr. Komme trotzdem

auf meine Kosten, hatte plötzlich
jewaltigen Hunger
auf Zerpenschleuser Landbrot

vorhin, nachmittachs, hier
draußen. Hier.

Günter Bruno Fuchs

Aussage

Zuerst
habick die Türklinke
anjefasst, die war
verrostet. Denn
habick mitn Fuß jejen-
jetreten, war die
Türe offen.

Da
stand also
een Bettjestell, jetz
wirste müde,

leg dir hin, hat mir
ne Stimme
jesagt, allmählich
warse nich
mehr zu hörn. Meene
Hände warn
ooch ziemlich
müde, fragick Sie: Warn

das nötich
gleich
mit Handschelln, hm?

Günter Bruno Fuchs

Äußerung des Herrn Friedrich Sandboppel aus Berlin-Britz

Wem gilt meine Warntafel Vorsicht bissiges Huhn
und wer richtet sich nach ihrem Text?

Die Staubtücher jedenfalls nicht, sie erscheinen
über meinen Blumenkästen hoch im Vormittag
und schütteln Frau und Hausfrau
auf mein Fensterbrett.

Da hab ich sie wieder allesamt beieinander:
die Damen vom Alabasterhirsch
die Tanten vom Schlag mit der Hand ins Sofakissen
die hoffnungsvollen Bräute, eene meene minkmank.

Na schön, solche Besuche gehn ja noch glimpflich aus –
in krassen Fällen wird mir ein neuer Name zuteil:
Hannefatzke. Alter Zausel. Mummelgreis.

Widerwärtig vor allem sind jene Winternächte,
wenn der Ofen in meiner Stube Marschlieder brüllt,
wenn die Tanten, Damen. Bräute
Häkelhaken und Stricknadel erheben
zum Kling-klang-Gloria ihrer befestigten Nacht,

wenn ich umherlaufe im Zimmer,
eine Tafel beschrifte vielleicht mit dem Text:
Unsere Lampen nähren sich von Waffenöl –

und trotzdem nicht weiß, wie sag ich’s
meinem Hund ohne ihn zurückzurufen.
Eia weia weg.

Günter Bruno Fuchs

Ballade vom Warten

Einer sagte: O ja.
Und er käme zu ihr.
Die Mondschaukel neigte sich lange.
Zehn mal zehn.

Sie konnte fast die großen
Krater erkennen.
Und auch als der Lampion rund war,
kam er nicht.

Noch immer die Nase plattgedrückt
am Fenster,
sah sie vom Turmdach
den blechernen Hahn stürzen.

Und sie hörte ihn schreien im Schnee.
Zehn mal zehn.

Günter Bruno Fuchs

Begegnung

für Walter Höllerer

Was denken sich nur solche Leute
wie dieser winzige Mann im Papierschiff?
Die Windmühle am Heck
verrät seine Herkunft.

Wahrscheinlich
hat er die letzten fünfhundert Jahre
verschlafen –

sonst wagte er nicht diesen Märchenausflug,
sonst bückte er nicht
mit so stillen freundlichen Augen nach uns.

Günter Bruno Fuchs

Bei Ankunft des Gerichtsvollziehers

Willkommen, mein Herr, da sind Sie also! Sie, der mich
auszieht, das Fürchten zu lernen. Haha, das ist
nur ein Witz! Bitte walten Sie Ihres Handwerks, ich
bereite Kaffee. Die Schreibmaschine wollen Sie
möglichst verschonen, sie wird bergauf wandern mit mir.

Fein, dass Sie nicken! Mein letztes Stück Brot; –
es gehört auf Ihren Teller, in Ihre Hand. Den Zipfel Wurst
teilen wir uns.

Vom Würfelzucker
nehmen Sie bitte drei Stück, die andern heb ich auf
für ein Pferd, Pferde sind dankbar. Was wäre aus
den Hunnen geworden, hätten sie ihre Pferde mit
Würfelzucker verwöhnt, diese kleinen stämmigen Biester!
Wer weiß, ob man heute noch
Gerichtsvollzieher
fruchtlos
pfänden könnte.

Nicht traurig sein. Greifen Sie zu. Trinken Sie
kräftig. Vollstrecken Sie Ihren Zwang. Alles, was Sie
vor sich sehen, gehört Ihnen ganz.

Günter Bruno Fuchs

Bemerkungen einen Schornsteinfegers

Zur Berufswahl

Ich hatte
als Kind mit beiden
Händen an den
Ofen gefasst. Danke,
hatte der Ofen
gesagt, jetzt wird
meinem Schornstein
warm ums Herz.

Zum Zeitgeschehen

Konfetti
wäre schwarz wie
Kohlenruß. Schwarzes
Konfetti
streuen, wenn
der Kanzler
unten
vorbeifährt?

Zur Altersversorgung

Bewaffnete
Flugzeuge werden
von solchen Personen
gesteuert,
wie sie überall
zu finden sind
als Opfer
fahrlässiger
Berufsberatung.

Günter Bruno Fuchs

Brief des Vaters an den klugen Briefkasten

Eigentlich sollte mein Sohn
    Kälte-Ingenieur werden, aber da kamen dann
die Spaziergänge mit den Papierblumen
    dazwischen. (Er war als Zwanzigjähriger
in ein Kinderfest geraten.)

Jeden Abend versuche ich nun, seinen Firlefanz
    madig zu machen. Ich lache ihn aus, biete ihm
Maulschellen an, hol ihn ans Fenster, sage zu ihm: Steh
    nicht so da! Gefällt dir unsere Autobahn
oder gefällt sie dir nicht?

Vergangene Woche sprang er aufs Fensterbrett, flog
    siebzehn Runden hin und her über Wilmersdorf
und verschwand in der Nacht.

Morgens (beim Frühstück) wieder unbegreifliches
    Zeug: er habe Herrn von Lilienthal interviewt,
dem ja die Vögel das Fliegen verdanken
    und die letzten fünfzig Jahre
so manchen Gruß aus der Luft.

(Was meint er damit? Und woher
    die Fähigkeit zu fliegen? Bitte
antworten Sie mir. Ich bin es gewohnt, mich abzufinden
    mit Tatsachen.)

Günter Bruno Fuchs

Briefstelle über Oskar

Während
der letzten Wochen
hat Oskar den Kreuzberg
nicht mehr verlassen. Er steht

in hundert Meter Höhe

direkt über dem
Hauptgebäude von Schultheiss
und versichert
seinen Zuschauern (die
den Verkehr zum Stocken
bringen), er habe nichts
einzuwenden
gegen die Erfindung des
Taugenichts
und schon gar nichts gegen
seinen Erfinder,

den Freiherrn von Eichendorff.

(Die Polizei kann
seiner populären Erscheinung nicht
Einhalt gebieten.) Fortsetzung
folgt.

Günter Bruno Fuchs

Da drüben

Immer isset da drüben
so stille. Der da von drüben, der traut sich
janich ant Fenster. Sitzt immer
aufm Stuhl und kluckt janz alleene
mit sein alten Wellensittich. Die werden
wohl beede da
sitzenbleiben.

Günter Bruno Fuchs

Dämmerung

Wer hat im Treppenhaus gerufen,
wer saß am Fensterbrett und blickte stumm?
Mein Traum, das Pony mit den sanften Hufen,
erschrak so sehr und warf den Kopf herum.

Die Zeit befiehlt, im Zimmer wach zu liegen.
Die Nacht ist wieder heimwehkrank.
Sie spricht zu mir: Die Fledermäuse fliegen
und stürzen manchmal auf das Blech der Fensterbank.

Vielleicht schon früh, im Morgengrauen,
grüßt mich das Lied vom Ararat:
ein armer Engel wird in meine Stube schauen,
der auch im Treppenhaus gerufen hat.

Günter Bruno Fuchs

Denkmalspflege

Der Mensch sagt
Kikiriki. Der Mensch
sagt Juten Tach. Der
Mensch sagt: Menschenskind, die
Ruine is doch
keene
Bedürfnisanstalt!

So hats
der Mensch
jesagt
im Vorbeijehn
hats der Mensch so
jesagt. Und

recht hat
der Mensch: eine
Bedürfnisanstalt
is die Ruine
nich.

Günter Bruno Fuchs

Der alte Don Quichotte an Dulcinea

Hören Sie bitte, der Wind
dreht sich, mein freundlicher Sancho
hat gelbes Korn in die Mühle
geschüttet, bald ist das Brot
für die Hochzeitsfeier
gebacken.

Kommen Sie nur, ich erzähl
Ihnen
jeden Tag
etwas Neues.

Mein Krankenbett
werd ich erschlagen, die milde Sonne
auf meinem Visier
steht Ihnen zu Diensten, Rosinante
wird unser Trauzeuge sein.

(Bitte überhören Sie das –
das klingt zu poetisch!)

Also
ein einfacher Satz: Meine Dame
vergessen Sie nicht, ein guter Mensch
erwartet Sie hier.

Günter Bruno Fuchs

Der Irre ist gestorben

Im Wartesaal, wenn die Züge
Verspätung hatten,
erzählte er Märchen aus Tausend-
undeiner Nacht.

Er verstand es nie,
richtig zu grüßen. Auf Guten Tag
sagte er immer: Vielleicht.

Man weiß: er zog seinen Hut
vor den Hunden.
Seine Königskrone aus Zeitungspapier
trugen die Kinder nach Hause.

Der Fünfzeiler im Ortsteil der Zeitung
schloss mit den Worten: Es war
seine letzte Nacht,
als er im Park auf den Baum stieg.

Gerüchte gehen, er habe vergessen
sich festzuhalten,
als er den Friedensappell
an die Welt sprach.

Günter Bruno Fuchs

Der Sperling und andere Vögel

1

Der Sperling
übernimmt das Amt des Hausmeisters
im Haus der großen Dampferglocke.
Derselbe Sperling
läutet mit seinen gefiederten Schlüsseln;
Der Abend ist da, was wundert ihr euch!
Andere Vögel
suchen ihren Arbeitsplatz auf Regenrinnen,
sie schütten Wasser in die Feuersbrunst.
Wieder andere Vögel
hüpfen den Weg des Englischen Gartens entlang
und schlafen tief im gutfrisierten Kugelbaum.

2

Der Sperling
brütet gern in der Mütze eines Straßenfegers.
So erwirbt er das Lob der Stadtverwaltung –
sie setzt ihm ein Ruhegeld aus.
Andere Vogel
brüten am liebsten im Kinderball.
Ein Kind freut sich,
wie schön sein Ball hochfliegen kann.
Der Sperling
ist ein höflicher Vogel, er lässt den Pferdewagen
Freie Fahrt. Seine Augen
sind in viele Sprachen übersetzt.

3

Andere Vögel
erscheinen nicht minder höflich. Sie kommen früh
ins Theater, wenn ein Wäldchen auftreten muss.
Wieder andere Vögel
bereiten eine Fähre zwischen hellen Ufern,
den Pavillon der Spiele, ein Fest
der Blumen und Marktpferde.
Der Sperling
ist ein begabter Drucker. Seiner Kunst
verdanken wir dieses Gedicht.
Derselbe Sperling
sagt uns den Frühling an, mein Rabbi
in der grünen Synagoge.

Günter Bruno Fuchs

Der Zigeuner singt

Weit in den Wäldern
warten
Barosh und Lummja, tote
Brüder der Grillen, Esaus
tote Brüder.

Vogelkarawanen senden sie aus.
Im Tausendgüldenkraut finde ich ihre Wächter.

An allen Ufern
warten Barosh und Lummja, tote
Brüder der Straße, Mutschkas
tote Brüder.

Im Gebell
der Schlittenhunde Alaska, in den
Wellen der Wolga, die ein
doppeltes Herz hat, tönt die ruhlose
Klage.

Weit in den Wäldern warten Barosh und Lummja.

In den großen Monsun, der sie
heimkehren lässt, halte ich
meine Geige.

Günter Bruno Fuchs

Die Geächteten

1

Wir sind die unbekannten Jahre
von Herrschers Gnaden vogelfrei,
Gewittermond als Totenbahre,
das Sonnenlicht als Klerisei.

2

Wir sind wie Könige und Grafen
mit Ring und Kettenwerk beschenkt,
wir gehn im Eisenanzug schlafen,
der unsre Träume henkt.

3

Wir haben Blumen vorzuweisen –
statt Kelch und Blatt der Orchidee –
das Unkraut von den Abstellgleisen,
Brennnesselblüte, Hungerklee.

4

Wir saufen tagelang den Regen
als Wermut und Burgunder Rot,
wir fressen von den Schotterwegen
das Hirtentäschelbrot.

5

Und schnüren enger die Sandalen
in Grüften, wo der Stiefel gilt,
und werden für den Suff bezahlen,
der unsren Durst nicht stillt.

6

Kein Nachtasyl für diese Fahrt
und keine Hütte vor dem Sturm,
nur die Gesänge aufgebahrt
im Hungerturm.

Günter Bruno Fuchs

Die Schneezwerge

Die Schneezwerge
liegen auf den Dächern
und anderswo.

Die Schneezwerge
haben keine Namen.

Die Schneezwerge
sind langnasig
und werden von den Hasen
Langnasen
genannt.

Die Schneezwerge
fragen: Wo sind wir?
Ihr seid auf der Erde,
sagen die Hasen.

Günter Bruno Fuchs

Ein alter König schaut ins Familienalbum

Dieses Foto
    zeigt meine Eule und mich. Es stammt
aus der Vergangenheit. Trotzdem erkenne ich uns wieder
    und natürlich sehe ich auch, wie uns
damals zumute war.

Es zeigt
    einen König, die Krone
sitzt auf dem Kopf, meine Augen sind lustig, ich sehe mich
    lächeln. Der Mund ist der Mund eines Menschen, der Spaß
daran hat, König zu sein. Mein Mantel
    ist rot, die Jacke, das Wams, beide sind blau, die
Hände übereinandergelegt, sie hatten
    wenig zu tun, das bisschen Zeptergehalte, hier
und da mal ein Wink, ich hatte Bedeutendes
    nicht zu regieren. Als das Foto geknipst wurde, stand
mein Volk unterm Balkon, aber lassen wir das.

Gleich neben mir, rechts:
    meine Eule. Auch sie
hat Glück in den Augen. Sie lebt
    nicht mehr. Die Krone hängt am Garderobenständer,
das hätte ihr Freude gemacht.

Alles in allem: Ein komisches Bild. (Wir sollten uns
    kein Bein ausreißen darüber, dass wir
abgesetzt wurden.)

Günter Bruno Fuchs

Ein Landstreicher hat Besuch

Auf meinem Stuhl sitzt der kranke
Gendarm. Sein Pfefferkuchengesicht
zerbröckelt in Jahr und Tag.

Da seh ich ihn wieder: er kommt
beritten daher, aufrecht
im Sattel, ich hör
die Handschellen
klicken

und
sein Gelächter wie jetzt –
nur jünger
und froh seiner künftigen Laufbahn.

Günter Bruno Fuchs

Ein Maler aus Berlin

In jeder
ausgefragten
Straße dieser Stadt, an jeder
Hausecke, wo zwei
Fassaden
vorsichtig miteinander
sprechen (keine
will es zugeben) –

lauscht

der Sonntag
das ganze Jahr hindurch
auf diesen einzigen
Glockenschlag
Punkt
Drei,

wenn die
Nachmittage
sich ablösen
aus den Bildern
des Malers Werner Heidt
und umhergehen in der Stadt,
ehemalige Wohnungen
zu suchen.

Günter Bruno Fuchs

Ein Manifest

Unsere Musik
ist die leidige Copie der Froschkonzerte-
wir genießen den Ruf eines freundlichen Ungeziefers
wir sind die Emigranten und Flaschenbewohner
wir lassen uns trinken vom Tag der Schwäne
unser Leben ist eine Libellenminute -
wir werfen die Schwerter
tief in den Algentümpel.
Wau wau, sagt unser Hund, ich gehe nach Bremen
und stürme das Räuberhaus.

Günter Bruno Fuchs

Ein neues Gesetz

räume den Generalen das Recht ein, lebenslänglich ihre
Toten zu behalten und zu betreuen

1
Der General nimmt den Abschied, das neue Gesetz
 macht ihm zu schaffen: er wohnt
bei den Toten, jeden begräbt er, jeden
 Hügel formt er mit Schaufel und Spaten, jede
 Blume pflanzt er, in jeden Grabstein schlägt er den
 Namen –
gebückt jeden Tag
 früh, mittags, spät
 arbeitet er zwischen den Gräbern, gebückt
arbeitet er, niemand bringt
 Wasser heran, niemand
 harkt diese Wege, er geht sie allein, schmal, das Unkraut
 führt ihn die Wege entlang, er sagt: Das Unkraut
 schießt auf mich zu, es wird von den Toten gesät. Das neue
Gesetz macht ihm zu schaffen.

2
Der General wohnt bei den Toten, er hat Anspruch auf sie.
 Nicht einer, den er nicht kennt, der
 ihn nicht weckt
 jeden Tag
früh, wenn er schläft, Gesicht zur Erde, flach
 zwischen den Gräbern, Befehle
 träumt, Erdreich
 unter der Zunge, nicht einer, der
 ihn nicht hört, keiner verlässt ihn, also
bis in den Tod bleiben sie treu, das macht ihm zu schaffen.

3
Der General hat für seine Toten zu sorgen, er hat sie
 geführt, er hat gehalten,
 was er versprach, es blieb
für jeden erfolgreich. Ein jeder gönnt ihm
 das neue Gesetz: Die Toten
gehören ihm ganz, seht, er schleppt
 Wasser heran, er gießt ihre Hügel, gebückt
arbeitet er zwischen den Gräbern, er hat Anspruch darauf.

4
Der General ist ein Wohltäter hier. Aufrichtig, in besten
 Jahren ein Mann, ruft er
 nach künftigen Gräbern, wo man das Unkraut

 beseitigt. Ein Vorbild, hilft er

den Frauen und Müttern, er sieht,
    ihre Macht
früh, mittags, spät, jeden Tag –
    ihre Macht
    vergaßen sie längst, ihre Söhne, Gesicht
    zur Erde, Erdreich
unter der Zunge, das hält sie nicht wach, der Staub
    an den Fenstern macht ihnen zu schaffen: Ohne Teppich
kein Zuhause, das versteht jede Hausfrau.

5
Der General nimmt den Abschied, das neue Gesetz
    bringt ihn zurück in die Gräben, er hört
    Verdun
    im sanften Touristen-Sommer von Warschau, im
    Wolfsblut der russischen Steppe, er spürt
diesen Tod, der antritt, ihn lebenslänglich
    zu töten, also verwirft er
das neue Gesetz, in keinen Grabstein schlägt er den Namen.

6
Der General, in dieser Stunde ein Mann, verbindlich, treu
    seiner Arbeit, Söhne
    zu liefern ans Erdreich
früh, mittag, spät, jede Nacht –
    jetzt
in diesem Jahrhundert
    klinkt er sein Lächeln aus: Für den Einsatz
    auf kleinere Städte
    bewährt sich der mittlere Bombentyp. Das sagt er, clever,
ein guter Geschäftsmann. Und diese Bezeichnung gilt noch ein Weilchen.

Günter Bruno Fuchs

Einige Fragen

Sie kommen aus einer Gegend, wo man das Ohr
an die Bäume legt? Wer übt diese Tätigkeit aus?
Gelernte Kräfte oder einfache Arbeiter nur?
Und was verdient man damit? (Ich möchte Sie
bitten, die Wahrheit zu sagen.) Und sagen Sie auch,
ob das Belauschen der Bäume eine Grundlage
bildet für die Anschaffung moderner Küchengeräte.
Sind Sie Geigenbauer vielleicht? Wenn ja, welche
Lebensdauer hat eine Geige? Verstehen
Sie mich? Spreche ich
deutlich?

Günter Bruno Fuchs

Einwurf während der Verhandlung

Mal langsam, wollte
dem elfjährijen Jungen
überhaupt
januscht tun. Wolltn
nur mal
mitnehm
in die Pinkelbude, wolltn
aufmerksam
machen, wat so für Kerle
rumloofen überall. Detse
die Jungs
in sein Alter
ankwatschen
und mitnehm wolln
in die Pinkelbude,
als wenn
dabei überhaupt
januscht sein soll.

Günter Bruno Fuchs

Erlernter Beruf eines Vogels

1
Gut geschlafen hat der Vogel im Vogelhaus. Er öffnet
die Augen, er freut sich auf etwas sehr Schönes, er sagt:
Sehr schön sind Wasser und Körner, er frühstückt Wasser
und Körner. Das macht ihn fröhlich, er tanzt, er holt
seinen Hut, hebt die Flügel und fliegt.

2
Im Fliegen sagt er: Ich flieg über ein sehr schönes Land,
da unten frühstückt ein Mensch, ich werde ihm sagen:
Sehr schön ist ein Mensch, der ohne Pickelhaube frühstücken
kann, nicht minder ein Land, das den Menschen in jede
Vogelrichtung sprechen, schauen, frühstücken lässt.

3
So, sagt der Vogel, das war recht einfach gesagt, aber es
musste gesagt sein, denn solche Klarstellung gehört ins
Kapitel der Freiheit, will sagen, zum erlernten Beruf
eines Vogels.

Günter Bruno Fuchs

Fahneneid

Ich gelobe,
nicht nachzugeben. Mein Vorbild
sind die Skelette von Ensor. Ihr Streit
um den toten Hering.

Günter Bruno Fuchs

Fenster zum Gefängnis

Als kleene
Kinder
hamse schon
so uff die
Sonne
jestanden, detse

die Sonne

damals mit Kreide
hinjemalt ham
überall, wie man solche

Jeschichten
einfach
verjessen kann.

Günter Bruno Fuchs

Freundesgruß

Ich bin der kleinste Mann mit leeren Händen,
Ich bin der ärmste Mann mit kleinen Händen.
Doch mit dir
kann der kleine arme Mann
auch den größten Baum mit langen Ästen
auch das hohe Haus mit vollen Tischen
in den kleinen leeren Händen
über große Berge tragen.

Günter Bruno Fuchs

Freundlicher Tag

Jetzt läuft das Ungeheuer der Sturm mit langen Schritten davon.
Die Türen öffnen sich wieder die Stadt ist wieder befreit.

Kind und Katze spielen Einkriegezeck.

Kind und Nachbarskind
kullern die Straße herab
    mit blauen hölzernen Reifen.

Da freut sich der Schneekönig
    wie nur ein Schneekönig sich freuen kann
    da wird die Wolke über grünen Wäldern grün
da bringt der Haubentaucher seine Fracht
    das Bündel Sonnenstroh ins Schilf –
da gibt es ein Allotria
    im Pavillon zu den Vier Jahreszeiten.

Günter Bruno Fuchs

Gehabt euch wohl

Herein!
Der Hunger klopft im Flur.
Recht gute Nacht!
Das Kind hat seine Schuhe nur.
Schlaf seligsüß!
Der Mond, der backt ein hartes Brot.
Und träum recht schön!
Der Hunger macht die Wangen tot.

Die Fenster auf!
Das Kind nimmt beide Hände ans Gesicht.
Still jetzt!
Da kommt der Mond, der ihm die Treue schwor.
Na und?
Er tritt aus Nacht mit Stein und Bein hervor.
Gehabt euch wohl!
Das Kind verzeiht ihm nicht.

Günter Bruno Fuchs

Hans im Glück

Sieben Jahre
haben sich in einen Goldklumpen
verwandelt. Wohin
mit der wertlosen Last?

Den Stein
eines Scherenschleifers
könnt ich
im Brunnen versenken
zu Hause.

Günter Bruno Fuchs

Im Bordell

Guten Abend,
fröhliche Katzbalgerei –
Nun gehts wieder mit rechten Dingen zu!

Günter Bruno Fuchs

Jetzt im Frühjahr

Der Trapezkünstler Heinrich B., reisender
Akrobat und Schausteller, zog im letzten September
mit seiner Frau, seinem Bruder und zwei
schulpflichtigen Kindern in die
Vorstadt von S. Fünfzig Plakate, keins größer
als eine Zeitung, kündigten an: Heinrich B. –
den Menschen des Himmels.

Die erste Vorstellung
war angezeigt auf einen Sonntag. Der Ort: ein
Ruinengrundstück. Die Arbeit am Seil, im Höhepunkt
der Handstand auf gestapelten
Stühlen, wurde begutachtet von vier
Personen: von der Frau, vom
Bruder und zwei schulpflichtigen Kindern
des Trapezkünstlers Heinrich B. Andere Besucher
waren nicht gekommen.

Jetzt im Frühjahr
entdecke ich eins der Plakate
am Eingang zur Kohlenhalde. Nicht größer
als eine Zeitung, hat es den Winter überstanden
mit der Vorschau auf den Menschen des Himmels.

Günter Bruno Fuchs

Katzenmarkt

Paris 1957
Diese
kleine Katze geht auf ihren Vorderfüßen
diese
graue Katze sagt nicht nur um Mitternacht Miau
diese
schwarze Katze flirtet mit der weißen Milch
diese
stille gelbe Katze hört nur auf den Namen Echnaton
diese
schöne große Katze läßt die Vögel gute Leute sein

Günter Bruno Fuchs

Knurrendes Weib am Spielplatz

Der Bengel da mit seine
Ohrn! Wie ihm so die Ohrn
äußern Kopp kucken. Dem könntick
wat flüstern. Der hättse weg
jeden Tach: seine paar
Katzenköppe.

Zum Geburtstach
eins vorn
Hals.

Verschwinde bloß! Mir noch
fragen, wie spät.

Günter Bruno Fuchs

Kurzer Aufenthalt in der Wüste

für Peter Hamm

Hier ist der Himmel ein Kindermalbuchhimmel.
Hier ist der Sand ein frisches Wasser –
der Sand spült meine Hände gesund.

Ich komme aus den Städten der vermummten Reiter
sie gehen in hohen geschmeidigen Stiefeln
sie haben mich ausgewiesen.

Endlich darf ich einen Kopfstand machen
endlich darf ich ganz laut rufen: Lalala!

Sie haben ein Feuer an meinen Namen gelegt
aber der Wind sammelt sich schon in der Wüste.

Der Wind fragt mich.
Der Wind fragt.

Ich schreibe das einzige Wort
das mein Lehrer
der Wind
wieder spurlos macht.

Günter Bruno Fuchs

Legende

Wie ein Gelegenheitsdieb
hob er das strauchelnde Tier
vom steinigen Boden der Koppel,

ln seinen schimmernden Händen
hält er ein krankes Lamm.
Er sucht deine Tür, du bist der Wundarzt.

Da sagst du vielleicht:
Hier wohnt nicht der Wundarzt,
mein Nachbar sammelt die Kräuter.

Er antwortet nicht.
Wie ein Gelegenheitsdieb geht er davon.
Dem toten Lamm drückt er die Augen zu.

Günter Bruno Fuchs

Liebeslied für Jullka

Jullka, ich webe dir ein Tuch.
Mein Webstuhl zeichnet Wälder in das Tuch,
den großen Vogelbaum,
in dem die Sänger schlafen.

Jullka, ich webe dir ein Tuch.
Ich komme leise an dein Lager –
das Tuch mit seinen Bildern
deckt dich zu.

Günter Bruno Fuchs

Mann auf der Parkbank

Ham Sie vielleicht
etwas Vogelfutter? Is ja
nich meinetwejen.

Brotkanten? Is ja
ejal.

Wird sachte
saukalt. November,
nichwahr? Is ja nich
meinetwejen. Ham Sie vielleicht
etwas Vogelfutter
oder was
ham Sie?

Günter Bruno Fuchs

Märchen vom Leuchtkäfer

Als er zu leuchten begann,
musste es finster sein.

Zuerst
kam er langsam
über die Wiese, manchmal
im Kreis, einmal
gefiel ihm
die enge Spirale.

Gräser tuschelten leise.
Keines verbat sich
die Störung. Alle besprachen
die flackernde Reise.

Mitten durchs Baumherz
trug er gute Laternen

und flog dann
über die schlafenden Augen
und kalten Kanäle der Großstadt,
singend über den Kehricht der Kriege,
über die Erde
mit guter Verheißung
zwischen den Fühlern.

Günter Bruno Fuchs

Mobilmachung und Flucht

Im Pferdestall sitzt ein Irrer hoch zu Ross.
Die Gulaschkanone feuert. Das Märchen
vom Fischer und seiner Frau
sucht einen Vorsänger
in den winterlichen Gassen der Welt.

Es wird kalt, liebe Königin –
leg das Mäntelchen an!
Kurze Zeit
und wir sitzen im Pisspott.

Günter Bruno Fuchs

Müllerballade

für Hauke Brodersen

1
Mein Vater besaß einen Esel, mich nämlich, der
war doch recht faul und war allzu faul, um Säcke
und andere Lasten zu tragen. Deshalb sprach mein
Vater zu mir: Wer unsere Mühle nicht liebt, den
kann ich auch nicht mehr lieben, verschwinde!

2
Zehn volle Jahre und fünfunddreißig siebentägige
Wochen verbrachte ich nun auf dieser Erde
unter einer dunklen Sonne. Ich gestehe, nicht ein
einziges Mal hatte ich Lust, das Lied vom
wandernden Müller zu singen, ich sang
das Lied vom wandernden Esel
sehr oft.

3
Denn besonders auf die Nerven ging mir zunächst
jene Verszeile: *Die Steine selbst so schwer*
sie sind, sie wandern! Nach und nach aber fand ich
Gefallen daran, Steine auszustatten mit
Schuhwerk und Wanderbibel. So entstand mein Essay
über den Spaß von den Anfängen bis zur Gegenwart,
die von solchen Geschichten nichts wissen will.

4
Meine Vorlesung im germanistischen Seminar
wäre besser beurteilt worden, hätte ich anlässlich
eines kleinen Banketts
nicht zu sehr
aus der Mühle geplaudert.

5
Heute, in dieser Stunde, bin ich zurückgekommen. Die
Mühle ist leer, mein Vater nirgends zu sehn. Ich
frage euch alle: Wo seid ihr bloß alle? Die Mühle
ist arbeitslos, ich warte auf euch. Oder
esst ihr kein richtiges Brot mehr?

Günter Bruno Fuchs

Nach der Haussuchung

Gut, sie haben nicht alles zerschlagen.
Sie werden abermals kommen,
das wird vergeblich sein.

Sie lärmen schon lange vor Mitternacht.
Sie haben die Blumen entwurzelt,
sie finden es nicht.

Sie haben die Rotte nur abgelöst,
die lebenslänglich
mein Haus umstellt.

Ich höre den kreisenden Stiefelschritt:
Stein, Blasrohr, Hellebarde,
Patronengürtel, Bombenwurf.

Sie suchen immer nur die eignen Waffen.
Sie finden nimmermehr das Spiel,
das jenen Namen trägt, der unaussprechbar ist.

1957

aus: Günter Bruno Fuchs: *Nach der Haussuchung.* Eremiten-Presse, Düsseldorf 1978

Der Malerpoet, Holzschneider und „freischaffende Trinker" Günter Bruno Fuchs (1928–1977) hat in seiner frühen Lyrik und Prosa einige charakteristische Figuren und Szenerien entwickelt, die in seinem Werk später wiederkehren. Zu den berühmtesten Texten des Frühwerks zählt das 1957 erstmals veröffentlichte und vielfach zitierte Gedicht „Nach der Haussuchung", das wegen seiner staatskritischen Gestik zum Evergreen der politischen Lyrik geworden ist.

Die heranrückende Staatsmacht, die mit großer Rücksichtslosigkeit in die private Lebenswelt der einzelnen Bürger einbricht und dort nach Waffen sucht – sie könnte zunächst als Allegorie der barbarischen Tyrannei gelesen werden, die noch zehn Jahre vor der Niederschrift des Gedichts in Deutschland die Regierungsgewalt ausübte. Aber mit der dritten und vierten Strophe ändert sich das Bild. Die Waffen selbst repräsentieren den Triumph der Staatsgewalt, die sich nur in unterschiedlichen „Rotten" manifestiert ohne substanzielle Differenzen. Der parabelhafte Schluss benennt ein existenzielles „Spiel", dessen Regel unbekannt bleibt.

Günter Bruno Fuchs

Nachtfenster

Halt die geöffneten Hände zur Wand.
Der Schrei des Verfolgten
lockert den Stein.
Halt die verbotenen Schlüssel bereit –
gleich
hat der Flüchtling dein Haus erreicht.

Günter Bruno Fuchs

Parade

Da steht der Soldat:
aller traurigen Wirklichkeiten letzter Versuch.
Zum Wohl, meine Ratten –
ihr dürft asthmatische Mondlieder pfeifen!

Günter Bruno Fuchs

Parterrefenster

Eena
läuft jeden
Abend
ums Viereck. Um
vier Häuser
im Viereck
läuft der abends
rum.
Dreht uns
jedesmal sein
Rücken zu, is nich
zu sehn, kommt wieder vor
mit seine Augen, sucht
nach
irgendwas. Was

wissen
wir nich.

Günter Bruno Fuchs

Polizisten-Steckbriefe

I

Gesucht wird
ein schießender
Polizist
in lebensnaher
Dauerstellung. Geboten wird:

Fünftagewoche, Dienst-
und Freizeitrevolver, Munition
nach Tarif, gratis
Zielscheiben
für Fortgeschrittene,

sowie
jährlich einmal
unser
beliebter
Prämienauswurf.

2

Gesucht wird
ein schlagender
Polizist
zur Mithilfe bei der
Realisierung
unserer weitgesteckten
Ziele.
Die Ausbildung
beginnt an leichten
Objekten (zehn Beamte auf
einen Störenfried) –
steigert sich
nach dreijähriger
Einarbeitung (sechs
Beamte auf
einen Störenfried) mit
abschließender
Einsatzbereitschaft (drei
Beamte auf
einen Störenfried), wobei

freie
Heilfürsorge
gleich zu Beginn
zugesichert wird.

3

Gesucht wird
ein Sittenpolizist
mit gehobener
Allgemeinbildung. Das

Aufgabengebiet
umfasst
Überwachung
der Standesämter, Streifendienst
und Abhörgänge
im Bereich sozialer
Wohnungsbauten, verbunden mit

Stichproben
je nach Gutdünken
und Erfahrung.

4
Gesucht wird
ein freundlicher
Polizist, der die Namen
aller Weihnachtsmänner
übernimmt,

so dass
den Kindern
gesagt werden kann: Freut euch,
morgen kommt der
Weihnachtspolizist!

Er packt
seine Geschenke aus, er setzt
die Gefangenen
unter den Tannenbaum, er
lächelt
ganz diebisch,
wie still
ihre Sünden
sich wegstehlen
nach
draußen
und müde werden
im Schnee.

Günter Bruno Fuchs

Porträt eines Freundes

Er läutet am Korallenriff
und neigt das Steuerrad
im hölzernen Septemberschiff,
das seinen Traum geladen hat,

zum Hafen Siebenhügelland
zum Ufer Nirgendwann
und legt an keinem Strand,
an keiner Brücke an.

Zugvogellied, sein Glockenspiel
vom heimatlosen Sohn,
bekennt das ungenannte Ziel
der Kinderprozession,

die seine Fahrt begleiten wird,
wenn dieser Herbst verweht,
die vor ihm wandert als sein Hirt,
der singend übers Wasser geht.

Günter Bruno Fuchs

Prospekt

Wer die Hauptstraße meidet,
wird vom Bazar im Außenviertel beschenkt.

Die ewigen Lampen Aladdins.
Der Sattel des Pferdchens Rosinante.
Die Schellenmütze des Artisten Till
und der Weinkrug des Lamme Goedzak.
Ein Pfandschein auf den Namen
Rembrandt van Rijn.
Die Harmonika des Seemanns Daddeldu
und der Samowar des Fedor Michajlowitsch D,

Wer den Bazar im Außenviertel besucht,
tritt nie mehr die Rückreise an.

Günter Bruno Fuchs

Schularbeiten

Der Fortschritt
hat keene Lust, sich
zu kümmern um
mir. Und wat mir anjeht, habick
keene Lust, mir
um den Fortschritt

zu kümmern. Denn
unsereins
war ja
als Mensch
wohl zuerst da.

So, mein Kind, das
schreibste
in dein Schulheft
rein.

Günter Bruno Fuchs

Schützenkönigslied

So heftet ihm die Nadel an und hebt ihn hoch empor
den großen König Besenglück den kleinen Mann im Ohr
und bürstet ihm die Uniform und nehmt dazu den Flederwisch
und macht es nun den Schwalben nach
im Gleichschritt um den Tisch
und baut euch hier und da ein Nest
und lasst die Feinde nicht herein
und schießt mit Piff und Paff und Puh
auf Purzelbaum und Purzelbein
und tragt den König auf den Plan
und macht die Türen sicher zu
und weil ihr jetzt so artig seid
kräht tausendmal der Hahn
und geht dann alle schön zur Ruh
und haltet treu die Wacht am Nest
und hütet euch vor dem was kommt: Der Rest vom Schützenfest.

Günter Bruno Fuchs

Sechszeilengedicht
oder Nachwort des Herausgebers
der Nonsens-Anthologie Die Meisengeige

Dies ist die erste Zeile.
Mit der zweiten beginnt mein Gedicht zu wachsen.
Wenn ich so weitermache, komme ich bald an den Schlußss
Die vierte Zeile hilft mir dabei. (Schönen Dank, vierte Zeile!)
Der Gerichtsvollzieher, sage ich noch, trägt seine Eier ins Kuckucksnest.
So, ich hab meine Arbeit getan und lege mich schlafen.

Günter Bruno Fuchs

Widmung an Johannes Bobrowski
den letzten Präsidenten des Neuen Friedrichshagener
Dichterkreises

1
Der Präsident wurde einstimmig gewählt. Wir
versuchen uns zu erheben. Der Präsident
wird vereidigt auf einen Satz von Peter Hille:
Nur innerhalb der Wahrheit kann ich
vergnügt und ruhig sein. Es kommt zu einer
Schweigeminute. Der Präsident begibt sich
ans Clavichord. Beim Spielen lässt er die
Blicke seiner schönen Nilpferdaugen
um die Kirchtürme von Buxtehude wandern.

2
An der letzten Zusammenkunft unter Vorsitz
von Johannes Bobrowski beteiligten sich
der Spielwarenhändler M. Bieler, der Mondmaler
R. W. Schnell und deren gemeinsamer
Protokollschreiber F. Gegen Morgen des dritten
Tages wurde ein Spielzeug erfunden, das
gewisse Ähnlichkeiten zeigt mit einem Lehrstuhl
für Neue Poetik. (Vergleiche hierzu den
bekannten Ausruf: Hat der Mensch dafür Worte!)

3
Eine abendliche Reise
spät mit dir um die Welt. Im Gelächter vorbei
am Deutschen Reimlexikon. An Geschichtsbüchern
vorbei, an Königskneipen gleich hinter
Potsdam. Auf den Knien ein Buch
voller Eselsohren, Bildergeschichten von
Vater und Sohn (gemeint ist die Kinderbibel
des Zeichners e. o. plauen
aus Plauen im Vogtland). Vorbei
an Sandstraßen, Havelufern, bevölkert von
fleißigen Ratten (im ersten Schuljahr
pfeifen sie auswendig die frühen Gedichte
des Georg Heym): die märkische
Lokomotive
war alt, verschnaufte ein wenig. Da hört sie
dein Lachen, nimmt es
schnell unter den Arm, läuft
mit kleinen anhänglichen Wagen
fröhlich vorbei am nächsten
Bahnwärterhäus’chen. Ein
Fenster stand offen, eine Wunderkerze
flog hinaus in die Nacht. So
jedenfalls sind wir spät um die Welt gefahren
ins Freie.

4

Nun schreibt der Präsident einen Brief an
    Johann Pachelbel. Die Zeilen
sind leicht geneigt nach rechts, waagrecht gesetzt
    untereinander mit lichten Zwischenräumen. In
derselben Schrift entstanden viele seiner
    Gedichte. Seine Briefe in Schönschrift sind
die Reinzeichnungen seiner Gedichte,
    eine Mischung aus Sütterlin und Latein, in
deutscher Handschrift, wie es heißt, die
    der Jüngere, wird behauptet, heutzutage
nicht mehr lesen kann.

Günter Bruno Fuchs

Zigeunertafel

Mutschka, alt bist du wie unser Pferdchen Esau.
Schritt und Humpelschritt. Mutschka, alte Klagefrau,

klage: Lummja, der beim Vogeltanz die Wolken fing,
Lämmerwölkchen, Regenwolken schwarz und grau –
klage: König Lummja, der für Esau betteln ging,
ist gestorben. Klage, Mutschka, alte Frau.

Mutschka, alte Klagefrau,

singe: Lummja stahl ein Kopftuch für mein weißes Haar,
warmes Kopftuch, wenn der Winter böse lacht –
klage: König Lummja, der ein Kind des Karrens war,
liegt erschlagen. Jossub hat ihn tot gemacht.

Mutschka, alte Klagefrau,

Jossub wirft das Feuer in dein Kleid,
Teufel Jossub, der auch mich ins Feuer drängt –
aus den Wolken sickert Dunkelheit
und kein Lummja kommt, der jetzt die Wolken fängt!

Schweige, Mutschka. Müde ist dein Schritt.
Steig auf deinen Karren, nimm die Klage mit.

Günter Bruno Fuchs

Zur gefl. Beachtung

Herren,
die nach Aussehen und Veranlagung
jener Mistbiene ähneln,
welche am letzten Freitag
gegen 20 Uhr
in unserem Etablissement
dem Pförtner des Damensalons
(mit einer übers Kinn geführten
Taubenfeder)
schamlose Ausrufe
entlockte
wie
»Oh oh« und »Ei ei«,
müssen gewärtig sein,
dem Rausschmeißer Trinkgeld
zu entrichten.

Günter Bruno Fuchs

Zur Person

Maus
hat mein richtijer Vater
jeheißen. Maus hört sich
heimatlich
an.

Wohin
latschen Sie, Maus? hat der
Feldwebel jesagt.
(Da war
mir schon klar, wie
die Bande bestellt is! Erst
Latschen sagen
und denn
gleich hinterher
Maus.)

Hans Carl Artmann
UNHOLD LÄUFT DIE TREPP HINAB …

UNHOLD LÄUFT DIE TREPP HINAB,
blut tropft ihm vom händchen ab
vom messerchen in der taschen.
sag, wo willst dich waschen?
wills tun im öffentlichen klo –
ach, da rauscht das wasser so.
rauscht das spülungswässerlein,
händchen wird dann wieder rein

1967

aus: Hans Carl Artmann: *Sämtliche Gedichte.* Hrsg. v. Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003

In der Welt der Märchen und Kindergeschichten gibt es immer diverse „Unholde" und Bösewichte, denen ein guter Geist letztlich das Handwerk legt. Bei dem Sprach-Abenteurer, Wörtersammler und poetischen Ketzer H.C. Artmann (1921–2000) muss man aber stets mit dem Triumph des Bösen rechnen. Auf das Prädikat „pädagogisch wertvoll" legen Artmanns Kinderverse aus dem Band Allerleirausch *(1967) keinen Wert.*

Der Artmannsche „Unhold" schreckt vor nichts zurück. Er hat die Täterschaft zu seiner Passion gemacht und steigt in alle Unterwelten hinab, und sei es nur, um in Bedürfnisanstalten seine Hände in (Un)Schuld zu waschen. Die Ingredienzien des Märchens werden hier mit Elementen des Horror-Genres versetzt – und daraus immer neue boshafte Mixturen gebraut.

Hans Carl Artmann

VOR SEINER HÜTT IM LAUBWALD STEHT
der anachoret;
die sonn berührt den horizont,
die wetterfront,
will schon zu bett.

es tiriliert der vögel schar
ganz wunderbar,
der kläusner hängt den baß dazu,
auf ich und du,
mit haut und haar.

wohl dem, der so den tag verbringt,
wenns ihm gelingt,
und parallel mit fink und star,
sein credo singt.

1975

aus: Hans Carl Artmann: *Sämtliche Gedichte*. Hrsg. von Klaus Reichert. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003

Der große Wiener Verwandlungskünstler, Sprachnomade und Wörtersammler H.C. Artmann (1921–2000) hat in seinem Opus Magnum Aus meiner Botanisiertrommel (1975) die unterschiedlichsten Tonlagen und Sprechrollen durchprobiert. Er agiert als Erforscher exotischer Regionen, spricht als Barockdichter und irischer Barde in Personalunion, als Wiener Vorstadtpoet und polternder Husar. In einem seiner „Lieder" nach der Art Heinrich Heines (1797–1856) werden die Sprachregister gemischt – das mystisch-Religiöse mit der Schlichtheit des Volkslieds.

Artmann ist es aber nicht unbedingt an einer Synthesis von hohen und niedrigen Stilformen (von „stilus sublimis" und „stilus humilis") gelegen, sondern an der Ironisierung und Aushebelung jedweder Emphase. So erscheint hier der mystische Mönch, der Anachoret, in einem eher banalen Kerntext. Was in diesem Gedicht eine religiöse Aura besitzt, verfällt gleich der Komik.

Hannelies Taschau

Was ist das

ich starre auf das
Was habe ich erwartet
dass es sich
    bewegt sich
    verfärbt sich
    anspitzt und als Waffe
    taugt?

Ist es dies oder ein anderes?

Ist es ein gebräuchlich es?
Und wann habe ich es
    verloren?

Ist es ein Schimpfwort?
Ein unverzichtbares?
Umgangssprachlich/Landschaftlich
geprägt?

Wird es mir
    überhaupt
    fehlen?

1970er Jahre

aus: Hannelies Taschau: *Wundern entgehen. Gedichte 1957–1984.* Sammlung Luchterhand, Darmstadt 1986

Für die moderne Poesie hat einst der radikale amerikanische Dichter Ezra Pound (1885–1972) die Parole ausgegeben: Über allem stehe die Suche nach dem allein treffenden Ausdruck, nach dem „mot juste“. Auf die Suche nach diesem „mot juste“ hat sich hier auch das Ich der Dichterin Hannelies Taschau (geb. 1937) begeben. Das Gedicht vollzieht eine tastende Suche nach dem verlorenen Wort, das den Artikulationsabsichten des Subjekts vielleicht besonderen Nachdruck verleihen könnte.

Hannelies Taschau ist eine Autorin, die in unverstellter Direktheit, ohne metaphorische Stilisierungen, ihre Erfahrungen benennt. Im Fall dieses in den 1970er Jahren entstandenen Gedichts berührt die Offenheit und Unabgeschlossenheit dieser Suchbewegung, die auch Zweifel zulässt, ohne am Ende mit einer definitiven Gewissheit aufwarten zu können. Das gehört zu den Eigenschaften eines guten Gedichts: dass es Fragen stellt oder verschärft – nach Sprache, Geschichte und Existenz – und uns nicht mit leicht handhabbaren Antworten abfertigt.

Hans Magnus Enzensberger

Der Unverwundbare

In der Wissenschaft der Unterlassung
hat er es weit gebracht.
Blutrünstig die Verbrechen,
die er nicht beging,
endlos die Heerschar der Fehler,
die er vermieden hat.
Passende Bemerkungen,
ungeschwängerte Mädchen
säumen seinen Weg.
Seine Geruchlosigkeit
ist atemberaubend,
sein Leumund
macht jede chemische Reinigung brotlos,
er ist weiß, er niest nicht,
er segnet uns, ist gesegnet.
Andere Lebenszeichen
von seiner Seite
sind nicht zu befürchten.
Warzenlos verschwindet er
in seinem eigenen Foto.

1980er Jahre

aus:. Hans Magnus Enzensberger: *Zukunftsmusik* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1991

In seinem lyrischen Spätwerk hat sich Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929) gerne als Meister eines stoischen Skeptizismus inszeniert. In seinen Gedichtbänden seit dem Band Die Furie des Verschwindens *(1980) ist er seither beharrlich mit der sanften Dekonstruktion von Utopie und Pathos beschäftigt. Enzensbergers lyrisches Ich präsentiert sich als abgeklärter Ironiker, der die Welt lieber verschont, anstatt ihr mit verbissenen Heilsbotschaften zuzusetzen.*

Als hartnäckiger „Verteidiger der Normalität“ hat Enzensberger immer ein gewisses Vergnügen daran gefunden, seine Helden der „Gewöhnlichkeit“ auch in ihren Schwächen bloßzustellen. Sein „Unverwundbarer“ hat alles richtig gemacht, alle fatalen Fehler und Fehltritte im Leben konsequent vermieden. Diese Korrektheit reizt den Dichter zu bösem Spott. Denn der Preis für die Risikovermeidung und die Übererfüllung gesellschaftlicher Normen ist hoch. Es ist eine markante Eigenschaftslosigkeit des Subjekts, sein Verzicht auf eine lebendige Individualität.

Hans Magnus Enzensberger
Rätsel

Ein Meer größer als das Meer,
und du siehst es nicht.

Ein Meer, in dem du schwimmst,
und du spürst es nicht.

Ein Meer, das in deiner Brust rauscht,
und du hörst es nicht.

Ein Meer, in dem du badest,
und du wirst nicht nass.

Ein Meer, aus dem du trinkst,
und du merkst es nicht.

Ein Meer, in dem du lebst,
bis du begraben wirst.

2005

aus: Hans Magnus Enzensberger: *Rebus.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2009

In den biblischen Apokryphen gibt es eine Stelle, da die mythische Gestalt Henoch von einem Meer berichtet, das „größer ist als das (irdische) Meer". Gemeint ist dort das sagenhafte „Himmelsmeer", als weit umspannendes, alle herkömmlichen materiellen Formationen auflösendes Himmelsfirmament. Bei dem Dichter Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929), seit vielen Jahren der intelligenteste poetische Skeptiker der Bundesrepublik, darf man zwar biblische Anspielungen in Betracht ziehen, aber sein „Rätsel" scheint sich nicht in der Benennung himmlischer Sphären zu erschöpfen.

Es ist von einer universellen Präsenz des rätselhaften Meeres die Rede, das alle Lebensaktivitäten und Erscheinungsformen menschlichen Daseins umfasst. Ein existenzielles Außerhalb, eine Selbstbehauptung jenseits dieses Meeres gibt es für die menschliche Spezies nicht: Alles hat in diesem poetisch evozierten Meer seinen Ursprung, alles mündet in dieses Meer und endet auch darin.

Hans Sahl

Die Letzten

Wir sind die Letzten.
Fragt uns aus.
Wir sind zuständig.
Wir tragen den Zettelkasten
mit den Steckbriefen unserer Freunde
wie einen Bauchladen vor uns her.
Forschungsinstitute bewerben sich
um Wäscherechnungen Verschollener,
Museen bewahren die Stichworte unserer Agonie
wie Reliquien unter Glas auf.
Wir, die wir unsre Zeit vertrödelten,
aus begreiflichen Gründen,
sind zu Trödlern des Unbegreiflichen geworden.
Unser Schicksal steht unter Denkmalschutz.
Unser bester Kunde ist das
schlechte Gewissen der Nachwelt.
Greift zu, bedient euch.
Wir sind die Letzten.
Fragt uns aus.
Wir sind zuständig.

um 1990

aus: Hans Sahl: *Memoiren eines Moralisten. Das Exit im Exil.* Luchterhand Literaturverlag, München 2008

Der Publizist und Gelegenheitsdichter Hans Sahl (1902–1993), der in einer großbürgerlichen jüdischen Familie aufwuchs, brillierte in den 1920er Jahren als Literatur- und Filmkritiker in Berlin. 1933 floh er vor den Nationalsozialisten über Prag und Zürich nach Paris, wo man ihn 1939 nach Kriegsausbruch internierte. Mit viel Glück entkam er aus dem okkupierten Frankreich und gelangte in die USA, von wo aus er erst 1989 nach Deutschland zurückkehrte.

Das erstmals 1993, in Sahls Todesjahr, veröffentlichte Gedicht bilanziert mit kühlem Sarkasmus die Existenzbedingungen eines Exilanten, der selbst nach dem Ende seiner Emigration noch konstitutionell „zuständig“ ist für die Vermittlung der Erfahrung des Heimatlos-Werdens. In böser Ironie mokiert sich Sahl über die Geschäftigkeit seiner Zeitgenossen, die die Emigranten auf ihre Opfer-Rolle als „Trödler des Unbegreiflichen“ festgelegt haben.

Hans Thill
Strandgut

Ich bin die schaumgeborene Sandale,
ich bin ein Splitter des Balkens!

Schwarz, verschimmelt Sonn und Mond.

Ich bin ein Fischkopf,
ich bin ein Fels.

1980er Jahre

aus: Hans Thill: *Gelächter Sirenen*. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1985

Der Schwung der surrealistischen Bewegung der 1920er Jahre bildete die Antriebsmotorik für die frühen Gedichte des Lyrikers Hans Thill (geb. 1954). Als poetische Leitgestirne seiner Arbeit fungierten zunächst Autoren wie Yvan Goll (1891–1950) und Philippe Soupault (1897–1990), deren Poetik des automatischen Schreibens und der kühnen metaphorischen Überraschung Thill erfolgreich adoptierte.

Den dezidierten Bezug auf funktionsloses „Strandgut“, also auf alltägliche Realien, die dem instrumentellen Gebrauch entzogen sind, darf man als programmatische Pointe verstehen. Denn selbst aus alltäglichsten, überflüssig scheinenden Materialien vermag der Dichter, und zwar nicht nur der surrealistische, seine Stoffe zu komponieren. Statt eine Eloge auf das Meer oder auf das Licht des Südens zu singen, wie es viele Lyriker der Moderne getan haben, konzentriert sich Thill auf das scheinbar Ephemere – den Abfall. Aber er lässt die funktionslos gewordenen Dinge durch hymnische Auratisierung aufleuchten.

Hans-Ulrich Treichel
Ich spiele nicht gut Klavier …

Ich spiele nicht gut Klavier.
Ich habe noch immer kein Tier.
Obwohl ich mich danach sehne.
Ein Tier, das sich über mich freut.
Ich könnte Spanisch lernen.
Ich hätte gern einen Setter.
Ich muss meinen Pass verlängern.
Setter sabbern, mir ist kalt.
Mir tut das Kniegelenk weh.
Mein Pass ist schon wahnsinnig alt.

nach 2000

aus: Hans-Ulrich Treichel: *Südraum Leipzig.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2007

Auf die provozierende Einfachheit und nahe der Banalität angesiedelte Schlichtheit von Hans-Ulrich Treichels (geb. 1952) jüngeren Gedichten hat die Literaturkritik mit merklicher Verstimmung reagiert. Ein oberflächlicher Blick auf diese Texte, der sich nur an die Außenreize hält, wird jenseits von langweiliger Alltags-Registratur nichts erkennen. Treichels lyrisches Understatement ist jedoch oft nur Maskenspiel, Rollenpoesie und vorgeschützte Harmlosigkeit, hinter der sich Tragödien verbergen.

Das lyrische Ich, das hier spricht, ist offenbar geübt in Einsamkeit und in der Anerkennung des eigenen Lebensunglücks. Kein Gesprächspartner ist in Sicht, nur die Aussicht auf einen Hund, der das Alleinsein erträglich machen könnte Der Selbstverlust des Ich manifestiert sich auch im ungültig gewordenen Pass, der offiziell ausgelaufenen Identität. Was zunächst als Reihung banaler Aussagen erscheinen mag, erweist sich als diskretes Gedicht von unendlicher Traurigkeit.

Harald Hartung
Mutter

Dein letzter Wunsch die neue Uhr
ein Wecker (für die Zeit danach)

Er fiel dir zu Boden er ging weiter
So geht die Zeit ohne dich

1990er Jahre

aus: Harald Hartung: Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957–2004. Wallstein Verlag, Göttingen 2004

Die Zeit ist menschlichem Zugriff nicht verfügbar. Man kann sie zwar mit entsprechenden Parametern messen und einteilen. Nach ihrem Takt können auch industrielle Produktionsweisen strukturiert werden. Aber das Zeit-Vergehen ist nicht aufhaltbar. Daher hat Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929) zu Recht formuliert: „Die Zeit… ist das wichtigste aller Luxusgüter.“ Auch in der berührenden Miniatur des Dichters und Literaturkritikers Harald Hartung (geb. 1932) ist die Zeit eine knappe Ressource.

Die schöne lakonische Reminiszenz des Dichters an die eigene Mutter, deren Lebens-Zeit schwindet und deren Verrinnen auch nicht durch die Apparatur eines Zeit-Messers aufgehalten werden kann, erweitert in einer paradoxen Pointe den Zeitbegriff. Denn der Wunsch der Sterbenden nach einer Uhr evoziert ein metaphysisches Bedürfnis: Es möge doch eine „Zeit danach“ geben, eine Messgröße für das Dasein nach dem Tod, obwohl nach dem Erlöschen des Lebens alle physikalischen Zeit-Dimensionen hinfällig sind. Nur für die noch Lebenden gibt es weiter die Objektivität der verstreichenden Zeit.

Harry Oberländer
Transit

Wo bin ich nur? Nicht hier, nicht dort.
Bei Greisen, die sehr still verlöschen.
Was fehlt mir denn? Das letzte Wort
gewiss nicht. Aber leise widersprechen,

wenn sich das Leben vor der Nacht verneigt,
will ich. Dann darf ich dreimal raten,
was hinter welken Stirnen schreit und schweigt.
Die Zeit, die Bilder: Elend der Primaten.

1988/89

aus:. *Jahrbuch der Lyrik 1989/90.* Hrsg v. Christoph Buchwald und Rolf Haufs, Luchterhand Literaturverlag, Darmstadt 1989

In welchem Durchgangsstadium befindet sich der Transit-Reisende dieses Gedichts? Ist er nur Beobachter, der Einblick nimmt in die Lebenswelt alter Menschen, die ihr langsames Erloschen erwarten? Oder ist er selbst einer jener moribunden Greise mit „welken Stirnen", die in ihrem stummen Dasein „das Elend der Primaten" durchleiden? Das lyrische Subjekt des Schriftstellers Harry Oberländer (geb. 1950) vagabundiert offenbar auf unsicherem Terrain, ohne selbst die Richtung der (Lebens)Reise bestimmen zu können.

Es gibt freilich noch eine Beharrungskraft des Ich, die sich der devoten Ergebenheit in das Unabänderliche des Verfalls widersetzt: die Entschlossenheit zum „leisen Widerspruch". Die Frage nach dem eigenen Standort angesichts der letzten Dinge, nach der Hinfälligkeit der menschlichen Existenz sind zwar nicht mit einer positiven Sinngebung zu beantworten. Der Wille zur Selbstbehauptung zerfällt vor dem Faktum des Todes.

Hauke Hückstädt

Autoskizze, Seelower Höhen

November, ohne Schnörkel für den Betrachter.
In ihrer Spagatsilhouette
grätschte die Feldscheune ins Gelände
und turnte im Rückspiegel bis zur Biege.
Dieser Baum dort hat eine Rebellenfrisur,
sagtest du, und tatsächlich, ich sah,
er war aufgeschlitzt, der Länge nach.
Die vergesslichen Karten kannst du vergessen
für einen Ausflug in Erinnerungslücken.
Wir hielten uns an Konturen, und ich weiß noch
das abschüssige Bett in der Pension Oderblick.

um 2000

aus: Hauke Hückstädt: *Neue Heiterkeit.* Zu Klampen Verlag, Springe 2001

Was uns hier vor Augen gestellt wird, ist weit mehr als eine spontane Expedition in ein unvertrautes Gelände im Osten Brandenburgs. Die zwei Reisenden des Gedichts scheinen eher ziellos in einem unübersichtlichen Terrain hin und her zu schweifen. Nur beiläufig, fast lässig werden die Beobachtungen kommentiert – gleichwohl ist es eine Autofahrt mitten hinein in schlimmste geschichtliche Verheerungen.

Der Lyriker Hauke Hückstädt (geb. 1969), der in seinen Gedichten einen ironisch grundierten Erzählgestus bevorzugt, erkundet hier einen Ort, an dem im April 1945 eine der blutigsten Schlachten des zweiten Weltkriegs stattgefunden hat. Und so ist der scheinbar so flapsig kommentierte Zustand des „aufgeschlitzten" Baums auch ein Hinweis auf die hier im Verlauf der Kriegshandlungen komplett zerstörte Landschaft des Oderbruchs. Den Nachgeborenen, die hier das Terrain durchfahren, droht eine Art Geschichtsvergessenheit in „Erinnerungslücken". Es ist nicht nur in diesem Fall – das Gedicht, das Erinnerung stiftet.

Heiner Müller
Soldatenbrot

Der Hunger brennt arg, Soldat.

Hast du Brot im Gepäck, Soldat?

aaaaaFein war die Nacht.

Ach, und der Morgen schwer
Fiel über die Sterne her.

aaaaaBlau war die Nacht.

Kind, schrei nicht, die Lad ist leer.
Dein Brot, das ist verzehrt.

aaaaaLang war die Nacht.

um 1950

aus: Heiner Müller: *Die Gedichte. In: Werke. Band 1* .Hrsg. v. Frank Hörnigk. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1998

Heiner Müller (1929–1995), der sarkastische Dramatiker und Geschichtspessimist, hat schon in seinen frühen Jahren die Schlachtfelder der deutschen Geschichte studiert. In seinem Nachlass fanden sich Gedichte aus den Jahren 1949–1952, die sehr viel näher an einem liedhaften Ton sind als an dem düsteren collagehaften Fragmentarismus des Spätwerks.

Der aussichtslose Alltag des Soldaten zwischen Hunger und Todbereitschaft, ein zentrales Thema der Nachkriegsliteratur, wird hier in wenigen Zeilen mit einem leicht variierten Refrain evoziert. Die Entbehrungen, die ein Kriegszustand mit sich bringt, und der Verlust aller Lebensperspektiven klingen in den elegischen Versen an. Der Refrain scheint jeweils romantische Gegentöne ins Spiel zu bringen, aber sehr schnell wird die poetisch aufgerufene Nacht als katastrophischer Zustand enthüllt. Diese elegischen Melodien hat sich der späte Müller ausgetrieben. Er beschränkte sich auf drastisch inszenierten Fatalismus.

Heinrich Heine
Erwartung

Morgens steh ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut?
Abends sink ich hin und klage:
Ausblieb sie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich schlaflos wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

1817

Seine neuen Poesien seien „viel sanfter und süßer“, schrieb der junge Heinrich Heine (1797–1856) im Oktober 1816 an einen Freund; es handle sich ausschließlich um „Minnelieder“, die in der Regel aus der Beziehung des Dichters zu seiner Kusine Amalie hervorgingen. In diesen meist kurzen, epigrammatischen Liebesliedern sind die Klagen eines Verlassenen über den Verlust der Liebe in exemplarischen Figurationen zusammengefasst. Prägnanter lässt sich der Liebesschmerz wohl kaum formulieren.

Obwohl die Hoffnung des Liebenden regelmäßig grausam enttäuscht wird, kann er von ihr nicht ablassen. Der Kummer frisst den Leidenden auf, die Schlaflosigkeit verwandelt ihn in eine somnambule Gestalt. Die „Erwartung“, die der Titel des vermutlich 1817 entstandenen Gedichts aufruft, weiß um ihre Nicht-Erfüllbarkeit – und dennoch lässt sich die Sehnsucht nach dem „Liebchen“ nicht abschütteln.

Heinrich Heine

Hast du die Lippen mir wund geküsst,
So küsse sie wieder heil,
Und wenn du bis Abend nicht fertig bist,
So hat es auch keine Eil.

Du hast ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebste mein!
Man kann in solch einer ganzen Nacht
Viel küssen und selig sein.

1823/24

Kein Dichter der klassisch-romantischen Periode hat so ausdauernd und so ästhetisch vollkommen die Euphorien, Ekstasen und oft auch tiefen Enttäuschungen und Abgründe der Liebe besungen wie Heinrich Heine (1797–1856). Während eines Aufenthalts in Lüneburg vom September 1823 bis Januar 1824 entstand eine Gruppe von 33 Gedichten, zu denen auch der lyrische Jubel über die Beglückungen erotischer Kommunikation gehört. Das Gedicht aus dem Zyklus „Die Heimkehr" wurde aus dem 1827 veröffentlichten Buch der Lieder *ausgeschieden, da sein erotischer Inhalt vom Autor als zu riskant empfunden wurde.*

Dass die Geliebte den Liebenden durch endlose Küsse verwunden und heilen soll, ist ein Thema, das auch der Zyklus „Lyrisches Intermezzo" aufgreift. Die von allen zeitlichen und moralischen Fesseln befreite Lust wird in ironischer Ausgelassenheit gefeiert. Soviel vorbehaltlose Bejahung sinnlicher Leidenschaft und „Seligkeit" empfanden viele Zeitgenossen Heines als frivol.

Heinrich Seidel
Die schlimme Sorte

Eine Sorte von Menschen macht gleich mich verstummen,
Das sind die superklugen Dummen.
Da hilft nur das: Sie schweigend zu tragen
Oder sie einfach niederzuschlagen.

nach 1880

Über Dummheit lässt sich manchmal nur noch brachial triumphieren. So will es zumindest der Sinnspruch des Ingenieurs und Schriftstellers Heinrich Seidel (1842–1906), der eher ein Genie der Technik als der Poesie war. Zwar gründete er mit zwei literarischen Kombattanten den Allgemeinen Deutschen Reimverein. Aber es blieb dann doch bei mittelmäßigen Ergebnissen. Der Verfasser des legendären Spruchs „Dem Ingenieur ist nichts zu schwer“ und Pionier bei der Dachkonstruktion des Anhalter Bahnhofs in Berlin liebte als Poet die idyllische Kleinmalerei. Oder eben die robuste Sentenz.

Schon zu seiner Zeit als erfolgreicher Ingenieur hatte Seidel ein verborgenes zweites Leben als Schriftsteller geführt. „Ich bin jedenfalls nicht wegen verfehlten Berufes unter die Schriftsteller gegangen,“ notierte er im Alter. 1880 schied er aus der Berliner Eisenbahngesellschaft aus und versuchte sich als freier Poet. Sein epischer Held „Leberecht Hühnchen“ (1882) agierte als Repräsentant eines selbstzufriedenen Kleinbürgertums.

Heinz Czechowski

Gute Woche

Das Haus, in dem ich wohne,
Ist weder abgebrannt noch
Von Erdbeben erschüttert.
Ich habe zu essen, auch
Etwas Geld. Die Natur
Hat noch Stellen, die mich versöhnlich stimmen,
Und die Liebe
Verschafft mir Genuss.
Im Rundfunk
Ist über mich gesprochen worden,
Ein Freund schrieb mir Erfreuliches
Zu meinem Buch. Ich hielt
Einen Vortrag, der
Meinen Freunden gefiel, und traf
Ein paar Leute,
Die mir sympathisch waren.
Jetzt, am Freitagabend,
Fühle ich mich
Wie der König Polykrates,
Der auch nicht wusste,
Dass sein Glück
Nur die Kehrseite
Aller Verhängnisse war.

1990er Jahre

aus: Heinz Czechowski: *Die Zeit steht still. Ausgewählte Gedichte.* Grupello Verlag. Düsseldorf 2000

Seit ihn der politische Umbruch in der DDR aus der Bahn warf, hat sich der sächsische Melancholiker Heinz Czechowski (geb. 1935) ganz der Verfeinerung seines Fatalismus gewidmet. Man wird in der literarischen Landschaft der Bundesrepublik kaum einen Autor finden, der so schonungslos die Aussichtslosigkeiten seiner Existenz aufzeichnet – um am Ende zu einem wenig schmeichelhaften Befund zu finden: Er sei sein „eigener Pflegefall" – so Czechowski in bitterer Selbstbezichtigung.

Lapidarität ist das bevorzugte Stilmittel in Czechowskis späten Gedichten. Er bedient sich hier eines nüchternen Protokollstils, der nicht so sehr der „Sächsischen Dichterschule" entstammt, in der Czechowski seine literarischen Urszenen erlebte, als vielmehr dem Realismus Bert Brechts (1898–1956). Freilich überrascht die prekäre Selbsterhöhung gegen Ende des Gedichts, wo sich der Autor mit dem griechischen Tyrannen Polykrates identifiziert, einem enorm erfolgreichen Herrscher, der seine militärischen und politischen Erfolge mit einem um so tieferen Sturz ins Verhängnis bezahlen musste.

Heinz Erhardt

Trara-trara.
die Pest ist da!

1940

aus: *Das große Heinz Erhardt-Buch.* Lappan Verlag, Oldenburg 2004

Die erste Karriere des Meisterkomikers Heinz Erhardt (1909–1979), der in den Wirtschaftswunder-Jahren der Bonner Republik als gutmütiger Biedermann ungeheure Popularität erreichte, fand während der Jahre des zweiten Weltkriegs statt. Mit kalauernden Wort-Kaskaden brachte das Schnell-Sprech-Talent sein Publikum zum Lachen – und 1940 gelang ihm ein Zweizeiler von bezwingendem Witz. Der Gedicht-Clown präsentierte sich als Pestbote.

In zwei Zeilen demonstriert der Sprachakrobat seine Lust an der Wortverdrehung. Aus dem berühmten „Postillon von Lonjumeau“ der gleichnamigen Oper Adolphe Adams (1836) macht er einen „Pestillion“, und ein beliebtes Studentenlied Rudolf Löwensteins (1819–1891) verwandelt er in ein Pest-Lied. Hinter der Lachnummer verbirgt sich ein ungeheurer Sarkasmus: Frohgemut wird das Schreckliche annonciert. Es ist dieser makabre Nonsens, unterstützt durch aggressiven Sprachwitz, der Erhardts Texte bis heute am Leben gehalten hat.

Heinz Erhardt

Urlaub im Urwald

Ich geh im Urwald für mich hin…
Wie schön, daß ich im Urwald bin:
Man kann hier noch so lange wandern,
ein Urbaum steht neben dem andern.
Und an den Bäumen, Blatt für Blatt,
hängt Urlaub. Schön, daß man ihn hat.

1960er Jahre

aus: *Das Große Heinz Erhardt-Buch*. Lappan Verlag, Oldenburg 2004

Den Dichter und Komiker Heinz Erhardt (1909–1979) hat man zeit seines Lebens als verlässlichen Kalauerproduzenten geschätzt, dessen Heiterkeit berechenbar schien. Seine Scherze, auch wenn sie sich auf schlichte Sprachspiele beschränkten, kamen nicht wie bei heutigen Comedians als mühsam herbeigezwungene Zoten daher, sondern als parodistisch fein austarierte Reaktionen auf Versmuster der Tradition.

Im vorliegenden Fall reagiert Erhardt auf die berühmte Eingangszeile eines Goethe-Gedichts (vgl. Lyrikkalender vom 7.5.2006), das nicht so sehr als zartes Blumen-Gedicht, sondern als Huldigung an Goethes Ehefrau Christiane gedacht war. „Ich ging im Walde / So für mich hin…“ Erhardt macht daraus einen kleinen Wortscherz zur Doppeldeutigkeit der Vokabel „Urlaub“. In anderen Gedichten entfernt sich der letztlich verkannte Dichter von solcher Harmlosigkeit – zugunsten sarkastischer Pointen, die eine bei Erhardt unerwartete Abgründigkeit freilegten.

Heinz Kahlau

Tag der Einheit

Am Tag der deutschen Einheit
saß ich zwischen dem, was war.
Ich war ummüllt von Werbung und von Briefen,
die Geld von mir verlangten,
und war ganz und gar
mit dem beschäftigt,
was das nächste Jahr
von mir verlangen könnte. In den Tiefen
der Seele kochte das,
was da seit je gefangen:
die kalte Wut
auf jede Art von Staat.
Der dritte will mich in sein Muster zwängen.

Ich feierte den Tag mit Zorngesängen.

um 1990

aus: Heinz Kahlau: *Sämtliche Gedichte und andere Werke*. Hrsg. V. Lutz Görner. Aufbau Verlag, Berlin 2006

In der Popularität des Dichters Heinz Kahlau (geb. 1931) gibt es noch immer eine markante Ost-West-Schieflage. In der DDR gehörte er zu den erfolgreichsten „Versemachern" und bis heute genießt er unter ostdeutschen Lesern eine hohe Reputation. Die lyrischen Werke des Brecht-Meisterschülers werden indes im Westen kaum wahrgenommen – obwohl seine Realismus-Ästhetik auf einem souveränen Umgang mit den überlieferten Reimformen und der lyrischen Tradition beruht.

In seinem um 1990 entstandenen Gedicht zum wiedervereinigten Deutschland mobilisiert Kahlau die alte Dichotomie zwischen Geist und Macht. Das neue Deutschland wird mit äußerster Skepsis inspiziert, ein offenbar bürokratisch geprägter Staat, der seine Bürger aggressiv mit „Werbung" und Geld-Forderungen überzieht. Das lyrische Ich markiert eine unüberbrückbare Distanz zum „Muster" des neuen Staatswesens. Die „kalte Wut / auf jede Art von Staat" mag marxistisch unterfüttert sein, aber sie unterscheidet sich kaum vom Maulheldentum gegen alles Etatistische.

Heinz Piontek
Einfache Sätze aus dem Jahr 68

Jemand lässt durchblicken, dass er
gegen die Zeit ist.

Jemand protestiert mit seinem Transparent
gegen Transparente.

Andere haben gleichschenklige
Dreiecke im Kopf.

Die Aufklärung nimmt zu.
Es wird dunkel.

Neue Bücher ergeben neue
Transparente.

Die Zukunft soll
rothaarig sein.

Über die Zukunft
sprechen wir morgen.

1968

aus: Heinz Piontek: *Die Gedichte*. Schneekluth Verlag, München 1982

Nur wenige Jahre, etwa von 1957 bis 1964, stand die Dichtung des aus Oberschlesien stammenden Lyrikers Heinz Piontek (1925–2003) in hohem Ansehen. Es war die Blütezeit des Naturgedichts, das Piontek mit seinen ersten drei Gedichtbänden – v.a. mit Wassermarken (1957) – fleißig bediente. Später wurde seine Lyrik strenger, verhaltener, konzentrierter. Die Ideale der aufkommenden Studentenbewegung konterte Piontek mit kühlem Lakonismus.

In diesem ersten Teil seines langen Gedichts „Einfache Sätze aus dem Jahr 68“ zerlegt der poetische Konservative Piontek die politischen Erhitzungen der APO-Generation ironisch in paradoxe Zweizeiler. Die Parolen der kulturrevolutionären Linken hatten selbst oft nur plakative Sätze gegen die Plattheiten des „Systems“ zu bieten. Piontek mokiert sich über den Leerlauf dieser Parolen, indem er sie in Banalitäten und Redundanzen übersetzt.

Helga M. Novak

FINDE MICH ABENDS beim Knochenspiel

luftgetrocknet ist schnell ein Totes
ausgesogen abgenagt und gebleicht
begegne mir abends im doppelten Licht
hilf mir Gebeine sammeln Knöchelchen
die legen wir zusammen fleischlos
unser nächtliches Mikado
auf dem Rücken liegend wie Monde

1980er Jahre

aus: Helga M. Novak: *solange noch Liebesbriefe eintreffen.* Hrsg. v. Rita Jorek. Schöffling & Co., Frankfurt a.M. 1999

Das Nomadisieren hat die Dichterin Helga Novak (geb. 1935) schon früh einüben müssen. Aufgewachsen bei Adoptiveltern, brach sie ihr Journalistik-Studium in Leipzig ab, floh nach Island, kehrte in die DDR zurück und arbeitete dort am Fließband und als Elektroschweißerin. Weder in der DDR noch in Island konnte sie heimisch werden. Novak übersiedelte in die Bundesrepublik und floh erneut 1987 in die polnischen Wälder bei Masuren. In ihren nach 1980 entstandenen Gedichten dominiert ein archäologischer Impuls, ein Graben in der Materie der Geschichte.

Das hier evozierte „Knochenspiel“ meint die Auseinandersetzung mit den toten Vorfahren – und zugleich ein rituelles Beschwören des Schicksals, als könnten die die Zukunft der Lebenden offenbaren. Es sind offenbar zwei Liebende, die sich – „auf dem Rücken liegend“ diesem „Knochenspiel“ verschrieben haben. Sie loten aus, was die (gemeinsame?) Zukunft noch an Überraschungen bereit halten könnte.

Helga M. Novak

ich möchte nochmal durchatmen
und mit großen Schritten
offenen Auges und lächelnd
durch ein Land gehen
wo keiner ein blutiges Handwerk treibt
wo keine Schuldfrage steht
und wer hat angefangen
ich möchte nochmal alles vergessen
und mich selber
und durch ein Land gehen
das mich entwirrt und bewirtet
und meinen Kopf und meine Hände befreit
wo alle Verborgenheit sich in Rauch auflöst
wem nützt es denn wenn ich bleibe

1975

aus: Helga M. Novak: *solange noch Liebesbriefe eintreffen. Gesammelte Gedichte*, Hrsg. v. Rita Jorek. Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung, Frankfurt a.M. 1999, 2008

Mit ihren wechselnden Heimatländern hatte die rebellische Dichterin Helga Novak (geb. 1935) stets große Identifikationsprobleme. 1966 hatte das SED-Regime der jungen Dichterin die DDR-Staatsbürgerschaft aberkannt. Die damalige Literaturstudentin hatte in ihrem Gedichtbuch Ballade von der reisenden Anna *(1965) ein harsches Misstrauensvotum formuliert gegenüber einem Staat, in dem „Misstrauen und Spitzel / die hausgemachten Soßen würzen“. Später nomadisierte Novak zwischen Island, Westdeutschland und Italien, ohne in diesen Refugien je heimisch zu werden. 1992 zog sie sich in die polnischen Wälder zurück.*

Das um 1975 entstandene Gedicht beschwört eine Utopie: Es entwirft ein Land, das nicht durch politische Verbrechen diskreditiert ist und keine „Schuldfragen“ auszutragen hat. Es ist ein Land, das die Dichterin zeitlebens nie gefunden hat. Das Verbleiben in der alten Heimat wird radikal in Frage gestellt. Doch das Gefühl der Befreiung und der Ankunft in einer neuen Welt lässt sich nur im Medium des Gedichts erträumen.

Hellmuth Opitz

Gott hatte eine gute Rückhand
in jenem Sommer neunundachtzig.
Knapp strichen die Getäuschten über
die Netzkante, die Gehetzten und
Geheuchelten, über die Netzkante
aus Eisen strichen sie, zückten ihre
passwords belogen und betrogen
und wir, naturtrüb im Schädel und
Hardware im Herzen, wir hieltens für
Fernweh, als die Botschaften platzten
und aus allen Umlaufbahnen Trabanten
zu uns hereinschwebten. Wir machten
einen Riesenriss und merktens nicht
an unseren palmenverseuchten Stränden,
geschwenkt von einem Abendlicht aus
mildem Bourbon. In jenem Sommer:
Da fing es an. Da hat man Deutschland.
Verdammt und zugenäht.

nach 2000

aus: Hellmuth Opitz: *Die Sekunden vor Augenaufschlag*. Pendragon Verlag, Bielefeld 2006

Auch zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution in Leipzig, Dresden und Berlin, die in die Selbstauflösung der DDR mündete, kann der westdeutsche Beobachter ins Staunen geraten. Der Dichter Hellmuth Opitz (geb. 1959), ein kluger Vertreter des poetischen Realismus, illustriert hier die Taubheit der westlichen Öffentlichkeit („wir hieltens für / Fernweh“) für die elementaren vor-revolutionären Ereignisse des Sommers 1989. Der Westen, der in touristischer Entrücktheit vor sich hin dämmert, registriert kaum, was sich an unsichtbaren geologischen Verschiebungen innerhalb des DDR-Systems vollzieht.

Die Schlusszeilen lassen offen, ob der sich im Sommer 1989 ankündigende Umsturz bejaht oder skeptisch in Frage gestellt wird. Ein einiges Deutschland, das – im Anklang an einen kräftigen Fluch – „verdammt und zugenäht“ wird, ist eigentlich kein bewundertes politisches Subjekt. Nicht nur diese Stelle zeigt, dass Opitz nicht einfach jener Heros einer neuen „Verständlichkeit“ ist, als der er mancherorts bejubelt wird, sondern ein kunstvoll die scheinbare Leichtigkeit und Direktheit seiner Gedichte austarierender Autor.

Helmut Krausser

Gedicht, wo nix los ist.

Abendland und Untergang,
zwei Rentner aus dem Plattenbau,
betreten ihre Lieblingskneipe.
Sagt Abendland: Ich nehm ein Bier.
Sagt Untergang: Ich auch.

So sitzen sie und trinken.
Sagt Abendland: Mein Freund –
Sagt Untergang: Wer? Ich?
Dann lachen sie und trinken.

Was wolltest du denn sagen?
fragt Untergang. Und Abendland
versucht sich zu erinnern. Es fällt
ihm nicht mehr ein. Sie rauchen.

Wir melden uns zurück, sobald sich

2000

aus: Helmut Krausser: *Strom. Neunundneunzig neue Gedichte ('90–'03)*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2003

In unverwüstlichem Selbstvertrauen lässt sich der äußerst produktive Erzähler, Dramatiker und Gelegenheitsdichter Helmut Krausser (geb. 1964) gerne als „der letzte Romantiker" qualifizieren. In seinen Gedichten konzentriert er sich entweder auf sentimental-Liedhafte Töne oder auf lässig dargebotene Alltagsszenen, die sich in donnernden Pointen gefallen – oder aber in milder Ironie eine Genreszene aus dem Plattenbau skizzieren.

Dass die verschwiegenen Biertrinker in diesem Gedicht aus dem Jahr 2000 große philosophische Namen erhalten, bat hier vor allem rhythmisch-klangliche Gründe. Auch in öden Eckkneipen, so scheint es, wird am „Untergang des Abendlandes" (Oswald Spengler) gearbeitet. Triviale Alltagsgeschichte trifft in unwiderstehlicher Komik auf die großen Verwerfungen der Kulturgeschichte. Wenn sich wie in der letzten Zeile ein Gedanke an Veränderung einstellt, zerplatzt das komische Genrebild sofort.

Hendrik Rost

Auf Station

Das Neugeborene machte
beim Trinken ein Geräusch
wie ein Schlauchboot
mit einem Leck,

der Gaumen war tief
innen gespalten, das Kind
erzeugte beim Saugen
keinen Unterdruck.

Die Eltern gaben ihm
noch keinen Namen,
tröstend einzuhauchen.
Oder später bei Liebe.

Schreiend verbrachte es
Zeit unter Menschen.
Luft entwich, ein Pfiff,
aus dem offenen Ich.

um 2005

aus: *Neue Rundschau*, Heft 1/2008. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2008

Der 1969 geborene Lyriker Hendrik Rost bevorzugt den Habitus der Sachlichkeit. Im Gedicht über das vom Jacobsen-Syndrom (gespaltener Gaumen) versehrte Neugeborene ist es gerade dieser präzise, scheinbar emotionsfreie Blick auf das hilflose Lebewesen, der den Leser tief erschüttert. Das lyrische Subjekt konzentriert sich auf den medizinischen Befund – und gerade durch diese bezwingende Nüchternheit wird das eingeschränkte Leben des Neugeborenen so schmerzhaft vergegenwärtigt.

Auch so kann eine Poetik des Mitleids aussehen: Durch sachliche Mitteilungen wird der erbarmenswürdige Zustand eines Menschen evoziert. In der dritten und vierten Strophe wird die Empathie noch weiter vertieft: Das Neugeborene bleibt zunächst namenlos, als sei sein (möglicherweise sehr begrenztes) Leben von Beginn an verwirkt. Der versehrte Körper als Zeichen für ein „offenes Ich“ – Hendrik Rost hat ein sehr bewegendes Gedicht geschrieben.

Henning Ahrens
Brief

Der Flug der Vögel lässt auf Deutung warten.
Das Haus, umblüht von Flieder, schweigt.
Du bist weit fort, und nichts kann mir verraten,
was dich auf welche Wege treibt.

Der Wind frischt auf, als ich nach draußen gehe,
und barfuß auf dem Rasen steh,
der Regen wäscht den Frühling aus den Blüten
von Japankirsche und Forsythie.

Doch ist das Himmelsgrau kein Omen,
der Wolkenbruch ist kein Symbol –
in all dies Sinn zu lügen, ist vergeblich,
ein selbstbetrügerisches Spiel.

Denn nur das Ding zählt, das sich ändert:
Entfaltung, Welken, Innenblitz.
Dein Brief, der heute kam, weicht auf im Regen,
die Tinte tränkt den Gartentisch.

nach 2000

: aus: Henning Ahrens *Kein Schlaf in Sicht.* S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2008

Es ist die älteste Geschichte der Poesie, doch wird sie immer wieder neu variiert: Es spricht der Liebesverlierer, der Verlassene, der sich neu zu orientieren sucht, doch alle Zeichen in seiner Lebensumgebung bleiben deutungslos. Weder die Vogelschrift noch alle anderen Naturphänomene kennen auf einen „Sinn" hin entziffert werden. Was bleibt, ist der Schmerz des Verlassenen, der den Abschiedsbrief der Geliebten im Regen liegen lässt.

Der formal versierte Lyriker und Romanautor Henning Ahrens (geb. 1964) lässt hier die elegischen Töne des Gottfried Benn-Sounds anklingen, ein in jambische Verse gefügtes Szenario des Abschieds, ganz in eine blühende Gartenherrlichkeit getaucht. Die symbolistische Ausdeutung der Naturzeichen wird verweigert, stattdessen benennt Ahrens in der letzten Strophe emphatisch die Kernelemente eines vitalen Lebensprozesses – und seines glückhaften Höhepunktes: „Entfaltung. Welken, Innenblitz."

Henriette Hardenberg

Südliches Herz

Blüte sitzt tief,
Bergspitzen biegen sich hin,
Wind ausgeruht liegt,
der Baum steht starr.

Da plötzlich erblüht
Mitten ins Herz hinein
Brennend sitzt du in mir Baum.

Nirgend ist Ruhe in mir,
in Flammen schreie ich auf,
ein Meer in allem bewegt.

Da zucken auch sie,
Blüte und Baum,
schon rot von ihrer Süße.

1920er Jahre

aus: Henriette Hardenberg: *Das literarische Werk. Bd. 1: Gedichte.* DuMont Buchverlag, Köln 1973

Wie ihre Kollegin Emmy Hennings (1885–1948) gehörte Henriette Hardenberg (1894–1993) zu den raren expressionistischen Dichterinnen, die von ihren männlichen Kollegen als anmutige Traumfrau oder exzentrische Muse heftig umworben wurden. In der Zeitschrift Die Aktion *hatte Hardenberg, die mit bürgerlichem Namen Margarete Rosenberg hieß, 1913 ihre ersten Gedichte veröffentlicht. 1916 heiratete sie den prominenten Expressionisten Alfred Wolfenstein (1888–1945), von dem sie sich nach dessen homosexuellem Bekenntnis scheiden ließ. 1937 gelangte sie über Prag ins Exil nach London.*

In diesem Gedicht aus den 1920er Jahren vibriert die existenzielle Unruhe einer ganzen Generation. Es sind heftige Affekte, die hier auflodern, Leidenschaften, die sich in den Naturphänomenen spiegeln. Das „Südliche Herz“ erscheint hier als empfindsames Sehnsuchtsorgan, in dem Grundelemente des Vegetabilischen „Blüte“ und „Baum“ – in starkem Wachstum begriffen sind und die Welt aus ihrer Erstarrung herausführen.

Hermann Hesse

Knarren eines geknickten Astes

Splittrig geknickter Ast,
Hangend schon Jahr um Jahr, Trocken
knarrt er im Wind sein Lied,
Ohne Laub, ohne Rinde,
Kahl, fahl, zu langen Lebens,
Zu langen Sterbens müd.
Hart klingt und zäh sein Gesang,
Klingt trotzig, klingt heimlich bang
Noch einen Sommer,
Noch einen Winter lang.

1962

aus: Hermann Hesse: *Die Gedichte. 1892–1962*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2001

Es wird nicht mehr lange dauern, und ein natürlicher Lebensprozess ist vollendet: im allmählichen Absterben. Ein gesplitterter Ast verliert gänzlich seine Bindung an den Organismus der Natur. Mit einem etwas plakativen Natursymbol bebildert Hermann Hesse (1877–1962) das Näherrücken des eigenen Todes.

Einen Tag vor seinem Tod am 9. August 1962 vollendete Hesse, der unerschütterbare Prophet der Lebensbejahung, in der dritten, endgültigen Fassung sein Abschiedspoem vom Dasein. Selbst in dieser melancholischen Vergegenwärtigung der Sterblichkeit artikuliert sich noch ein Wille zum Leben und ein Wunsch nach Poesie. Der Furcht vor dem Tod tritt der Dichter mit einem entschlossen mobilisierten Beharrungstrotz entgegen: Der „Gesang“ wird nicht verstummen, ebenso wenig die Hoffnung, der fortschreitenden „Müdigkeit“ noch ein weiteres Jahr Lebensfülle abzuringen.

Hermann Kasack

Treppe

Ich gehe die Schritte
Und zähle die Zeit.
Der Reim ist verloren.
Ich zähle die Schritte
Und gehe die Zeit.
Der Reim ist verloren
Ich zähle die Zeit.

nach 1950
aus: Hermann Kasack: Wasserzeichen. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1964

Der Schriftsteller Hermann Kasack (1896–1966) ist dem literarischen Bewusstsein nur noch als Verfasser der existenzialistischen Romans Die Stadt hinter dem Strom präsent, der Vision einer Hadeswanderung, die als versteckte Kritik totalitärer Herrschaft gelesen wurde. Kasack hatte das Buch noch während der nationalsozialistischen Herrschaft verfasst, es konnte aber erst 1947 erscheinen. Dass Kasack primär Lyriker war, der fast zehn Gedichtbände publiziert hat, ist heute vollkommen vergessen. Nach expressionistischen Anfängen verlegte er sich bald auf lyrische Denkbilder und gedankenlyrische Sentenzen.

Das lakonische Gedicht über den Gang eines Einsamen, das formal nach der im Titel avisierten Treppen-Struktur gebaut ist, verzeichnet eine Verlusterfahrung. Eigentümlich tonlos registriert das lyrische Subjekt seine reduzierten Lebensäußerungen. Es geht einzig noch um das positivistische Vermessen der eigenen Schritte und das Aufzeichnen der unentrinnbar verstreichenden Zeit.

Hilde Domin
Ausbruch von hier

Für Paul Celan, Peter Szondi, Jean Améry, die nicht weiterleben wollten

Das Seil
nach Häftlingsart aus Betttüchern geknüpft
die Betttücher auf denen ich geweint habe
ich winde es um mich
Taucherseil
um meinen Leib
ich springe ab
ich tauche
weg vom Tag
hindurch
tauche ich auf
auf der andern Seite der Erde
Dort will ich
freier atmen
dort will ich ein Alphabet erfinden
von tätigen Buchstaben

1970er Jahre

aus: Hilde Domin: *Sämtliche Gedichte.* Hrsg. V. Nikola Herweg u. Melanie Reinhold. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2009

Im Gegensatz zur Dichtkunst ihres jüdischen Dichterkollegen Paul Celan (1920–1970), dessen vom Grauen des Holocaust verfinsterte Poetik der Negativität auf viel Widerspruch stieß, hat Hilde Domin (1909–2006), die Dichterin der emphatisch benannten Exilerfahrung, ihr Sprechen stets als Vollzug eines poetischen Heilsgeschehens begriffen. Wo Celan der „Schönheit" des lyrischen Worts grundsätzlich misstraute, da setzte Domin ganz auf die Verkündung eines positiven Alphabets „aus tätigen Buchstaben".

In ihrer Widmung verweist Domin auf die großen jüdischen Autoren, die sich von ihrem peinigenden Schuldgefühl, den Holocaust überlebt zu haben, nicht befreien konnten. Domins Gedicht bahnt sich demonstrativ einen Fluchtweg aus den Schrecken der Vergangenheit und bekennt sich zur Selbsterrettung durch Sprache. Zugleich wird hier die Möglichkeit eines eingreifenden, „tätigen", also auch politischen Gedichts installiert.

Hilde Domin
Ich bewahre mich nicht

Ich fiel mir aus der Hand
Ich flügelschlagend
fiel auf den Kies
die Flügel schlagend

Mit ausgebreiteten Flügeln
ich bewahre mich nicht
mit ausgebreiteten Flügeln
verlass ichs

1960er Jahre

aus: Hilde Domin: *Sämtliche Gedichte.* Hrsg. v. Nikola Herweg und Melanie Reinhold. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2009

Jemand fällt heraus aus seinem Ich und aus der Welt – und liegt schutzlos da. Die deutsch-jüdische Dichterin Hilde Domin (1909–2006) hat in ihrer 1999 erstmals in Buchform veröffentlichten Miniatur auf bewegende Weise das Ringen um Selbstbehauptung festgehalten – und zugleich das Einverständnis mit dem Selbstverlust und dem Sterbenmüssen.

Zunächst wehrt sich das Ich des Gedichts, das als geflügeltes Wesen auftritt, gegen den drohenden Sturz. Viermal wird in den acht Zeilen auf die Bewegung der Flügel verwiesen. Aber weder wird der Sturz aufgehalten noch die Unversehrtheit des Ich bewahrt. Aber was wird verlassen – das Ich, die Welt oder das Leben? „Ich bewahre mich nicht“: Die emphatische Sentenz in der sechsten Zeile, die dem Gedicht den Titel gibt, deutet hin auf einen endgültigen Abschied.

Hilde Domin
Überfahrt

Ein Kind
das macht die Ferne
es hat lockeres weißes Haar
es trägt ein schwarzes Kleid
es ist kein Kind
es steht in einem Boot
mir abgewandt
es hebt die Arme –
nicht zu mir –
auf der andern Seite ist Land

Ich sehe nur den Rand dieses Boots
und die seit immer bekannte
leichte
Drehung des Kopfs

nach 1980
aus: Hilde Domin: *Sämtliche Gedichte*. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2009

Was hat sich alles eingeschrieben in Hilde Domins (1909-2006) Traumszene einer „Überfahrt“? Die Bootsfahrt jener geheimnisvollen Gestalten, die in Arnold Böcklins Toteninsel auf eine einsame Felsenformation im Meer zusteuern? Oder handelt es sich um das markante Sinnbild für einen Exilanten, der seiner Heimat den Rücken zukehrt und nach dem rettenden Ufer die Arme ausstreckt? Es ist jedenfalls ein sehr konzentriertes Gedicht von der Sehnsucht nach Rettung.

Auch das Leben der Dichterin selbst stand im Zeichen einer ewigen „Überfahrt“. Nicht zufällig hat Hilde Domin im Blick auf ihre Biografie von einer „linguistischen Odyssee“ gesprochen. Als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts in Köln geboren, verließ sie bereits 1932 Deutschland und gelangte mit ihrem späteren Mann, dem Romanisten Erwin Walter Palm, über Zwischenstationen in England in die Dominikanische Republik. Ihr nomadisches Dasein ging erst 1961 zu Ende, als sie „auf einem Umweg über den halben Globus“ mit ihrem Mann in ihren Studienort Heidelberg zurückkehrte. Ihr Aufstieg zur populärsten Lyrikerin der Nachkriegszeit hatte da bereits eingesetzt.

Hugo Ball

Der Schizophrene

Ein Opfer der Zerstückung, ganz besessen,
Bin ich – wie nennt ihrs doch? – ein Schizophrene.
Ihr wollt, dass ich verschwinde von der Szene,
Um euren eignen Anblick zu vergessen.

Ich aber werde eure Worte pressen
In des Sonettes dunkle Kantilene.
Es haben meine ätzenden Arsene
Das Blut euch bis zum Herzen schon durchmessen.

Des Tages Licht und der Gewohnheit Dauer
Behüten euch mit einer sichern Mauer
Vor meinem Aberwitz und grellen Wahne.

Doch plötzlich überfällt auch euch die Trauer.
Es rüttelt euch ein unterirdischer Schauer
Und ihr zergeht im Schwunge meiner Fahne.

1924

Nachdem er sich demonstrativ von dem von ihm mitbegründeten Spektakulum des Dadaismus distanziert hatte, ließ der eigensinnige Freigeist und Mystiker Hugo Ball (1886–1927) ein paar Jahre seine Gedichtproduktion ruhen. Um den Jahreswechsel 1923/24 besann er sich wieder seiner poetischen Leidenschaft und verfasste einen Zyklus „schizophrener Sonette“, den er seinem Freund Hermann Hesse (1877–1962) zum 47. Geburtstag zueignete.

Ball hatte sich zuvor mit der „Bildnerei der Geisteskranken“ befasst, die der Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn 1922 erstmals der Öffentlichkeit zugänglich machte. Der Dichter spricht hier in der Maske des schizophrenen Künstlers, der sich gegen die rationalen Limitierungen der Wahrnehmung auflehnt. Balls Ehefrau Emmy Hennings formulierte gegen das Gedicht einen berechtigten Einwand: „Der Schizophrene“ könne nicht aus seiner Verzauberung heraustreten, Balls Gedicht dagegen nehme eine distanzierte Perspektive auf die Krankheit ein.

Hugo Dittberner

Unter heimatlicher Erde

Unterwegs zu den Eltern, horche ich.
Der Winter legt eine Schicht auf.
Im U-Bahn-Licht neben mir sprechen
Geschminkte vom Stricken. Jede Masche
ein schöner Geliebter. In Worten
der Kindheit, als kennte ich sie.
Sie sind hier zuhause – und doch
spendieren sie mir, dem Fremden,
die größere Nähe, den schönen Schmerz.

nach 1990

aus: Hugo Dittberner: *Das letzte fliegende Weiß.* Palmenpresse, Köln 1994

Ist das folgende Gedicht des 1944 geborenen Hugo Dittberner ein melancholischer Abgesang auf das Alltagsgedicht der Siebziger oder doch eine liebevolle Reminiszenz an jene Zeit, da Dichter sich den Anspruch gaben, straßennah zu dichten und an den alltäglichen Problemen der Menschen interessiert zu sein? Das nach 1990 entstandene Gedicht lässt die Frage offen, doch sein Subjekt erinnert sich an eine zurückliegende Zeit.

Das Setting ist alltäglich. Ein Mann fährt mit der Untergrundbahn zu seinen Eltern. Allerdings sind die möglicherweise bereits Verstorbenen ihm fremder, als die ebenso fremden jungen Frauen in der Untergrundbahn, die von Liebhabern sprechen, von denen jeder wie die Maschen in einem Strichwerk sich an den anderen reiht. Das Gedicht, so lässt sich mit Blick auf die jungen Frauen behaupten, deren größere Nähe den schöneren Schmerz verursacht, thematisiert das Älterwerden.

Ilma Rakusa

Erotischer Neunzeiler

Schiess in mein Kraut, Meister
mach die Kresse froh
tob dich aus, dreister
schrei mich wach
beschlagen die Nacht
beschlagen das Haus
du und ich
unverblümt
kleistern uns zu

1996

aus: *Liederlich! Die lüsterne Lyrik der Deutschen.* Hrsg. v. Steffen Jacobs. Eichborn Verlag, Frankfurt a.M.2008

In der deutschen Literatur des Mittelalters hat ein gewisser Contz Haß (alias Conrat Hase, ca. 1460–1527) den „Neunzeiler" als populäre Form der „Narrenkappenweise" erfunden. In der englischen Romantik wurde die Tradition des Neunzeilers von Edmund Spenser (1552–1599) fortgeführt, der die „Spenser-Stanze" als seriöse Gedicht-Form etablierte. Als probate Möglichkeit zur lyrischen Mobilisierung von Liebes-Affekten hat in jüngster Zeit die Schweizer Dichterin Ilma Rakusa (geb. 1946) den Neunzeiler zu einer dynamischen poetischen Disziplin entwickelt. Die neun Zeilen, so sagt Rakusa selbst, gleichen einem kunstvollen Notat, einem „Stoßgebet".

Ein „Stoßgebet" im buchstäblichen Sinn ist der „erotische Neunzeiler" Rakusas, der bislang nur in den eigens erstellten Band mit „Neunzig Neunzeilern" (1997) nicht aufgenommen wurde. Das mag mit der obszönen Drastik dieser Zeilen zusammenhängen, die „unverblümt" heftige genitale Aktivitäten einfordern.

Ingeborg Bachmann
Wahrlich

Wem es ein Wort nie verschlagen hat,
und ich sage es euch,
wer bloß sich zu helfen weiß
und mit den Worten –

dem ist nicht zu helfen.
Über den kurzen Weg nicht
und nicht über den langen.

Einen einzigen Satz haltbar zu machen,
auszuhalten in dem Bimbam von Worten.

Es schreibt diesen Satz keiner,
der nicht unterschreibt.

1964

aus: Ingeborg Bachmann: *Werke Bd. 1: Gedichte.* Piper Verlag, München 1978

Bei einem Italien-Besuch im Sommer 1964 hatte Ingeborg Bachmann (1926–1973) die russische Dichterin Anna Achmatowa (1889–1966) kennengelernt, die in der Stalin-Ära massiven Repressionen ausgesetzt war und erst 1958 wieder in den russischen Schriftstellerverband aufgenommen wurde. Das Gedicht ist vermutlich anlässlich einer Preisverleihung an Achmatowa im Dezember 1964 entstanden.

Die Begegnung mit Achmatowa führte schließlich zum Bruch Bachmanns mit dem *Piper Verlag*. Bei *Piper* erschien nämlich 1967 eine Übersetzung von Achmatowas *Requiem* aus der Feder eines früheren NS-Dichters, ein Vorgang, der für Bachmann inakzeptabel war. Das Gedicht selbst bezeichnet die Schwierigkeit des „wahren“, authentischen Sprechen in einem Umfeld formelhaft erstarrter Rede und der manipulativen Sprache der Macht. Die Verzweiflung über die schiere Unmöglichkeit, „einen einzigen Satz haltbar zu machen“, ist ein Zentralmotiv in Bachmanns späten Gedichten.

Ingeborg Kaiser
Zu bedenken

Teile dir mit
Dass
meine sprache
unterwegs
zu dir
abhanden kam

falls sie
doch
eintreffen sollte
nimm sie nicht auf
ich brauche
jedes Wort

wenn wir
uns sehen

aus: *Tränen ersatzlos gestrichen – Gedichte von Frauen.* Gruner & Jahr, Hamburg 1988

Ingeborg Kaisers (geb. 1930) Gedichte rechnen damit, auf Anhieb verstanden zu werden. Bei aller lakonischen Kargheit, mit der die Schweizer Autorin ihre Botschaften verknappt, liegt doch der semantische Kern ihrer lyrischen Texte offen da. Die Kommunikationssituation, die sie in ihrem lyrischen Denkspiel untersucht, ist geprägt von Entfremdung und Stummheit. Am Ausgangspunkt der Begegnung zwischen einem Ich und einem Du, möglicherweise der Kontaktversuch zweier unglücklich Liebender, steht ein Sprachverlust.

Das Gedicht vollführt eine paradoxe Bewegung. Denn das Ich konstatiert seinen Sprachverlust und übermittelt gleichwohl eine Botschaft an das offenbar schwer erreichbare Du. Zugleich wird das Du aufgefordert die frei vagabundierenden Sprachzeichen des Ich nicht „aufzunehmen“. Erst wenn das Ich zur sprachlichen Autonomie zurückfindet, kann die schwierige Begegnung zwischen beiden überhaupt erst stattfinden.

Jakob Haringer

Beim Eingraben

Und bin ich tot, nur eines ist mir leid:
Die viele bittre ungelebte Zeit.
Zum Leben hab ich doch die schöne Zeit bekommen…
Und doch hat sie der Tod vorweg genommen.
O du mein totes, ungelebtes Leben!
Wird mir der Tod dafür ein Leben geben?

nach 1930, Privatdruck

Zur Verzweiflung hatte der ruhelose Vaganten-Poet Jakob Harinqer (1898–1948) allen Grund. Seit den frühen 1920er Jahren irrte er durch Österreich; seine Schriften, die er nur im Selbstverlag publizieren konnte, schickte er, verbunden mit Bettelbriefen, an Kollegen und potentielle Geldgeber. So hielt er sich dank prominenter Unterstützer wie Arnold Schönberg und Alfred Döblin einige Jahre über Wasser, bis ihn die nationalsozialistische Kulturpolitik zum Volksfeind erklärte und Haringer in die Schweiz fliehen musste. Dort starb er 1948 in bitterer Armut.

Haringers Ich wählt hier die post-mortale Perspektive, um eine ganz finstere Lebensbilanz zu ziehen. Das hier entworfene Dasein steht ganz im Zeichen des Verlustes, des ungelebten Lebens. In bitterem Sarkasmus wird der Tod als einzige Sphäre der Hoffnung benannt; die mögliche Grenzüberschreitung in einen neuen Zustand nach dem Tod war für den Verzweiflungspoeten Haringer nur eine lächerliche Illusion.

Jakob van Hoddis

Weh mir, dem Gott die nackten Sonnen wies
Und fahler Höllenstädte grelles Leid.

Und Donner, Licht und Meere reden hieß.
Er höhnt mich nur in meiner Einsamkeit.

Ich kann den Tag nicht lieben, den ich schuf,
Und jene dunklen Wolken, die ihn kränzen.
Zwar ist er milde, keines Feindes Ruf
Dröhnt an sein Tor, ganz blasse Blumen glänzen –

1
nach 912

aus: Jakob van Hoddis: *Dichtungen und Briefe*, hrsg. v. Regina . Nörtemann Wallstein Verlag, Göttingen 2007

Eine ungeheuerliche Gottesvision zermartert das lyrische Subjekt dieses Gedichts. Die schockhafte Begegnung mit den Dämonen der Hölle und den bedrohlichen Naturmächten lässt das Ich in einer Untergangserwartung verharren. Im Nachlass des unglücklichen expressionistischen Dichters Jakob van Hoddis (1887–1942) finden sich mehrere solcher Poeme, die in der Zeit seiner „Konversionskrise“ zwischen Ende 1912 und Anfang 1913 entstanden sind.

Noch nicht einmal zwei Jahre vor der Niederschrift dieses finsteren Gedichts hatte die literarische Welt einen ganz anderen Jakob van Hoddis kennengelernt. Er schrieb zunächst Gedichte, die souverän mit Ironie und dem Prinzip des „Simultaneismus“ kokettierten. In dieser Vision eines Gehetzten und Einsamen ist alle Ironie verschwunden. Im Frühjahr 1912 hatte sich van Hoddis von der drogenabhängigen Diseuse und Dichterin Emmy Hennings (1885–1948) in katholische Kreise einführen lassen. Er überließ sich immer häufiger Ätherräuschen – mit halluzinatorischen Ergebnissen, die sich dann auch in seinen Gedichten manifestierten.

Joachim Nehmer

Das Flusspferd

Den Polizisten fragt das Flusspferd,
wo denn hier der Bus fährt?
Der Gendarm nimmt es in den Arm
und gibt ihm einen Kuss.
‚Liebes Tier, hier fährt kein Bus.'
Es scharrt nervös mit seinen Hufen,
‚Dann kannst du mir ein Taxi rufen.'

nach 2000

aus: *25. Jahrbuch der Lyrik.* Hrsg. v. C. Buchwald. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2007

Es gehört zur Kunst der großen Humoristen, dass sie schwerste Stoffe und Themen in federleichte Komik verwandeln können. In der wunderbaren Miniatur des Antiquars, Cartoonisten und Gelegenheitslyrikers Joachim Nehmer (Jg. 1952) gerät ein tonnenschweres Säugetier, das bis zu 4.500 Kilogramm wiegen kann, in die Komplizitäten des öffentlichen Personennahverkehrs.

Das riesige Tier wird hier von den Ordnungshütern des öffentlichen Verkehrssystems sehr zuvorkommend behandelt. Dem Reim zuliebe wird sogar eine alte Vokabel für den Verkehrspolizisten reaktiviert: der „Gendarm", der in sehr kurzer kalauernder Entfernung zum „Arm" angesiedelt ist. Und ob dann das robuste Tier in einem Taxi Platz finden wird, ist doch sehr ungewiss.

Joachim Ringelnatz

An Berliner Kinder

Was meint ihr wohl, was eure Eltern treiben,
Wenn ihr schlafen gehen müsst?
Und sie angeblich noch Briefe schreiben.
Ich kann's euch sagen: da wird geküsst,
Geraucht, getanzt, gesoffen, gefressen,
Da schleichen verdächtige Gäste herbei.
Da wird jede Stufe der Unzucht durchmessen
Bis zur Papagei-Sodomiterei.
Da wird hasardiert um unsagbare Summen.
Da dampft es von Opium und Kokain.
Da wird gepaart, dass die Schädel brummen.
Ach schweigen wir lieber. - Pfui Spinne, Berlin!

Joachim Ringelnatz

Ein männlicher Briefmark erlebte
Was Schönes, bevor er klebte.
Er war von einer Prinzessin beleckt.
Da war die Liebe in ihm erweckt.

Er wollte sie wiederküssen,
Da hat er verreisen müssen.
So liebte er sie vergebens.
Das ist die Tragik des Lebens!

1912

Es gehört zur Kunst großer Humoristen, dass sie auch tragische Existenz-Situationen als sehr heiteres poetisches Setting von Missgeschicken oder kuriosen Schicksalsfügungen tarnen können. Dem „männlichen Briefmark", den der große poetische Leichtmatrose, Kabarettist und Reim-Virtuose Joachim Ringelnatz (1883–1934) erfunden hat, widerfährt zunächst etwas durchaus berauschend Glückliches. Eine überwältigende Liebe entsteht durch eine erotische Begegnung – auch wenn dieser erotische Augenblick hier als gewissermaßen postalische Angelegenheit erscheint.

Dieses Liebes-Unglück, das den „Briefmark" heimsucht, ist genauso fatal und ernst zu nehmen wie der emotionale Schiffbruch, den die unglücklichen Liebesnarren in den epochalen Gedichten Heinrich Heines (1797–1856) erleiden. Dieses berühmte Exempel aus dem grandiosen Band *Die Schnupftabaksdose* (1912) ist daher den legendären Heine-Gedichten über das Liebesleid an die Seite zu rücken. Selbst im komisch-philatelistischen Kontext behält der Schlussvers seine tragische Substanz.

Johann Wolfang Goethe

Den Originalen

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Dass ich von Toten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

1812

Den Kult des Originalgenies beanspruchen meistens eher zweitklassige Geister für sich. In einem besonders ungnädigen Vers, den er im November 1812 niederschrieb, mokiert sich der Meister höchstselbst, der Dichter Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). über den Originalitätsanspruch seiner mediokren poetischen Zeitgenossen. Er legt einem „Quidam“, also einem „Irgendwer“, hochfahrende Worte über die vermeintlich traditionslose Spontaneität des eigenen Schöpfertums in den Mund.

Goethe gibt zu verstehen, dass der Künstler wie jeder andere Mensch ebenso geistige wie leibliche Vorfahren braucht. Die Schöpfungen des Poeten stehen immer in einem kulturellen Zusammenhang einer Nation oder eines internationalen geistigen Raums, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umgreift und miteinander verknüpft. Was sich aber als „originell“ aufspreizt, sind meistens Schöpfungen eines „Narren“.

Johannes R. Becher

Berlin

Der Süden wird verbluten in der Sonne Stunden.
Der Taten Gott erzürnt aus Lavagrüften schlug.
Es kreiset um das Land der Berge Flammenrunde.
Da brachen auf wir schwarz, ein dünner Totenzug.

Der Süden ist bestimmt zu ewiger Trauer Schlafe.
Wir haben unserer Träume Barken ausgebrannt.
Wir winken mit den Fackeln nach dem stillen Hafen,
Die streichet aus der Finsternisse Mutterhand.

Des Südens Atem klebt an unseren krummen Rücken
Mit Winden lau und dumpfer Glocken Grabgedröhn.
Betrübet euch! Des Abends rote Nebelmücken
Bestürmen euch mit Sang. Lasst uns vorübergehn!

Maultiere brechen hart von schartigem Messergrate.
Lawinen übertünchen uns mit Liebe weißem Fächer.
Wildbäche überblitzen hoch der Brücken Drahte.
Geysire platzen aus der brüchigen Felsen Köcher.

Wir sanken morgens in der Spalten grüne Kammern.
Wir tauchten mittags ein in Gletschermühle Becken.
Es sauste nieder des Erdrutsches Keulenhammer.
Des Winters Sturm riss uns aus wohlichtem Verstecke.

In Höhlenlöchern warteten die zarten Wunder.
Mit Gerten schlugen wir uns Labung aus dem Stein.
Wir stürzten ab mit nasser Büschel Fleckenschrunde.
Wir starben in den Kelchen der Enziane klein.

Wir tauten auf beim Hirtengruß und dem Geblöke
Der Herden. Aus der Blumen Grunde warmem Lauch
Sog uns zu Funkengärten schräger Purpurkegel.
Es trug uns Raub der neuen Heimat Wirbelhauch.

Aus Dächerfirnen strahlt der Meere Glanzgebreite,
Urwälder sind in Schlot und Balken hochgewachsen.
Der Rauche rußiger Hain beschattet die Gemäuer.
Der Krater Trichter schrumpften, schiefe Aschenzacken.

Der Wiesen Fluren tanzen um als Wimmelplätze.
In langer Straßen Schluchten weinen Abendröten.
Ein Quellenstrudelschwarm zum Himmel hetzet
Bei Kellertunnelnot und Krach der Speicherböden ...

Berlin! Du weißer Großstadt Spinnenungeheuer!
Orchester der Äonen! Feld der eisernen Schlacht!
Dein schillernder Schlangenleib ward rasselnd aufgescheuert,
Von der Geschwüre Schutt und Moder überdacht!

Berlin! Du bäumst empor dich mit der Kuppeln Faust,
Um die der Wetter Schwärme schmutzige Klumpen ballen!
Europas mattes Herze träuft in deinen Krallen!
Berlin! In dessen Brust die Brut der Fieber haust!

Berlin! Wie Donner rattert furchtbar dein Geröchel!
Die heiße Luft sich auf die schwachen Lungen drückt.
Der Menschen Schlamm umwoget deine wurmichten Knöchel.
Mit blauer Narben Kranze ist dein Haupt geschmückt!

Wir wohnen mit dem Monde in verlassener Klause,
Der wandelt nieder auf der Firste schmalem Joche.
Der Tage graue Gischt zu sternenen Küsten brauset.
Auf Winkeltreppe ward ein Mädchen wüst zerstochen.

Wir lungern um die Staatsgebäude voll Gepränge.
Wir halten Bomben für der Wagen Fahrt bereit.
Die blonde Muse längs sich dem Kanale schlängelt,
Quecksilberlicht aus Läden lila sie beschneit.

Auf Pflaster Nebeldämpfe feuchte Wickel pressen.
Auf trägem Damme erste Stadtbahnzüge schnaufen.
Die alten Huren mit den ausgefransten Fressen,
Sie schleichen in den bleichen Morgen, den zerrauften...

O Stadt der Schmerzen in Verzweiflung düsterer Zeit!
Wann grünen auf die toten Bäume mit Geklinge?
Wann steigt ihr Hügel an in weißer Schleier Kleid?
Eisflächen, wann entfaltet ihr der Silber Schwinge?

Auf prasselnder Scheiter Haufen brennet der Prophet.
Der Kirchen Türme ragen hager auf wie Galgen.
Die Haare Flachs. Sein Leib auf Messingfüßen steht,
Im Ofen heiß wie glühender Erzkoloss zerwalket.

Und seine Stimme schwillt wie Wasserrauschen groß,
Da löschet aus des Brandes Qual auf heiliges Zeichen.
Ein fahles Schiff, das löset sich vom Ufer los,
Sich das Gerüste hebt und in die Nacht entweichet. –

Einst kommen wird der Tag!… Es rufet ihn der Dichter,
Dass er aus Ursprungs Schächten schneller her euch reise!
Des Feuers Geist ward der Geschlechter Totenrichter.
Es zerren ihn herauf der Bettler Orgeln heiser.

Einst kommen wird der Tag! … Die himmlischen Legionen,
Sie wimmeln aus der Wolken Ritze mit Geschmetter.
Es schlagen zu mit Knall der Häuser Särgebretter.
Zerschmeißen euch. Es hallelujen Explosionen.

Einst kommen wird der Tag! … Da mit des Zorns Geschrei
Der Gott wie einst empört die milbige Kruste sprengt.
Im Scherbenhorizonte treibt ein fetter Hai,
Dem blutiger Leichen Fraß aus zackichtem Maule hängt.

Johannes R. Becher

Wenn einer fragen sollte, wer wir waren –
Ich sage offen: nichts. Nichts ist geschehn.
Ich möchte manchmal mit den Zügen fahren,
Die gegen Abend gehn.

nach 1945

aus: Johannes R. Becher: Meine ersten Gedichte (Nr. VII), in: *Gesammelte Werke. 18 Bde. Bd. 3: Gedichte 1926–1935*. Hrsg. v. J.R. Becher-Archiv d. dt. Akademie der Künste Berlin. Aufbau Verlag, Berlin 1966

Als stürmischer Expressionist hatte der begabte Juristensohn Johannes R. Becher (1891–1958) begonnen, wobei er früh auf ruinöse Weise harten Drogen wie Kokain und Morphium verfiel und in einem Ausnahmezustand einen Doppel-Selbstmord inszenieren wollte, wobei seine Geliebte starb. Der späte Becher wusste sich als gereifter Sozialist darzustellen. Als erster Kultusminister der DDR trat er als ein Intellektueller auf der felsenfest vom Weg des Sozialismus in der DDR und den sozialistischen Bruderländern überzeugt schien. Aber viele seiner Gedichte sprechen eine andere Sprache.

Die schöne Miniatur über „das Nichts“, die einem größeren Zyklus entnommen ist, verbreitet das Gegenteil von Zuversicht. Becher ist hier zu den fatalistischen Einsichten des jungen Bertolt Brecht zurückgekehrt, dem auch schon „das Nichts“ als „letzter Gesellschafter“ gegenübersaß. Dem konstatierten Stillstand versucht das Ich durch eine Flucht- oder Reise-Bewegung zu entkommen – ungewiss bleibt, ob diese Fahrt in den Abgrund führt.

Joseph von Eichendorff
Man setzt uns auf die Schwelle

Man setzt uns auf die Schwelle,
Wir wissen nicht, woher?
Da glüht der Morgen helle,
Hinaus verlangt uns sehr.
Der Erde Klang und Bilder,
Tiefblaue Frühlingslust,
Verlockend wild und wilder,
Bewegen da die Brust.
Bald wird es rings so schwüle,
Die Welt eratmet kaum,
Berg', Schloss und Wälder kühle
Stehn lautlos wie im Traum,
Und ein geheimes Grausen
Beschleichet unsern Sinn:
Wir sehnen uns nach Hause
Und wissen nicht, wohin?

um 1830

Die Ferne, ein zentraler Begriff in der Poetik Joseph von Eichendorffs (1788–1857), spielt auch in diesem Gedicht eine prominente Rolle. Doch anders als in der berühmten Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", wo Gott den Menschen ausschickt „in die weite Welt", um ihm seine Wunder zu zeigen, markiert die Fremde in diesem ersten Gedicht des Zyklus „Der Pilger" den Bereich außerhalb des irdischen Lebens, einen Bereich, den der Dichter evozieren, den er gleichwohl nicht verorten kann.

In der Form eines Reimgebetes durchläuft dieses Gedicht mit den Jahreszeiten ein ganzes Lebensalter, um so zu enden, wie es beginnt: mit der spielerisch leichten Ahnung einer Welt hinter den Erscheinungen. Diese Welt, so könnte man mit Joseph Görres sagen, der großen Einfluss auf die Ästhetik Eichendorffs hatte, „schwingt als unaussprechlicher und zarter Nachklang" in den Versen mit, als Quell, dem die Seele entspringt und zu dem sie zurückkehren wird.

Joseph von Eichendorff

O du stille Zeit

Waldeinsamkeit,
Du grünes Revier,
Wie liegt so weit
Die Welt von hier!
Schlaf' nur, wie bald
Kommt der Abend schön,
Durch den stillen Wald
Die Quellen gehn,
Die Mutter Gottes wacht,
Mit ihrem Sternen-Kleid
Bedeckt sie dich sacht
In der Waldeinsamkeit,
Gute Nacht, gute Nacht! –

O du stille Zeit!
Kommst, eh' wir's gedacht,
Über die Berge weit
Nun rauscht es so sacht
In der Waldeinsamkeit,
Gute Nacht –

Joseph von Eichendorff, Dichter und ihre Gesellen. Berlin, 1834.

Jura Soyfer

An alte Professoren

Ihr wisst ja nicht, ihr strengen, starren,
Ihr würdigen, ihr weisen Narren,
Ihr wisst ja nicht, wie weh ihr tut.
Ihr kennt nicht unsere stumme Wut,
Ihr hört nicht unsre Zähne knirschen –
Stolz, steif unter dem schimmelgrünen Doktorhut.

Ihr ahnt nicht, wieviel Knabenträume
Sich schwingen aus den dumpfen Räumen
Zur himmelblauen Freiheit auf –
Und wie ihr kalt und dumm den Jubellauf
Zurückreißt in methodenöden Alltag.
Und schmiert sarkastisch kluge Worte drauf.

Ihr habt doch alle längst die Zeit vergessen,
Da ihr noch selbst in eurer Bank gesessen,
Da euch noch lockten weite, blaue Fernen,
Da ihr noch aufwärts wolltet zu den Sternen,
Da ihr noch Mädelnamen in die Bank gekratzt
Und aufs Katheder streutet Apfelsinenkerne.

Wir wissen wohl, das ist für euch vorüber,
Wir wissen wohl, die Zeiten wurden trüber.
Ganz fern und nebelig, schon sehr weit,
Ihr alten Herrn, ist eure Jugendzeit.
Darum könnt ihr die unsere nicht begreifen,
die gegenwärtige Vergangenheit.

Nur manchmal – es sind seltne Augenblicke,
Da ruhn durch Brillen eure Blicke
Auf uns so eigentümlich: anderswo und starr,
Als wenn ein wilder Ruf, ein flatternd Haar
In euch was Fernes, Zartes rühre,
Das lange, lange her schon war.

Jura Soyfer

Besucht den Reichstagsbrandprozess**!**

Das wird ein Theater! Das wird ein Tamtam!
Was wird da an Prunk man entfalten!
Denn das Festprogramm war das einzge Programm,
Das Hitler je eingehalten.
Und das einzige Werk, das in Gang er gesetzt,
War doch das Feuerwerk bis jetzt.

Das wird ein Theater! Die Rollen sind schön
Verteilt von Lübbe bis Papen.
Kein Mensch wird hinter die Bühne sehn,
Die Kulissenregie wird klappen!
Denn reicht die Naziromantik nicht mehr,
Dann muss die Pyromantik her.

Göring, Spielleiter und Dramaturg,
Wird die Heldenrolle erhalten.
Lübbe den »Schurken«. Und Hindenburg
Gibt prächtig den »komischen Alten«.
Wenn ein Intrigant den Faden verliert,
Dann wird nachdrücklichst ihm souffliert.

Beifall klatscht zu dem Stück die SA
Mit Peitschen auf Arbeiterknochen.
Herr Goebbels ist als Claquechef da
Und hat auch Kritiklob versprochen.
Ein Welttheater, wie's Salzburg nie sah!
Ausverkauft ist seit Wochen!
Welch Galapremiere! Heil und hurra!
Doch, Pardon, ich hätte vergessen beinah
Eine Kleinigkeit. Welche? Na ja:
Es wird nebenbei Recht gesprochen.

Jura Soyfer
Das Dachaulied

(Über dem Eingang zum KZ Dachau stand die Inschrift: »Arbeit macht frei«)

Stacheldraht, mit Tod geladen,
Ist um unsre Welt gespannt.
Drauf ein Himmel ohne Gnaden
Sendet Frost und Sonnenbrand.
Fern von uns sind alle Freuden,
Fern die Heimat und die Fraun,
Wenn wir stumm zur Arbeit schreiten,
Tausende im Morgengraun.

Doch wir haben die Losung von Dachau gelernt,
Und wir wurden stahlhart dabei.
Bleib ein Mensch, Kamerad,
Sei ein Mann, Kamerad,
Mach ganze Arbeit, pack an, Kamerad:
Denn Arbeit, denn Arbeit macht frei,
Denn Arbeit, denn Arbeit macht frei!

Vor der Mündung der Gewehre
Leben wir bei Tag und Nacht.
Leben wird uns hier zur Lehre,
Schwerer, als wir's je gedacht.
Keiner mehr zählt Tag und Wochen,
Mancher schon die Jahre nicht.
Und so viele sind zerbrochen
Und verloren ihr Gesicht.

Doch wir haben ...

Heb den Stein und zieh den Wagen,
Keine Last sei dir zu schwer.
Der du warst in fernen Tagen,
Bist du heut schon längst nicht mehr.
Stich den Spaten in die Erde,
Grab dein Mitleid tief hinein,
Und im eignen Schweiße werde
Selber du zu Stahl und Stein.

Denn wir haben ...

Einst wird die Sirene künden
Auf zum letzten Zählappell!
Draußen dann, wo wir uns finden,
Bist du, Kamerad, zur Stell.
Hell wird uns die Freiheit lachen,
Schaffen heißt's mit großem Mut.
Und die Arbeit, die wir machen,
Diese Arbeit, sie wird gut.

Denn wir haben ...

Jura Soyfer

Das Lied von der Erde
(Kometen-Song)

Denn nahe, viel näher, als ihr es begreift,
Hab ich die Erde gesehn.
Ich sah sie von goldenen Saaten umreift,
Vom Schatten des Bombenflugzeugs gestreift
Und erfüllt von Maschinengedröhn.
Ich sah sie von Radiosendern bespickt;
Die warfen Wellen von Lüge und Hass.
Ich sah sie verlaust, verarmt – und beglückt
Mit Reichtum ohne Maß.

Voll Hunger und voll Brot ist diese Erde,
Voll Leben und voll Tod ist diese Erde,
In Armut und in Reichtum grenzenlos.
Gesegnet und verdammt ist diese Erde,
Von Schönheit hell umflammt ist diese Erde,
Und ihre Zukunft ist herrlich und groß.

Denn nahe, viel näher als ihr es begreift,
Steht diese Zukunft bevor.
Ich sah, wie sie zwischen den Saaten schon reift,
Die Schatten vom Antlitz der Erde schon streift
Und greift zu den Sternen empor.
Ich weiß, dass von Sender zu Sender bald fliegt
Die Nachricht vom Tag, da die Erde genas.
Dann schwelgt diese Erde, erlöst und beglückt,
In Reichtum ohne Maß.

Voll Hunger und voll Brot ist diese Erde,
Voll Leben und voll Tod ist diese Erde,
In Armut und in Reichtum grenzenlos.
Gesegnet und verdammt ist diese Erde,
Von Schönheit hell umflammt ist diese Erde,
Und ihre Zukunft ist herrlich und groß!

Jura Soyfer

Das Lied von der Ordnung

Dass wir Hunger haben, ist nicht wichtig,
Nebensache, dass wir betteln gehn,
Unsere Klagen weist man ab als nichtig,
Hauptsache: Die Ordnung bleibt bestehn!
Wer's noch nicht gemerkt hat, mag's jetzt hören:
Eine Ordnung gibt's auf dieser Welt,
Sie ist da, damit wir sie nicht stören,
Und wir halten sie, weil sie uns hält!

Die Erde ist von Ost bis West,
Von Singapur bis Budapest,
Glänzend organisiert!
Dreißig Millionen gehen stumm
In Reih und Glied vor Hunger krumm,
Wer nicht mehr gehen kann, fällt um,
Das klappt, als wär's geschmiert!
Gibt's zu viel Brot? Dann heizt mit Brot!
Gibt's zu viel Menschen? Schießt sie tot!
Die Ordnung schuf der liebe Gott,
Wir frieren, krepieren in Tritt und Trott,
Die Ordnung funktioniert!

Ach, man merkt von ihr oft Jahr für Jahr nichts,
Manchmal glauben wir schon, sie wär hin,
Ihr habt alles, und wir haben gar nichts:
Ist das die Ordnung oder hat das Sinn?
Aber schreien wir das in die Straßen
Von Neuyork, von London, von Schanghai,
Wollt ihr uns nicht länger zweifeln lassen,
Und es bleut uns ein die Polizei:

Die Erde ist von Ost bis West,
Von Singapur bis Budapest,
Glänzend organisiert!
Dreißig Millionen gehen stumm
In Reih und Glied vor Hunger krumm,
Wer nicht mehr gehen kann, fällt um,
Das klappt, als wär's geschmiert!
Gibt's zu viel Brot? Dann heizt mit Brot!
Gibt's zu viel Menschen? Schießt sie tot!
Die Ordnung schuf der liebe Gott,
Wir frieren, krepieren in Tritt und Trott,
Die Ordnung funktioniert!

Alles geht in schönster und in bester

Ordnung! Und wir müssen mit ihr mit –
Doch je mehr wir werden, desto fester
Dröhnt auf allen Straßen unser Tritt!
Gestern hielten wir noch fromm die Ordnung. –
Heute wankt sie. – Wird sie morgen stehn?
Und wir fragen: Muss es stets in Ordnung,
Muss es stets in *dieser* Ordnung gehn?

Wir fragen euch von Ost bis West,
Von Singapur bis Budapest,
Trotz Knüppel und Gewehr!
Wir, die wir hungern überall,
Weil Ordnung auf dem Erdenball,
Wir fragen euch, wie es einmal
Mit einer andern Ordnung wär?
Heut gehn wir mit der Ordnung mit,
Doch morgen fallen wir aus dem Schritt,
Wir fallen aus dem Hungertrott,
Trotz Fabrikant und liebem Gott.
Und morgen, und morgen,
Da wird in Front marschiert!

Jura Soyfer

Die Mühlen der Gerechtigkeit

Der liebe Gott sprach klipp und klar:
»Punkt fünf: Du sollst nicht töten!«
In Graz sprach man das Kommentar:
»Und wenn, dann nur Proleten!«
In Arbeiterlokalen
Kriegt erst Justirias Säbel Schneid:
Dann mahlen, mahlen, mahlen
Die Mühlen der Gerechtigkeit.

Wer »Hunger!« brüllt, den muss man fest
An seiner Kehle packen.
Man heilt die Not in Budapest
Mit Polizeiattacken.
Und gibt's in Polen Wahlen,
Wird mancher stumm gemacht, der schreit:
Es mahlen, mahlen, mahlen
Die Mühlen der Gerechtigkeit.

Vergebens haben einst gehofft
Sacco und Vanzetti.
Der Nigger stinkt; man hängt ihn oft
Und jagt ihn durch die Getti.
Zäunt die Kultur mit Marterpfählen
Sorgfältig ein. Mord? Tut uns leid:
Es mahlen, mahlen, mahlen
Die Mühlen der Gerechtigkeit.

Wer in Italien frei sein will,
Verreckt in Tropenschwüle.
In SHS krepiert er still
In eines Kerkers Kühle.
Standrecht und Folterqualen,
Hochspannungsstrom und Zwangsarbeit:
Es mahlen, mahlen, mahlen
Die Mühlen der Gerechtigkeit.

Jura Soyfer

Ein Täuberich belehrt seinen Sohn

Und die großen Vögel ohne Schwingen,
Die sich immer gar so wichtig machten,
Weil sie uns das bisschen Futter bringen –
Die, mein Junge, sollst du stets verachten.

Glaube nicht, sie hätten uns so lieb!
Nicht einmal, wir täten ihnen leid!
»Dienst und Gegendienst« ist ihr Prinzip;
Wer uns nährt, nährt seine Eitelkeit.

Ihre Weibchen streuen Semmelkrumen,
Lassen uns auf ihren Schultern hocken,
Um mit diesem (nebstbei ziemlich dummem)
Mittel ihre Männchen anzulocken.

Männchen aber spreizen sich gleich Pfaun,
Schenken sie uns was, und ihre Brut
Läuft verzückt herbei, um zuzuschaun:
»Ach, er füttert Tauben! Er ist gut!«

Dass noch kleine Tiere existieren,
Die nicht ängstlich flüchten, wenn sie kommen,
Scheint die Flügellosen tief zu rühren.
(Ihr Gewissen ist wohl sehr beklommen.)

Und wir schmücken jeden Liebesbrief!
Und es knipst uns jeder Amateur!
Und wir sind ein dichtrisches Motiv!
Schwer verdient man sich sein Brot, sehr schwer!

Schau, die drei, die eben debattierten,
Streun uns Körner. Komm, wir wollen klauben!
Welch ein Bild für alle Illustrierten:
»Diplomaten füttern Friedenstauben!«

Los, mein Junge! Sei ein kluger Esser!
Friss dich satt, doch lach aus vollem Kröpfchen!
Und zum Dank: ein wohlgezieltes Tröpfchen!
Glaub mir: Sie verdienen es nicht besser!

Jura Soyfer

Einheitsfront

Die Sowjets bedrohen, wie jeder weiß,
Den Klassenfrieden, den Erdölpreis,
Die Baumwollkurse, die Religion,
Moral und Zündholzproduktion!
Drum reichen Deterding, Vanderbilt,
Ford, Morgan und Thyssen einander die Hände:
»Hoch die Kultur, die's zu schirmen gilt,
Dreimal so hoch die Dividende!«
Um Leichenbeute wird später gestritten –
Jetzt feiern die Herren Honigmond.
»Auf denn«, ruft Krupp, »gen Ostland geritten,
Es lebe die goldene Einheitsfront!«

»Ich träumte einst von Arbeiterpartei«,
Sprach Hitler, »doch das ist längst vorbei.
Mögt ruhig sein, die ihr schafft und rafft:
Fest steht und treu die Zinsknechtschaft!«
Und neue Aufschläge gab es im Nu
Zu Uniformrock samt Hose,
Und neue Anschläge gab es dazu
Auf Krüppel und Arbeitslose.
So einten sich Hitler und die Barone.
Schon steigen glorreich am Horizont
Hohenzollernschnurrbart und Krone.
»Es lebe die braune Einheitsfront!«

Von Warschau bis Schanghai, von Süd bis Nord,
Von Essen bis Neuyork, von Thyssen bis Ford,
Von Hitler bis Horthy steht er geeint,
Der imperialistische Klassenfeind!
Sie greifen an, sie marschieren geschlossen!
Können denn *wir* nicht, was *die* gekonnt?
Die Zeit ist knapp. Zeit ist Blut, Genossen!
Genossen, schließet die Einheitsfront!

Jura Soyfer

Galgenfrist bewilligt

Im Fernen Osten hat's Schüsse gegeben,
Doch Genf hat nur von Ausschüssen gewusst.
Ach, weißt du, wieviel Sternlein kleben
Auf der Generäle Brust?
In Komitee und in Kommission
Wird beraten, beraten, beraten,
Und in aller Welt marschieren schon
Soldaten, Soldaten, Soldaten.
Und ein Kriegsgrund ist ja leicht zu besorgen.
Heut nicht mehr? Dann morgen!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Bankrott vom Brenner zur Memel!
Da beißt in Granit der Gläubgerverband
Und wir in die letzte Semmel.
Dies kündet Papen mit Heldenpos',
Und Dollfuß macht schön »bitte, bitte«,
Doch sie sprechen dasselbe: »Es helfen bloß
Kredite, Kredite, Kredite!«
»Doch wir verhungern, auch *wenn* sie uns borgen?«
»Heut nicht mehr! Erst morgen...«

Herr Hitler greift bereits nach der Macht
Und dem deutschen Prolet an die Kehle.
»Das Deutschland Wilhelms ist wiedererwacht!«
Schreien Stahlherrn und Generäle.
Ihr Herrn, eure Welt ist todgeweiht.
Schafft Kriege, Kredite, Faschisten.
Dadurch gewinnt ihr nur wenig Zeit,
Nur kurze Galgenfristen.
Wir werden euch stürzen, macht euch keine Sorgen.
Heut nicht mehr? Dann morgen!

Jura Soyfer

Genfer Abrüstungsrede

Messieurs! Die Welt hört ab Montag bereits
Außer dem faden Schlachtengetümmel
Lieblich aus der französischen Schweiz
Unserer Friedensglocken Gebimmel.

Verehrte Herren! In heißem Dank
Wird die Menschheit auf uns schauen:
Wir werden der Welt, die vom Rüsten so krank,
Endlich das richtige Pulver brauen!

Wir sitzen bei trautem Kanonengebrumm,
Und in den Lüften (Sie werden's kaum glauben)
Flattern. Bombenflugzeuge herum
Und gurren wie richtige Friedenstauben!

Die Friedenspalmen schütteln sich leis ...
Prosit, meine Herren, Sie sollen leben!
(Der Toast gilt zwar nicht den Toten Schanghais,
Doch würde auch sie dieser Anblick erheben.)

Ein Halleluja dem Völkerbund!
Die Kommission wirkt energisch im Osten,
Sie macht bei Gefallnen den Leichenbefund
Und berechnet bei Bombardements die Kosten!

Schluss mit den langen Kriegen ab heut!
Ich höre die Englein Schalmeien blasen ...
Bald ist der menschliche Fortschritt so weit,
Dass wir, meine Herren, mit Sicherheit
Die Menschheit in sechzig Minuten vergasen ...

Jura Soyfer

Heldensage, gleichgeschaltet

Deutschland baut unterirdische Flugzeughäfen

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Sein Bart ist jetzt von Flachse,
Er bleicht ihn täglich frisch,
Und lässt ihn nicht mehr wachsen
Um Genfs Verhandlungstisch.

Von Stahl ist Helm und Krone,
Der Reichsapfel brisant,
Die Panzerplatten am Throne,
Auch die sind allerhand.

Sein Speer ist dreizehnschüssig.
Im Fliegeroverall
Nährt er sein Schlachtross flüssig
Mit Shell-Öl und Benzol.

Sprich: Bleibt der alte Kaiser
Dort bis zum Jüngsten Tag?
Nein! Ihn hält im Kyffhäuser
Nur der Versailler Vertrag.

Er schickt einen Hitlerknaben
Wohl aus, auf dass er merk,
Ob schon genügend Raben
Umkreisen seinen Berg.

Und sind genügend Raben
In Deutschland einst gebaut,
Steigt er aus seinem Grabe
Und bläst ins Hifthorn laut.

Wenn Barbaro-SA dann marschiert
Gen Ost oder zum Rhein,
Heiho und horrido, das wird
Ein Hakenkreuzzug sein!

Jura Soyfer

Kapitalistischer Segensspruch

In Leoben fror man heuer,
Weil für Kohlen kein Bedarf;
Und man schreit nach Brot in Steyr,
Und der Winterfrost ist scharf.
Fünfmal hunderttausend Hände
Liegen still. Kein Rad mehr rollt.
Sei gesegnet ohne Ende.
Heimaterde, wunderhold!

Hohe Seelenhirten hüten
Treu der Bankenjuden Geld,
's gibt faschistische Banditen
Von der Etsch bis an den Belt.
Dass man die Verfassung schände,
Sind fünf Schilling fixer Sold.
Sei gesegnet ohne Ende,
Heimaterde, wunderhold!

Dieser Staat lässt sich nicht lumpen,
Wenn er sich belumpen lässt:
Einer kriegt das Gold in Klumpen,
Euch, euch gibt man bald den Rest!
Rufet: »Hoch die Dividende!«,
Wenn ihr euch zum Stempeln trollt.
Sei gesegnet ohne Ende,
Heimaterde, wunderhold!

Was mir recht ist, ist dir billig!
Freie Bahn für jeden Schuft!
Halt zusammen, treu und willig,
Deinen Mund und leb von Luft!
Freundlich schimmert das Gelände,
Ehrenfest und Hengelgold,
Sei gesegnet ohne Ende,
Heimaterde, wunderhold!

Jura Soyfer

Kommentar zur Weimarer Verfassung

Uns ist in alten Mären
Wunders viel geseit
Von der Verfassung und deren
Bedrohter Sicherheit.
Sie und den etwas geschmeidigen
Boden, der sie trug,
Schwor man zu verteidigen
Bis zu ihrem leidigen
Letzten Atemzug.
Da stand eines Tages im Deutschen Reich
Die Staatsmacht ergriffen da.
Und zwar von Hitler. Sie wusste nicht gleich,
Ob's ihr legal geschah.
Doch Hindenburgs Jawort verlieh diesem Akt
Die Weimarer Garantie –
Ein altes Berliner Wahrwort fragt:
Nu rin mit der Verfassung oder raus mit der Verfassung,
Oder wie?

Es sagte Herr Hindenburg: »Amen ...«
Der Spruch des Verfassungsgerichts
Verschwand vor seinem Namen
Zu einem glatten Nichts.
Dann seufzte Herr Hindenburg: »Bitte ...«
Schrieb einige Zeilen, und
Der Presse von links bis zur Mitte
Knebelte Hitler den Mund.
Drauf stöhnte Herr Hindenburg: »Bitte sehr,
Mir bleibt nichts erspart«, schrieb »m. p.«,
Und Papen diktierte in Preußen, als wär
Es so seit Anno Schnee.
Da staunt der Laie: »Die Freiheit ging
Ja futsch. Das sowieso.
Man jagte sie weg, wie den Severing,
Aber – innerhalb der Verfassung oder außerhalb der Verfassung,
Oder wo?«

Auf, auf, schmeißt Blumengarben
Und eure Beine im Takt!
Die IG-Landesfarben
Lasst steigen! Die Häuser beflaggt!
Klopft im Kasernenhof Griffe!
Friede ist Hirngespinst!
Hoch die Gasoffensive!
Nieder die Lohntarife,
Her mit dem Arbeitsdienst!

Demokratie? Faschistischer Trupp?
Wer hat gewonnen das Spiel?
Herr Oldenburg-Januschau und Herr Krupp,
Die fragen danach nicht viel.
Sie sitzen im Herrenklub am Kamin
Und träumen von Stahlbad und Kolonien,
Gott, Kaiser, Somaliland.
Und Herr Papen hält auf dem Knie
Der deutschen Verfassung erneuten sowie
Verbesserten vierzehnten Band.
Es gähnt ein Papierkorb, empfangsbereit,
Es gähnt mit sprichwörtlicher Höflichkeit
Herr Papen: »Was meinen Sie?
Nu rin mit der Verfassung oder raus mit der Verfassung.
Oder wie?«

Jura Soyfer

Krupps Morgenliedchen

Die Hoffnungen schießen empor, froh und frisch,
Gleich Flugzeugabwehrgeschützen!
Hurra! Ich freue mich mörderisch,
Die Hoffnung ist grün wie der grüne Tisch,
An dem sie in Genf jetzt sitzen!

Die Krise ist tot, mit der Krise ist Schluss,
Man braucht schon wieder Kanönchen!
Bald gibt's ein Stahlbad von frischem Guss.
Kopf hoch! Und Kopf ab, wenn's so sein muss!
Seid nur keine Muttersöhnchen!

Vom Osten her weht frischer Wind.
Heil Japans wackrer Truppe!
Bis zum letzten Hauch von Mann und Kind!
Ob's Kaiser oder Mikados sind,
Das ist mir völlig schnuppe!

Im Westen sorgt man sowieso
(Heil Hitler, Tardieu und Thyssen!)
Dafür, dass Volksgenossen en gros
Gegen den Erbfeind, für Krupp und Creuzot
Ihr nordisches Blut vergießen.

Amerika sammelt Kreuzer (gut Glück!),
Der Papst zum Beten die Kräfte,
Doch drahtet Gott ihm nicht zurück.
Gott weiß: Er versteht nichts von Politik,
Er verdarb uns nie die Geschäfte.

Glück auf! Eine neue Genesung winkt!
Krank ist die Welt, seien wir offen,
Doch weil sie schon nach Kadaver stinkt
Und Blaukreuzgas aus dem Leichnam dringt,
Lasst uns das Beste hoffen!

Jura Soyfer

Liebesgeflüster in der NSDAP

Wenn ich mal Hitlers Stabschef bin,
Dann halt ich mich an Negerknaben,
Solange ich als SA-Mann dien,
Hab Weib und Nachwuchs ich zu haben!
Der Rhein ist Deutschlands Fluss, nicht Grenz,
Drum setzet Kinder, setzet Taten,
So komm Brünhild, es ruft der Lenz:
Und Adolf Hitler braucht Soldaten
Und die Polacken ihre Keil,
Heil!

Mich reizt die schwarze Baker nicht,
Kein jüdischer Kultusvorsteher,
Ich tu des Rassenbullen Pflicht,
Drum, Mädchen, rück doch etwas näher;
Die Nachtigall schlägt hold im Busch,
Wir wollen siegreich Frankreich schlagen,
Sei lieb, Brünhild – husch – husch, husch – husch,
Dein Sohn wird einst sein Leben wagen
Für Deterdings Shell Motor Oil,
Heul!

Zeig mir noch schnell den Rassenschein,
Spürst du den Duft der Fliederblüten?
Es ruft der Kuckuck aus dem Hain,
Es ruft der Krupp nach Kriegsprofiten.
Im Dritten Reich heiraten wir,
Dann webst du Rosen mir ins Leben,
Und schaltest still und wäschst Geschirr,
Und kuschst du nicht, so werd ich dir
Wohl ein paar in die Fresse geben –
Auf, Mädchen, werd mein Eheteil,
Heil!

Jura Soyfer

Lied des einfachen Menschen

Menschen sind wir einst vielleicht gewesen
Oder werden's eines Tages sein,
Wenn wir gründlich von all dem genesen.
Aber sind wir heute Menschen? Nein!

Wir sind der Name auf dem Reisepass,
Wir sind das stumme Bild im Spiegelglas,
Wir sind das Echo eines Phrasenschwalls
Und Widerhall des toten Widerhalls.

Längst ist alle Menschlichkeit zertreten,
Wahren wir doch nicht den leeren Schein!
Wir, in unsern tief entmenschten Städten,
Sollen uns noch Menschen nennen? Nein!

Wir sind der Straßenstaub der großen Stadt,
Wir sind die Nummer im Katasterblatt,
Wir sind die Schlange vor dem Stempelamt
Und unsre eignen Schatten allesamt.

Soll der Mensch in uns sich einst befreien,
Gibt's dafür ein Mittel nur allein:
Stündlich fragen, ob wir Menschen seien?
Stündlich uns die Antwort geben: Nein!

Wir sind das schlecht entworfne Skizzenbild
Des Menschen, den es erst zu zeichnen gilt.
Ein armer Vorklang nur zum großen Lied.
Ihr nennt uns Menschen? Wartet noch damit!

Jura Soyfer

Lied von der Käuflichkeit der Menschen
(*aus* «Astoria»)

Hupka:

Ins Himmelblau die Rohstoffpreise steigen,
Als holde Boten junger Konjunktur.
Der Markt belebt sich schon, und schamhaft zeigen
Sich zarte Triebe börslicher Natur.
Und nur ein Kurs hält mit der Hausse nicht Schritt,
Nur eine Ware geht im Preis nicht mit
Und bleibt die billigste in jedem Land:
Das ist die Ausschussware, «Mensch» genannt.

Der Mensch kommt heutzutag.im Durchschnittspreise
Auf zehn Pfund Sterling nur pro Exemplar,
Die Liefrungskosten spart er klugerweise.
Er liefert selbst sich aus mit Haut und Haar.
Ja, er verkauft sich fertig appretiert,
Mit seiner Menschenwürde ausstaffiert,
Und bist du, Käufer, mit den Mitteln knapp,
So kauf sie auf Kredit — und stottre ab.

Und kannst du weder heut noch morgen zahlen,
Kauf ruhig weiter, kauf sie massenweis.
Zahl statt mit Geld mit faulen Idealen,
Der Mensch verschleudert sich um jeden Preis.
Denn seinesgleichen gibt es viel zu viele,
Er weiß es selbst und handelt auch danach
Und kennt den Kurs im großen Börsenspiele;
Der Geist ist billig, und das Fleisch ist schwach.

Die Wartenden:

Die Rechnung stimmt nicht ganz, du Mann vom Fach,
Du überschätzt des Gläubigers Geduld.
Hast du kein Brot für uns, hast du kein Dach,
Stehn fordernd wir vor deinem Rechenpult.
Der Schuldner löst den Wechsel niemals ein.
Die Ware Mensch will nicht mehr Ware sein.

Jura Soyfer

Nachruf

Stavisky hat gute Geschäfte gemacht,
Er betrog diese Welt des Trugs.
Ihr aber fuhrt hinab in den Schacht,
Und um euch war tagtäglich die gleiche Nacht,
Kumpels von Dux.

Hitler hat Deutschland zum Schweigen gebracht,
Aus Blut die Profitrate wuchs.
Ihr aber fuhrt hinab in den Schacht
Und rangt mit dem Berg die tagtägliche Schlacht,
Kumpels von Dux.

Genf hat geschlafen, Tokio gewacht
Im Rausch des Eroberungszugs.
Ihr aber fuhrt hinab in den Schacht,
Und euch drohte tagtäglich der Fels, den ihr bracht,
Kumpels von Dux.

Sie zahlten im Spiele um Ruhm und um Macht
Millionen für mördrischen Jux.
Doch wo ihr für sie fuhrt hinab in den Schacht,
Da waren sie täglich aufs Sparen bedacht,
Kumpels von Dux...

Wenn es wahr ist, was sie jetzt erzählen
Euren Weibern: dass die Seelen
Sich zum Himmel drängen
Jähen Flugs –
Wann, wann werdet ihr die Felsen sprengen,
Die den Sturm zum Paradies beengen,
Kumpels von Dux?

Jura Soyfer
Nur die Ruhe ...

A: Deutschland aus dem Völkerbunde
Waffen klirrend ausgetreten!
Jetzt, Proleten, nicht verspäten:
Schlaget zu in letzter Stunde,
Denn sonst schlägt sie euch, Proleten!

B: Freund, Sie sind zu pessimistisch.
Neurath und selbst Hitler sprachen
Doch so rührend pazifistisch!
Nur die Ruhe wird es machen.

A: Japan droht, denn Gier macht mutig:
»Russland hat die Bahn zu räumen!«
Raus, Proleten, aus dem Träumen!
Säumt ihr jetzt, so werdet blutig
Ihr Europas Felder säumen!

B: Freund, Sie sehn die Welt zu trübe!
Roosevelt wird die Ruh bewachen
Und Macdonalds Friedensliebe –
Nur die Ruhe wird es machen.

A: Hell klingt beim Champagnerglase,
Aber hohl auf Panzerwänden
Englands, Frankreichs Friedensphrase.
Seid nicht blind, auf dass die Gase
Euch nicht gründlicher bald blenden!

B: Freund, die Herren sind schon pleite.
Sollen sie nun ganz verkrachen?
Nein, an Krieg denkt keiner heute.
Nur die Ruhe wird es machen.

A: Nur die Ruhe wird es machen?
Wüssten Sie, wie wahr Sie sprachen!
Wenn einst, wund im tiefsten Schoße,
Diese Erde, *eine* große
Dichtgefüllte Leichentruhe,
Wird tief unten und hoch oben
Lange Zeit die Hölle toben,
Aber dann herrscht Friedhofsruhe.
Und wen Worte nicht erschreckten,
Wird die Ruhe graunvoll schütteln!
Wenn euch Worte nicht erweckten –
Diese Ruh wird wach euch rütteln!
Gegen eure Blindheit fochten
Laute Worte – und zerbrachen.
Und was Worte nicht vermochten –
Nur *die* Ruhe wird es machen!

Jura Soyfer

Planeten-Walzer
aus «Der Weltuntergang»)

[Walzer - sehr langsam und würdig, English-Waltz]

Es schwebt im Kosmos der Planet,
Von Weltraumkälte scharf umweht.

Er dreht sich um die eig’ne Achs’
Und um die Sonne nachts und tags.

Der Abstand wird genau gewahrt,
So will’s die alte Lebensart.

Vier pi quadrat mal a hoch drei
Durch u quadrat mal r hoch zwei.

Dies zu befolgen nennt er Pflicht,
Und andre Sorgen hat er nicht.

Jura Soyfer
Prozessergebnisse

Vorbemerkung:

Die ganze Reichstagsbrandgeschichte
Ist nunmehr allen völlig klar.
Wir halten uns bei dem Berichte
Streng an den Akt vom Reichsgerichte.
(Unser Bericht ist trotzdem wahr.)

I

Finster war's, der Mond schien' helle,
Während zögernd und sehr flink,
Langsam und mit Blitzesschnelle
Torgler aus dem Reichstag ging.

Van der Lübbe sprach indessen,
So bezeugte ein Passant,
Fließend und wie immer stotternd:
»Heut noch gibt's 'nen Reichstagsbrand!«

In der Tasche trug er tausend
Kilogramm Brandmaterial,
Und weil dieses so geruchlos,
Stank es ganz katastrophal.

II

Torgler aber, der besprochen
Schon den ganzen Reichstagsbrand
(Vorsichtshalber nur mit Taneff,
Weil der ja kein Deutsch verstand),

Saß, aus voller Kehle flüsternd,
Seltsam ruhig, aufgeregt
In dem Restaurant, von wo aus
Dieser Schuft den Brand gelegt.

III

Als allein nun van der Lübbe,
Unterstützt von fünfzehn Mann,
Die Aktion beendigt hatte,
Kam der zweite Teil vom Plan:

Es verschwanden alle roten
Schwerverbrecher nach der Tat,
Durch den Gang, zu dem nur Göring
(Welch ein Glück!) den Schlüssel hat.

Und um zu kompromittieren
Mit dem Brande die SA,
Blieb (Verruchtheit!) van der Lübbe
Mit dem KPD-Buch da!

IV

Hätt den Brand nicht eine Stunde
Vorher Helldorf schon gesehn
(Zollt der Schneid des Braven Ehre!) –
Dann – wer weiß? – kann sein, dann wär
Die Geschichte nicht geschehn!

Nachbemerkung:

Die Fakta, die daraus erhellen,
Gestand van der Lübbe voll sofort.
Drum tut es not, hier festzustellen:
Daran stimmt trotzdem jedes Wort!

Jura Soyfer

Rassische Liebesballade

Es waren zwei Nazikinder,
Die hatten einander so lieb.
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Denn sie war ein ostischer Typ.

Ihr Schädel nämlich war rundlich,
Ihr Busen hingegen oval,
(Statt umgekehrt) – rassenkundlich
War dieses Weib ein Skandal.

Sein Haupthaar war siegfriedisch,
Sein Auge preußischblau:
Kein Partner für die negroidisch-
Mongolisch gemixte Frau.

Und als er trotzdem dämlich
Beim Rassenamt angesucht,
Da hieß es: »Du bist unabkömmlich
Als Bulle für arische Zucht.«

Sie weinten sehr selbander,
Die Lage war äußerst trist.
Da plötzlich – ha! – erfand er
Eine echt nordische List.

Er ließ sich die Haare schwärzen
Und kräuseln, dann – husch – husch –
Strich, wenn auch mit blutendem Herzen,
Den Leib er sich mit Tusch.

Dann trat er zum Bürotisch
Im Rassenamt und bat
Sehr höflich auf hottentottisch
Um ein Ehezertifikat.

Er frug: »Stört die Herrn meine Rasse?«
Da schrien sie höhnisch: »Nein!
Ihr Glück, dass Sie keine blasse
Und nordische Wunschmaid frein!«

So fanden die beiden sich eh'lich.
Und weil er sich fleißig wusch,
Verschwand mit den Jahren allmählich
Von seinem Leibe der Tusch ...

Nun frage ich euch auf Ehre,
Ob das, was jener getan
So kühn, gelungen wäre

Einem mischrassigen Mann?
Nein! – Also: Die Rassenlehre
Ist doch kein leerer Wahn!

Jura Soyfer

Reformiertes deutsches Kirchenlied

Wir stehen in Dachau beim Prügeln, habt acht,
Wir kleben in Tegel Tüte um Tüte ...
Bis hierher hat uns Gott gebracht
In seiner großen Güte.
Halleluja!

Wir trotten in Feldgrau, Schub um Schub
Zum Arbeitsdienst, Werke des Friedens zu schaffen ...
Ein' feste Burg ist unser Krupp,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Halleluja!

Wir sprachen am Wahltag mit frohem Gesicht,
(Denn unsere Häscher standen daneben):
Hitler meine Zuversicht
Und mein Heiland ist im Leben.
Halleluja!

Wir stehen habt acht, wir gehen in Reihn
Am Henker vorüber, verzerrten Gesichtes,
Zum Letzten entwürdigt, in Schmach und in Pein,
Die Letzten werden die Ersten sein,
Am Tage des Gerichtes.
Amen.

Jura Soyfer

Schlaflied für ein Ungebornes

»Halt die Ehe hoch in Ehren,
Wenn's nicht anders geht, im Prater!
Denn mein Volk soll sich vermehren
Wie der Weizen in den Meeren!«
Sprach der Staat zu deinem Vater.
Schlaf, Kindlein, schlaf.
Dich schützt der Paragraph.
Dich treibt die Mutter schon nicht ab,
Dich braucht der Staat fürs Massengrab
Im Wasgenwald, am Piave.
Schlaf, Kindlein, schlafe.

»Die Maschine, die Kanone
Brauchen Futter, brauchen Futter.
Bei dem Menschen geht's auch ohne,
Denn er ist der Schöpfung Krone.«
Sprach der Staat zu deiner Mutter.
Schlaf, Kindlein, schlaf.
Dich schützt der Paragraph.
Einst bringt der Staat viel Disziplin
Dir bei. Und wenig Vitamin,
Damit du still und brav ...
Schlaf, Kindlein, schlaf.

»Ist kein Platz für dich im Leben,
So doch im Geburtsmatrikel.
Passt's dir nicht, trag doch ergeben
Dieses Leben. Es ist eben
Nur ein Konfektionsartikel!«
Singt der Paragraph.
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Jura Soyfer

Simmering

»Klassenkämpfe, Klassenhass –
Ach, Mama, was ist denn das?
Ist's nicht unanständig?«
Stets schrieb so Herr Schattenfroh
Samt Herrn Lippowitz u. Co.
Und schämten sich unbändig!
»Prolet und Unternehmer sind
Im Grund wie Vater doch und Kind
Und tun sich nie was Args!
Wie 's eigne Kind behandelt schon
Den Arbeitnehmer Herr Busson!«
Doch wenn's mal wo zum Krachen kommt,
Verstummt das Friedenssäuseln prompt,
Dann schließt sich jäh im Hasse
Die Front der Bürgerklasse.

Ach, Weltanschauungen gibt's viel,
Es spieln sie aus, wie im Kartenspiel,
Die Herren allzusammen:
Herr Lippowitz zum Beispiel hat
Den König stets in seinem Blatt
Und eine Menge Damen.
Der Nazi setzt in Saus und Braus
Auf Hitler, denn es teilt ihm aus
Rothschild aus zweiter Hand;
Ein andrer Trumpf heißt »liberal«,
Ein dritter »christlich-sozial«,
Ein vierter »tolerant«.
Doch nimmt das Spiel mal nicht den Lauf
Der Polizeigewehre,
Dann decken sie die Karten auf!
Und als ob's längst so wäre
Steht in der Drischützgasse
Die Front der Bürgerklasse!

Seht: Aus den vielen Mäulern gellt
Dieselbe Lüge, Genossen,
Von Nagelstock bis Frauenfeld
Hat sich die Front geschlossen!
Dass wir von ihnen zu lernen verstehn,
Werden die Herren morgen sehn,
Wenn wir auf der Straße
Stehn:

Klasse gegen Klasse.

Jura Soyfer

Sturmzeit!

Der Weg ist weit
Und fern die Rast,
Es pfeift die Zeit,
Vom Sturm erfasst,
Dir gellend um die Ohren.
Ein Flügelschlag
Streift dir durchs Haar,
War das ein Tag?
War das ein Jahr?
Verflogen und verloren ...

Was du getan,
Geht über Bord,
Der Hurrikan
Reißt alles fort,
Er reißt dein Kleid in Fetzen.
Was rings geschieht,
Ist schnell verweht,
Du hörst das Lied,
Hörst das Gebet
Kaum im Vorüberhetzen.

Zum Himmel stieg
Ein Mutterschrei.
Das war ein Krieg,
Nun ist's vorbei.
Weh allen, die's erwähnen!
Im Tod verklingt
Ein »Ça ira!«,
Ein Stern versinkt,
Er schien so nah.
Nun regnet's bittre Tränen.

Das Sterben jagt
Dem Leben nach,
Ein Morgen tagt ...
Ein Mensch zerbrach ...
Es blühn und dorren Saaten,
Es treten ab
Und fallen hin
Ins Massengrab
Die Kompanien
Der ewigen Soldaten ...

Der Weg ist weit
Und fern die Rast,
Und Müdigkeit
Hat euch erfasst.

Ihr wollt die Augen schließen.
Und dennoch schließt
Die Augen nicht!
Dem Sturme blickt
Ins Angesicht,
Denn ihr sollt alles wissen!

Jura Soyfer

Uralte Silvesterlegende

Die Menschheit sah: Ihr altes Jahr
War schäbig und war dreckig.
Die Menschheit sah: Vom Blute war,
Vom Schweiße war es fleckig.
Die Abbau trifft im Januar,
Die fanden es zu kurz. Und bang
Schwor ihr die Arbeitslosen schar,
Es sei zu lang! Es sei zu lang!

Die Menschheit sah, dass ihr Gewand
Mehr keinem wollte passen,
Weshalb sie es für gut befand,
Ein neues sich nähn zu lassen.
Die Nacht war kalt. Die Menschheit stand
Halb hoffnungsglühend und halb nackt.
Es flog des Meisters flinke Hand
Im Uhrentakt, im Uhrentakt.

Die Uhr schlug zwölf. Der Meister rief,
Zur Erde tief sich bückend:
Das Jahr – ich spreche objektiv –
Steht Ihnen ganz entzückend!
Die Menschheit lachte, trank und schlief.
Und schlief die Nacht ganz wunderbar.
In ihren Träumen froh sie lief
Im neuen Jahr! Im neuen Jahr! ...

Die Menschheit fühlte sich sehr krank,
Als Frühfrost wach sie rüttelte,
Und als sie von der Stadtparkbank
Ein Mann, der's durfte, knüttelte.
Sie sagte ihm gleich frei und frank,
Dass sie kein Bettelweib doch sei!
Ob er nicht sah: Ihr Jahr sei blank
Und frisch und neu! Ganz frisch und neu!

Der Mann verzog zum Spott den Mund.
Die Menschheit aber blickte
Aufs neue Jahr. Erhob sich und –
Das Jahr, das neue, drückte!
Es drückte Hals und Schultern wund!
Es hing herab, ein Lumpenschurz!
Es war zu lang oder im Grund
Vielleicht zu kurz? Vielleicht zu kurz?

Es trug sich schwer! Ein freier Schritt
In ihm hieß Weh und Wimmern!
Durch seinen Stoff von schlechtem Schnitt

Sah bloß man Flecke schimmern!
Ja, brauner Schimmer Blutes glitt
Durch sein Gewebe, dünn und glatt.
Es krachte dumpf wie Dynamit
Des Jahres Naht, des Jahres Naht ...

Ein neues Jahr? Nein, das war's nicht.
Die Menschheit war verblendet:
Man hatte ihr bei Sternenlicht
Den alten Rock gewendet!
Den alten Rock, der würgt und sticht,
Sie wenden ihn ohne Ende.

Die Menschheit aber sah es nicht.
Sie schleicht mit gläubigem Gesicht
Zur nächsten Jahreswende.

Jura Soyfer

Vertrauenskundgebung für Herrn Fey

Eiapopeia alala,
Was rasselt im Stroh?
Man macht auf Waffen Razzia,
Und darum rasselt's so.
Proleten, wir wollten die rote Partei
Und die Verfassung bewachen?
Ach, überlassen wir das Herrn Fey
Und seiner braven Polizei;
Die werden die Sache schon machen.

Alle sind gleich vor dem Gesetz,
Vor dem Gesetz dieses Staats,
Doch hinter dem Gesetz ist stets
Für Heimwehr reichlich Platz.
Ja, dazu sagten wir allerlei,
Als unzensuriert wir noch sprachen –
Jetzt überlassen wir alles Herrn Fey
Und seiner braven Polizei;
Die werden die Sache schon machen.

Es ist nicht leicht für die Gendarmerie,
In unbekannten Verstecken
Stets unsere Waffen und niemals die
Der Heimwehr zu entdecken!
Sie haben wohl viel Plage dabei.
Sie schwitzen – wir können lachen!
Drum überlassen wir alles Herrn Fey
Und seiner braven Polizei;
Die werden die Sache schon machen.

Oh, sein wir doch nicht destruktiv!
Vertrauen wir ihnen! Auf Ehre:
Sie sind entwaffnend objektiv!
Brauchen wir da noch Gewehre?
Wir wollten uns schützen vor allerlei
Grünen und braunen Apachen.
Ach, überlassen wir das Herrn Fey
Und seiner braven Polizei;
Die werden die Sache schon machen.

Grab weiter, wertes Staatsorgan!
Und gib uns keinen Pardon!
Denn sieh: Wir zogen die Massen heran
Gegen die Reaktion.
Und schaut euch bloß ein wenig um,
Bei euren Waffensuchen!
Stehn da nicht Massen rundherum,
Die Fäuste geballt, und fluchen?
Und Arbeitslose in dichter Reih
Hinter Gendarmenwachen:

Viel hundert Münder – ein Zornesschrei?
Sind wir's, die den Haß entfachen?
Wir überlassen das Ihnen, Herr Fey,
Und Ihrer braven Polizei,
Sie werden die Sache schon machen.

Jura Soyfer
»Volkszählung «

nannte der Berliner Polizeipräsident v. Levetzow eine nächtliche Razzia in Straßen und Parkanlagen, die er mit Hilfe von Spürhunden durchführte.

Was glänzt dort vom Park her im Mondenschein
Und streift durch nächtliche Gassen?
Bluthunde mit vier Beinen und zwein,
Sie schnüffeln in jedes Strauchwerk hinein,
Verborgenes Rotwild zu »schassen«.
Und wenn ihr die braunen Gesellen fragt:
Das ist Levetzows wilde, verwegene Jagd!

Seht, Bolschewiken! Huss, dran und drauf,
Ihr Sturm- und Statistikkolonnen!
Die große Volkszählung nimmt ihren Lauf:
Zählt diesem Völkchen mal zwanzig auf!
Lasst toben SAdistische Wonnen!
Und wenn ihr die braunen Schergen fragt:
Das ist Levetzows wilde, verwegene Jagd!

Es fressen alles leer und kahl
In Hitlers Jagdreviere
Die Schlachtfeldhyäne, der Börsenschakal,
Zinsgeier, Osthilfeschweinestall –
Man schont diese hohen Tiere.
Die Schwachen sind's, an die man sich wagt:
Das ist Levetzows wilde, verwegene Jagd!

Mit nordischem Mäntelchen, blauem Dunst,
Mit Zöpfen, gleich Phrasen gewunden,
Mit Stoffen für Kleider und völkische Kunst
Verhüllen Herr Goebbels und Ehegespunst
Deutschlands blutende Wunden.
Doch das Dritte Reich, wahr, wirklich und nackt,
Das ist: Levetzows nächtliche Menschenjagd.

Jura Soyfer

Wahlen im Dritten Reich

Das ist die Zeit der großen Wahl.
Der vielgeliebte Führer nimmt
Zuflucht beim Volke wieder mal
Und spricht, das Herz rein wie Kristall:
Wir wolln mal sehn, wo wer nicht stimmt!
Der heldische Säbelschüttler
Will nichts sein als Willensvermittler.
Er fragt, von Rechtsgefühl beseelt:
Wollt Adolf ihr oder Hitler?
Deutsche, wählt!

Das ist die Wahl der großen Zeit.
(Die Zeit ist groß. Die Wahl ist klein.)
Weil ihn Diktieren nicht mehr freut,
Wird Hitler voll Entschlossenheit
Ein Demokrat auf »ja und nein!«.
Er stutzte der Freiheit die Flügel,
Jetzt lockert er wieder die Zügel,
Dass jeder frei die Entscheidung fällt!
Wollt Hitler ihr oder Prügel?
Deutsche, wählt!

Das ist die große Zeit der Wahl:
(Auch Krupp wählt sorgsam schon für euch
Den allerbesten Mörserstahl.)
Die Wahl ist listenarm? Egal:
Herr Goebbels macht sie listenreich.
Wähl: Krieg oder Frieden! Doch lerne
Jedenfalls töten! Nicht ferne
Steht dein Heldengrab, längst bestellt.
Sterbt ungern ihr oder gerne?
Deutsche, wählt!

Das ist die große Wahl der Zeit:
Tragt ruhig ihr das braune Joch,
Steigt morgen unsagbar das Leid
Der Welt – und treibt die Kurse hoch.
Doch lernt ihr zur Zeit euch empören,
Ist Deutschland euer und unser die Welt.
Verrecken – oder euch wehren:
Deutsche, wählt!

Jura Soyfer

Wenn der Himmel grau wird

In weiter Ferne sind verblasst
Die Sterne, unsre Brüder.
Als eine bleiern graue Last
Senkt sich der Himmel nieder.
Der Mensch erwacht in seinem Leid
Zum Mord und zum Gebete.
Der Atem einer kranken Zeit
Geht keuchend durch die Städte.

Steh auf im Schein des kargen Lichts,
Du Lump auf fremder Schwelle!
Steh auf und geh und hoffe nichts,
Der Himmel wird nicht helle.
Das wird ein Armeleutetag
Voll Schweiß und Blut und Tränen.
Das wird ein Tag vom alten Schlag,
Nicht der, den wir ersehnen.

Nicht der, der uns im Traum erschien,
Gekrönt von hundert Sonnen,
Da blühend stand im ew’gen Grün
Die Welt, die wir gewonnen.
Den Ranzen pack und troll dich sacht,
Schon nahen die Gendarmen!
Verbirg, verbirg den Traum der Nacht,
Den lichten Traum der Armen.

Jura Soyfer

Zehn Tage neues Jahr

Ein neues Jahr ist durchaus kein Hund!
Die Zeitungen drucken Neujahrsgrüße
Vom Buresch und vom Hoover, und
Man fasst die löblichsten Entschlüsse.

Die Herren der Wirtschaft und Politik
Schworen heilig bei den Banketten,
Mit Frieden, Krediten, Vertrauen und Glück
Diesmal sicher die Welt zu erretten.

Und die Japaner begrüßten das Jahr
Mit ein paar lauten Ehrensalven,
Die vor den Mauern von Tsitsikar
Zweihundert Chinesen ins Jenseits halfen.

Das Jahr ist funkelnagelneu!
Die Maschinengewehre der englischen Herren
Knallen in Bombay. Die Polizei
Beginnt die Führer einzusperren.

In Washington war man sehr gereizt,
Weil Arbeitslose nach Essen riefen.
Es dampfen, mit Kaffee geheizt,
In Brasilien die Lokomotiven.

Und während der Weizen zum Himmel stank,
Erschoss man Menschen, die Hunger hatten.
Die Rüstungen aber, Gott sei Tank,
Gehn nach wie vor in Frieden vonstatten.

Das neue Jahr ist noch sehr jung.
Doch habt zu den Herren der Welt nur Vertrauen,
Es kommt schon noch alles gehörig in Schwung:
Ein Jahr noch Krise. Dann sollt ihr schauen!

Jura Soyfer

Zeitungsmeldungen

»Es braust ein Ruf wie dazumal
In allen deutschen Gauen!
Deutschlands Stationschef gibt Signal
Zur fröhlichen Fahrt ins Grauen.
Es gibt Spione, die Gift verstreun
Am Brunnen vor dem Tor.
Und gar in puncto ›Wacht am Rhein› –
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
So ruhig wie nie zuvor!
Wir wollen uns siegreich ins Stahlbad stürzen!«
Stammt diese Meldung vom Jahre vierzehn?
Fehlgeraten! Die Nachricht wird
Vom Jahre dreiunddreißig datiert.

»Von neun guten Deutschen sind durchschnittlich acht
Soldaten, und der letzte,
Der für die Front nicht kommt in Betracht,
Der ist der Vorgesetzte.
's ist höchste Zeit, dass die große Zeit
Über Deutschland komme!
Der gute Deutsche ist bereit
Zu kämpfen mit Beharrlichkeit
Um seinen Platz an der Somme!
Schwarzweißrot sind Fahnen und Schürzen ...«
Stammt diese Nachricht vom Jahre vierzehn?
Fehlgeraten! Die Meldung wird
Vom Jahre dreiunddreißig datiert.

»Der nationale Stiefel gellt
Im Rundfunk, auf der Straße!
Der Führer ruft hinaus in die Welt:
Der Freiheit eine Prügelgasse!
Man machte in Elbing zwei Rote kalt
(Man hat auf der Flucht sie erschossen),
Der eine lief weiter beim Zuruf: Halt!
Der andre (war schon doof und alt)
Blieb stehn wie angegossen ...«
Stammt die Meldung vom Balkan?
Gestern kam sie aus Deutschland an ...

Es tönt aus dem Rundfunk zum erstenmal
Über Land und Stadt:
»Schluss mit Faschismus und Kapital!
Am Wort ist das Proletariat!
Uns macht kein Friedensversprechen mehr dumm
Und kein Offiziersehrenwort!
Achtung, wir reißen das Steuer herum,
Die Menschlichkeit geht über Bord!«

Würde die Meldung von achtzehn stammen,
Wären wir wie sie so hart
Gewesen, als *wir* an die Reihe kamen,
Hätten wir uns Herrn Hitler erspart ...

Genossen vom Reich! Wann ruft ihr »Halt!«?
Datiert die Meldung auf möglichst bald!

Jürgen Becker

Who is who

Diesen Mann in Ruhe lassen. Am Fenster
nachts in der Küche, sitzt er
auf der Eckbank und tut nichts.
Vor dem Fenster, im Westwind, bewegt
sich der Birnbaum. Nebenan in der Stube
tickt die Wanduhr. Er steht auf,
wenn leer ist das Glas und Zeit ist
für den Blick in den Ofen.
Die Katze im Korb hebt den Kopf,
wenn er vorbeigeht, wieder sich hinsetzt
und atmet. Draußen die Leute fragen,
wie lange und kannst du
in Ruhe leben mit diesem Mann.

1977/78

aus: Jürgen Becker: *Dorfrand mit Tankstelle.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2007

Ein Gedicht umkreist nicht nur mystische, sensationelle oder exorbitante Lebensaugenblicke, sondern kann auch demonstrativ das vollkommen Unspektakuläre, Unauffällige in den Blick nehmen – und es dadurch in ein neues Licht rücken. Jürgen Becker (geb. 1932), dessen Dichtkunst oft in protokollarischer Genauigkeit kleine Genreszenen des Alltags erfasst, hat hier einen Helden der Unscheinbarkeit beobachtet.

Alles scheint in dieser Szene eingefroren zu sein in einer leeren Zeit. Da ist die völlige Passivität und scheinbare Gleichgültigkeit des porträtierten Mannes, die Wiederkehr der immergleichen Bewegungsabläufe. Gerade dieses stille Zeitvergehen und der so unfassbare Gleichmut des rätselhaften Mannes sorgen in diesem Gedicht für Verstörung. Ein Blick in unsere alltägliche Erfahrungswelt kann genügen, um unsere mühsam erworbene Lebensbalance ins Wanken zu bringen.

Jürgen Theobaldy

Bunte Kreide

Und jeder Sommertag sei uns der längste Tag,
nach Drinks gemessen, rund wie eine Aprikose,

die in die Form wächst eines Aprikosenbaums,
gekreuzigt in der Mittagshitze vor der Mauer,

vom Tisch genommen aus der Fruchtfleischschale:
im Mund behalten wie den Leib des Herrn,

getränkt vom Licht im Juli, rot, orange und gelb,
die Frömmsten schimmelgrau, darüber Himmelblau.

nach 2000

aus: Jürgen Theobaldy: *24 Stunden offen.* Verlag Peter Engstler, Ostheim 2007

Der Sommer ist die bevorzugte Jahreszeit des Lyrikers Jürgen Theobaldy (geb. 1944), der in den 1970er Jahren als Repräsentant der Poesie der „Neuen Subjektivität" viel Bewunderung auf sich gezogen hat. 1983 veröffentlichte der bis dahin formal eher lässig verfahrende Theobaldy den Band Die Sommertour*, indem er erstmals mit klassischen Formen, mit Oden und elegischen Distichen experimentierte. Und auch sein 20 Jahre danach entstandener Text „Bunte Kreide" erweist sich als Hymnus auf den Sommer.*

Die emphatische Feier der Farben des Sommers und die Beschwörung der Atmosphäre des Südens werden hier verbunden mit den Symbolen einer christlichen Metaphorik. Die Realien der Natur: die Hitze, die Aprikose und der Aprikosenbaum bindet Theobaldy an ein genuin christliches Zeichensystem: an das Abendmahl („im Mund behalten wie den Leib des Herrn"). Das Genießen des Sommers – es hat Züge einer Liturgie.

Jürgen Theobaldy

Vom Vorübergehn der Stäbe

Die Zeitung unter dem Arm gefaltet, den
Zahnstocher hinter der gewölbten Hand
oder scherzend mit den Frauen, so schlendern
in der Mittagspause nach dem Essen
die Angestellten einmal um den Block. Vorbei
am Verwaltungsgebäude, vorbei am Parkplatz
mit der weichen Böschung, mit Gras und Büschen
im Sommer, und die Dächer der Autos
leuchten so still, vorbei am Supermarkt
mit dem herabgelassenen Gitter zwischen eins
und drei. Einmal um den Block jeden Tag
in der Mittagspause nach dem Essen.

1972/1973

aus: Jürgen Theobaldy: *Blaue Flecken.* Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1974

Das berühmte „Panther“-Gedicht Rainer Maria Rilkes aus dem Jahre 1902 hat der Dichter Jürgen Theobaldy (geb. 1944) in eine schöne poetische Studie über die Arbeitswelt der spätkapitalistischen Gesellschaften verwandelt. Ursprünglich war die von Theobaldy repräsentierte „Alltagslyrik“ in den 1970er Jahren als Gegenentwurf zur marxistisch-didaktischen Agitprop-Lyrik und zur bieder-gesinnungstüchtigen „Literatur der Arbeitswelt“ angetreten.

Die berühmte Fügung aus dem ersten Vers des „Panther“-Gedichts erfährt bei Theobaldy eine genuin politische Umdeutung. „Vom Vorübergehn der Stäbe“ meint hier die triste Wiederkehr des Immergleichen im Dasein der Angestellten. Bei Rilke war der in einem Käfig gehaltene Panther das Sinnbild aller gefangenen Kreatur. (Vgl. Lyrikkalender vom 6.5.2009) Auch der Alltag von Theobaldys „Angestellten“, der sie einmal am Tag in der Mittagspause „um den Block“ führt, erinnert an eine Käfig-Existenz.

Jürgen Theobaldy
Yeah!

Hier kriecht und kriecht die Nacht heran:
Sie reißt den schwarzen Kasten auf.

Die Sänger greifen nach dem Mikrofon
und schreien in die Nacht hinaus.

Die Macher loben sich von neuem aus,
sie prallen auf die Dunkelheit.

Ich aber knipse meine Lampe an,
Licht in den Kurven meiner Geisterbahn.

nach 1980

aus: Jürgen Theobaldy: *24 Stunden offen.* Peter Engstler Verlag, Ostheim/Rhön 2006

„Yeah!“: Der Urlaut der Pop-Kultur gibt hier das Startsignal zu einer beschleunigten Fahrt ins Dunkel des Lebens. Der sehr wandlungsfähige Dichter Jürgen Theobaldy (geb. 1944), dereinst der originellste Repräsentant einer Lyrik der „Neuen Subjektivität“, liefert hier eine wunderbare Gegenschrift zu Rainer Maria Rilkes berühmtem „Karussell“-Gedicht aus dem Jahr 1906.

Bei Rilke überstrahlte ein „weißer Elefant“ als das hellste Zeichen im „Karussell“ die Einsicht in das unwiderrufliche Verschwinden der Kindheit. Theobaldy zieht dem bunten Karussell die dunkle, nur mit einer Taschenlampe notdürftig beleuchtete Geisterbahn vor. Bei dieser Kreisfahrt bleibt alles ungewiss, auch wenn der Aufprall auf die Dunkelheit und mit ihm die Dämonen eine temporäre Erscheinung bleiben. Aber der Schwung, mit dem das Ich in die dunkle Geisterbahn einfährt und der das Bild entfesselter Rock-Konzerte heraufruft, ist hier getragen von Zuversicht.

Karl Krolow
Der die Minuten zählt

Der die Minuten zählt,
der sich um nichts quält:
sieh ihn dir an.

Dem es an allem fehlt,
dessen Gehirn sich schält,
der nichts mehr kann,

sich mit dem Zorn vermählt
und der sein Ende wählt:
der ist dein Mann.

1993/1994

aus: Karl Krolow: *Die zweite Zeit.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1995

Was ist das für ein eigentümliches Wesen, das hier der Dichter Karl Krolow (1915–1999) porträtiert? Ist dieser „Mann“ ein schicksalhaft Verbündeter; ein Seelenverwandter des Autors? Handelt es sich gar um ein Selbstporträt des Dichters? Es ist jedenfalls eine Gestalt des Mangels: Ein unaufhebbares existenzielles Defizit und das Wissen um die eigene Vergänglichkeit paaren sich mit grimmigem Stoizismus und der Lust an der Selbstauslöschung.

Das Gedicht entstammt dem Spätwerk Karl Krolows, in dem der Autor mit großer Kunstfertigkeit sämtliche Reim-Techniken durchexerziert hat. Und es gibt durchaus Indizien, die nahelegen, dass der Autor hier eine Kunstfigur als wenig schmeichelhaftes Alter Ego erschaffen hat. Denn jenseits des Bewusstseins des eigenen Zerfalls ist dem porträtierten Subjekt des Gedichts nur eine Bereitschaft zu einer gewissen (poetischen) Renitenz geblieben.

Karl Krolow

Es ist einfach

Du bist sanft. Es ist so: ich höre dich sagen:
Dieser Tag, er war schön, und ich möchte so leben
mit dir. Es ist einfach. Ein Licht fällt seit Tagen
auf uns. Ich bin wie immer am Leben.

Du bist jung. Es ist einfach. Du sagst nur: ich glühe.
Du lachst dabei. Du erfindest Geschichten.
Aus Papier drehst du Spielzeug und erzählst in der Frühe
Noch einmal die Nacht wie aus Liebesgedichten.

Du bist da. Du bist leicht. Ich sehe dich winken
beim Abschied. So war es, ganz einfach, noch neben
mir, einen Augenblick lang. Dann dieses Versinken
in nichts. Du bist noch immer am Leben.

1970er Jahre

aus: Karl Krolow: *Gesammelte Gedichte III.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1985

Ob elegischer Langvers oder Lakonismus, ob lyrisches Parlando oder hermetische Chiffre, ob Reimvers oder offenes Gedicht: Karl Krolow (1915–1999) beherrschte alle Sprechweisen und Artikulationsformen der modernen Lyrik mit großer Leichtigkeit und Grazie.
Souverän spielte er mit Sonetten und Terzinen, jonglierte mit Kreuz- und Binnenreimen und verfiel in einen lässigen kolloquialen Ton, wenn es sein poetischer Stoff so erforderte. Vor allem war Krolow aber ein Meister des Liebesgedichts.

In den 1970er Jahren entstand das so anrührende wie luftig-leichte Liebesgedicht, das von der emphatischen „Du“-Anrede wie von der Beschwörung eines euphorischen Zustands lebt. Bedrückung und Zweifel sind von den Liebenden abgefallen und ein helles Licht scheint auf ihrem mühelosen Beisammensein zu liegen. Doch in der letzten Strophe verdunkelt sich das Liebesglück, die eben noch symbiotische Verbundenheit wird ernüchtert durch die Erfahrung des Abschieds.

Karl Mickel

Epitaph für Partisanen

Ich baute die Brücke und sprengte sie
Ich wurde erschossen, weil ich sie baute
Des Schiffbruchs Erfinder ist der Erfinder des
Schiffs. Dieses Leben ist eins der schönsten
Erst dann hat ein Mann seine Arbeit getan
Wenn Er für Sie erschossen werden kann.

1964

aus: Karl Mickel: *Schriften 1. Gedichte 1957–1974.* Mitteldeutscher Verlag, Halle 1990

Dem Partisanen als revolutionärem Aktivisten und militanten Verteidiger der Heimat gegen eine fremde Macht kann eine paradox anmutende Aufgabe zufallen: Er ist verantwortlich für den Aufbau und zugleich für die Zerstörung gesellschaftlicher Infrastruktur. In seinem 1964 entstandenen Gedicht reflektiert Karl Mickel (1935–2000), der skeptische Marxist, formstrenge Klassizist und kritische Kommentator des DDR-Sozialismus, diese paradoxale Einheit von Produktion und Destruktion.

Die Rollenwechsel des Partisanen erweisen sich als sein Verhängnis: Denn Zerstörung und Tod gehören zu den unvermeidlichen Nebenwirkungen seiner Arbeit. Der Aufbau einer Brücke und ihre Sprengung können für den Partisanen gleichermaßen bedeutend sein. Der Baumeister des Schiffs antizipiert nach dieser Lesart bereits den Schiffbruch. Diese Widersprüchlichkeit an ihr Ende gedacht, verwirklicht der Partisan seine Aufgabe erst dann, wenn er bei der Erfüllung seiner Aufgaben – Aufbau oder Zerstörung – sein Leben verliert.

Karoline von Günderrode
Hochrot

Du innig Rot,
Bis an den Tod
Soll meine Lieb Dir gleichen,
Soll nimmer bleichen,
Bis an den Tod,
Du glühend Rot,
Soll sie Dir gleichen.

um 1800

Der verlässlichste Begleiter der romantischen Dichterin Karoline von Günderrode (1780–1806) war der Tod. Ihr Vater starb früh, und als sie das 23. Lebensjahr erreicht hatte, lagen auch drei ihrer vier Schwestern bereits unter der Erde. Und auch die zwei Männer, in die sie sich tragisch verliebte – der Rechtsgelehrte Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) und der Altertumsforscher Friedrich Creuzer (1771–1858) – waren ebenso mehr oder minder vom Tod gezeichnete Wesen. Aus diesem Grund erscheint der (von der Literaturwissenschaft kolportierte) Verdacht nicht abwegig, die Günderrode habe nur den Tod als einzig wahren Liebhaber gesucht.

Als die Günderrode ihre erste große Liebe Friedrich von Savigny kennenlernte, schrieb sie eine Miniatur, die ihre Zentralthemen – Liebe und Tod – auf prägnante Weise bündelte. Das glühende Rot, seit je ein Farbsymbol für die Liebe, wird unmittelbar „an den Tod" gebunden. Die Angleichung der Liebe an das „Hochrot" hat in der Perspektive dieses Gedichts zwangsläufig tödliche Folgen.

Karoline von Günderrode

Liebst du das Dunkel
Tauigter Nächte
Graut dir der Morgen
Starrst du ins Spatrot
Seufzest beim Mahle
Stößest den Becher
Weg von den Lippen
Liebst du nicht Jagdlust
Reizet dich Ruhm nicht
Schlachtengetümmel
Welken dir Blumen
Schneller am Busen
Als sie sonst welkten
Drängt sich das Blut dir
Pochend zum Herzen.
um 1805

„Schon oft hatte ich den unweiblichen Wunsch, mich in ein wildes Schlachtgetümmel zu werfen, zu sterben. Warum ward ich kein Mann! Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglükseeligkeit. Nur das Wilde, Große, Glänzende gefällt mir.“ Wer das Lebensbild der romantischen Dichterin Karoline von Günderrode (1780–1806) nur unter Hinweis auf ihre tragische Liebe zum Altphilologen Friedrich Creuzer (1771–1858) entwerfen will, verfehlt doch manche Nuance ihres Werks und ihrer Biografie. Das Bekenntnis zum „Schlachtgetümmel“, das sie in einem Brief an Gunda Brentano (1769–1863) formulierte, taucht auch – in Frageform – in einem anrührenden Gedicht aus dem Nachlass auf.

Da sind sie wieder, die Phantasien vom aufgewühlten, handlungshungrigen, kampfeslustigen Zustand der weiblichen Dichterseele. Hier findet jedenfalls das Selbstgespräch eines schlaflosen, in jeder Hinsicht mit dem Bestehenden unzufriedenen Subjekts statt, das von Unruhe zerfressen wird. Das Gedicht entstand als „mündliche Improvisation“ und wurde von Günderrodes Seelenfreundin Bettina Brentano (1785–1859) aufgezeichnet.

Konrad von Würzburg

Swâ tac er- schînen sol zwein liuten
die ver- borgen inne liebe stunde müezen tragen,
dâ mac ver- swînen wol ein triuten.
nie der morgen minne- diese kunde büezen klagen.

er lêret ougen weinen trîben:
sinnen wil er wünne selten borgen.
swer m ret tougen reinen wîben
minnen spil, der künne schelten morgen.

Wo der Tag zwei Menschen erscheinen wird,
die verborgen die Stunde der Liebe verbringen müssen,
da muß das Umarmen ein Ende haben:
Niemals konnte der Morgen heimlich Liebende vor Klage bewahren.

Er lehrt die Augen, Tränen hervorzubringen:
den Sinnen kann er keine Freude mehr leihen.
Wer mit vortrefflichen Frauen heimlich
das Liebesspiel treibt, der weiß zu Recht den Morgen zu beschimpfen.

(Übersetzung Ulrich Müller / Gerlinde Weiss)

um 1260

Die Mediävistik preist Konrad von Würzburg (ca. 1225–1287) als vielseitigsten Dichter der höfischen Literatur des 13. Jahrhunderts, als „einen Herrscher über Sprache und Vers“. Nach seiner Zeit als fahrender Sänger agierte Konrad als Berufsdichter im Auftrag geistlicher und bürgerlicher Mäzene in Basel. Als eins seiner Hauptwerke gilt Die goldene Schmiede, *eine Verherrlichung der Jungfrau Maria, in der er „den Glanz seiner Diktion, die Fülle seiner Rede, den Schimmer seiner Bilder“ – so die Forschung – entfaltet hat. Dieses Gedicht preist in traditioneller Weise durch Schmuck- und Blumenmetaphorik das Wesen der Gottesmutter.*

Da Konrad in seinen Minneliedern, Sangsprüchen, Legenden und den sogenannten „Leichs“, den Gesangsstücken, stets einen Gottesbezug sucht und die Heilsgeschichten des Erlösers Jesus Christus ins Zentrum seiner Texte stellt, muss man sich im vorliegenden Gedicht nicht über die Belehrung der „heimlich Liebenden“ wundern. Im Original ist der Text streng gereimt, aber selbst in der Prosa-Übersetzung ist der Tadel an die „heimlich Liebenden“ noch hörbar.

Kurt Aebli
Ohne Grund

Wir sind nicht da.
Wir sind uns selber
aus dem Weg gegangen.
Wir kombinieren, kollabieren, konferieren.
Wir sind Wiesen: wissentlich
und ohne Grund.

1990er Jahre

aus: *Zwischen den Zeilen.* Heft 4, 1994

Der Schweizer Dichter Kurt Aebli (geb. 1955) liebt die lapidaren, bis zum tonlosen Fatalismus ausgenüchterten Verse, die alle nur denkbaren Fundamente eines selbstbewussten „Subjekts“ aushebeln. Er kennt das „Ich“ nur im Modus seiner Abwesenheit, Deplatziertheit oder aber seiner „Grundlosigkeit“. Alle Verbindungen, die dieses in seinen Eigenschaften skelettierte „Subjekt“ zur weit aufbauen will, sind vergebens. Selbst die Verben mit dem Präfix „kon“ können im Gedicht keine konstruktivistische Brücke zur Welt mehr schlagen.

Ob nun ein „Ich“ oder ein „Wir“ in seinen Gedichten auftaucht – stets neigt die jeweils handelnde Instanz zur Selbstverkleinerung. Aeblis Gedichte kartografieren in ihrem unerschütterlichen Stoizismus den „Dienstweg zum Nichts“ – so eine seiner poetischen Formeln –, ohne irgendeine Abweichung ins Lebbare, eine sinnliche oder metaphysische Gewissheit in Aussicht zu stellen.

Kurt Drawert
Blumenverkäufer

Ach, diese traurigen Blumenverkäufer,
in den Lokalen, am Abend, zur Nacht.
Die Musikbox leiert, am Tresen ein Säufer,
die Schaben im offenen Stromkabelschacht.

Als wenn sie die Liebe der Liebenden riefe,
und engelhaft leicht in der Drehtür wie Wind,
so bringen sie Blumen für sehr lange Briefe,
die heimlich erhoffte Erklärungen sind.

Bald stehen sie hilflos und jedem im Wege,
den Blick auf die welkende Ware gesenkt,
auf dass ihnen einer die Münze noch gebe –
und schon hat die Rose ihre Knospe verschenkt.

um 2000

aus: Kurt Drawert: *Frühjahrskollektion*. Suhrkamp Verlag. Frankfurt a.M. 2002

Eine Genreszene in der nächtlichen Großstadt: Die Blumenverkäufer, die jeden Lokal-Gast zu einem amourösen Geschenk animieren möchten, figurieren als tragische Helden eines Gedichts. Der Lyriker Kurt Drawert (geb. 1956), der sich auf eine diskrete poetische Lakonie verpflichtet hat, die „jede transzendierende Geste und Weltumschlungenheit" vermeidet, zeichnet in klassischen Kreuzreimen ein Porträt der frustrierten Liebesboten – die ebenso ihr Ziel verfehlen wie viele der Liebesgrüße in Blumenform, die sie zum Verkauf anbieten.

Im Kontext des Drawertschen Werks, das viel von der nüchternen Beiläufigkeit seines Vorbilds und Freunds Karl Krolow (1915–1999) gelernt hat, ist diese kleine Reimübung die absolute Ausnahme. Seiner frühen Affinität zum kühlen, prosaischen literarischen Anfängen treu geblieben. Poetisch verbindlich ist für ihn die äußerste Zurückhaltung geblieben – der Rückzug auf die Wahrnehmungsempfindlichkeit des Ich, die kühle Distanz gegenüber der Sprach- und Weltdeutungsmacht jedweden Kollektivs.

Kurt Schwitters

Das Lied Almas

Der Knabe saß am Bach,
Das Wasser war so hell,
Am Grunde schwamm ein Fisch,
Der Fisch schwamm blitzesschnell.
Der Knabe sprang hinab,
Das Wasser war so tief,
Und unten auf dem Grund,
Wie es da ferne rief:

Du bist nicht hier am Bach,
Und was hier blinket hell,
Das ist kein flinker Fisch.
Du sprangest blitzesschnell,
Du sprangest tief hinab,
Du sprangest weit und fern:
Hier unten auf dem Grund,
Da ist der fremde Stern.

1927

aus: Kurt Schwitters: *Das literarische Werk. Bd. I: Gedichte*. DuMont Verlag, Köln 1973ff.

Mit der deutsch-amerikanischen Malerin Käte Steinitz (1889–1975) entwickelte der Dadaist und „Merz"-Künstler Kurt Schwitters (1887–1948) im April 1927 das Libretto für eine „komische Oper", die von einem planetarischen Fiasko ausgeht: dem Zusammenstoß eines Himmelskörpers mit der Erde. Die finale Kollision soll auf dem Potsdamer Platz in Berlin stattfinden. In der ersten Szene der Oper singt die Assistentin eines Astronomen ein eher düsteres Kinderlied.

Im Volkslied- und Märchenton der romantischen Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1806/08) wird hier die Geschichte einer fatalen Verblendung und Weltvergessenheit erzählt. Ausgangspunkt ist eine Verlockung, die Spiegelung eines verheißungsvollen Lebens am Grund des Wassers. Die zweite Strophe dementiert die schöne Utopie, zerstört das Trugbild vom hellen Bachlauf. Was bleibt, ist der Sprung in eine unermessliche Tiefe, an deren Grund ein „fremder Stern" das Tor zu einer neuen Existenz zu öffnen scheint.

Lioba Happel

Der Morgen

Immer wieder dem schwarz Verknoteten entkommen
Immer wieder Licht über der ausgezogenen Haut
Dieses zärtliche Tier steht als eine Jungfrau im Fenster
Hält ihr glänzendes neugeborenes Kind feil

1990er Jahre

aus: *Der Schlaf überm Eis.* Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 1995

Der Anbruch eines neuen Tages kann von innerer Bedrückung und notorischem Fatalismus entlasten, das Licht des Morgens zu einer neuen, helleren Perspektive des eigenen Lebens verhelfen. Das lyrische Subjekt im Gedicht von Lioba Happel (geb. 1957) scheint sich zu dieser Gelöstheit vorarbeiten zu wollen, um das „schwarz Verknotete" der Existenz hinter sich lassen zu können.

Aber „der Morgen", der in diesem Gedicht aus den 1990er Jahren heraufdämmert, ist belastet mit ambivalenten mythischen Zeichen, die es kaum erlauben, Atem zu holen in der existenziellen „Verknotung". Die Rede von der „ausgezogenen Haut" ist ein Bild des Schmerzes. Und auch wenn in den beiden folgenden Zeilen die biblischen Figuren des neugeborenen Jesuskinds und der Gottesmutter aufgerufen werden, dann wird in diesem kryptischen Vierzeiler doch keine Heilsperspektive sichtbar.

Ludwig Christoph Heinrich Hölty

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
    Wo an der Wand die Totenkränze
        Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
    Das, in der Harfe festgeschlungen,
        Unter den goldenen Saiten flattert.

1774

Mit diesem Gedicht hat der prominenteste Autor des Dichterbunds „Göttinger Hain", der früh von der Tuberkulose aufgezehrte Ludwig Christoph Heinrich Hölty (1748–1776), sein poetisches Vermächtnis gestiftet. Die Symptome der Krankheit waren schon spürbar, als Hölty am 9. November 1774 auf der Rückseite eines Ausleihscheins der Göttinger Bibliothek sein Gedicht notierte. Nach seinem Tod hat man Hölty seinen Wunsch erfüllt. In der Klosterkirche seiner Geburtsstadt Mariensee hängte man hinter dem Altar eine kleine Harfe auf.

In der Nachfolge seines großen Vorbilds Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) bedient sich Hölty der antiken Form der alkäischen Ode. Geplagt von der Vorahnung des eigenen Todes, richtet der Dichter einen Appell an seine Freunde, die Erinnerung an sein Werk zu bewahren. Die „kleine Harfe" fungiert dabei als Symbol des Dichter-Sängers. Die Harfe tönt zwar nicht mehr, aber die Töne des Lyrischen sind bewahrt in den „goldenen Saiten" des Instruments.

Ludwig Fels

Ach, wirklich

Ach, wirklich, ich hab ein paar
Bücher geschrieben, kaum
Reisen gemacht, war
immer da
einfach immer da
wo nichts war
nie etwas sein wird
alles nicht der Rede wert.
Ach, wirklich, Gedichte, zum Heulen
komisch, wenn das Gewicht der Welt
herunterfällt.

2006/07

aus: *Jahrbuch der Lyrik 2008*. Hrsg. v. Christoph Buchwald u. Ulf Stolterfoht. S. Fischer Verlag, 2008

Fast klingt es wie die literarische Bankrotterklärung eines in Resignation versunkenen Schriftstellers. Das Schreiben von Gedichten entlockt dem lyrischen Subjekt nur noch einen schlappen Seufzer. Die eigene literarische Leistung scheint das Ich des Erzählers und Lyrikers Ludwig Fels (geb. 1956) gering zu schätzen. Nichts hat mehr Bestand vor den desillusionierten Augen eines durch und durch enttäuschten Autors.

Verbirgt sich hinter dem fast selbstquälerischen Understatement noch der Ansatz zu einem emphatischen Gegenentwurf? Hier scheint es nur noch um das Abwinken einer dereinst hochgeschätzten Königsdisziplin zu gehen – der Dichtkunst. Die machtlose Poesie so sagen es die Schlussverse vermag es nicht mehr, die Bedrückungen der Existenz und das „Gewicht der Welt“ aufzuheben.

Ludwig Tieck

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ew'ger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.
Waldeinsamkeit

Wie liegst du weit!
O dich gereut
Einst mit der Zeit. –
Ach einz'ge Freud
Waldeinsamkeit!
Waldeinsamkeit

Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid,
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

1797

Die Schreibwut des romantischen Dichterfürsten Ludwig Tieck (1773–1853) ist legendär. Mit seinen Märchennovellen, Romanen und Dramen und auch einigen Gedichten hat er das Profil der romantischen Bewegung geprägt und auch als Übersetzer epochale Aufgaben bewältigt, z.B. die Übersetzung der Werke Shakespeares. In späteren Jahren ließ seine Originalität deutlich nach. Das wohl berühmteste Gedicht des jungen Tieck findet sich in dem 1797 publizierten Kunstmärchen Der blonde Eckbert.

Anrührend ist in diesem Text die Stilisierung des Waldes zur problemfreien Zone, in der das Subjekt eine ewige Bleibe finden kann. Die emphatische Beschwörung der „Waldeinsamkeit" wird als Topos in sehr vielen Texten der romantischen Bewegung wiederkehren. Der Wald als einsamer Fluchtort und fast paradiesisches Refugium wird dann vor allem in der Spätromantik Joseph von Eichendorffs (1788–1857) virulent.

Magister Martinus von Biberach

Ich leb, und waiß nit wie lang,
Ich stirb und waiß nit wann,
Ich far und waiß nit, wohin,
Mich wundert, das ich froelich bin.

um 1480

Dieser Grabspruch, über dessen authentische Urheberschaft seit langem gestritten wird, hat eine lange und nachhaltige Wirkungsgeschichte. Viel spricht dafür, dass dieser Vierzeiler, der ursprünglich wohl als Priamel (= mittelalterliches Spottgedicht mit überraschender Schlusswendung) verfasst worden ist, dem franziskanischen Theologen Martinus von Biberach (gestorben 1498 in Biberach) als Grabspruch diente. Martin Luther (1483–1546) kannte jedenfalls diesen Sinnspruch und kritisierte ihn als „Reim der Gottlosen“.

Der fragende, zweiflerische, fast agnostizistische Gestus des Vierzeilers hat Luther zu einem trotzigen Gegengedicht provoziert. Denn im Hingegebensein des Grabspruchs an das Fatum und das Zufällige der Existenz fehlte Luther die dezidierte Hinwendung zu Gott als dem Urgrund aller Schöpfung. Bis weit in die literarische Moderne adaptierten Dichter diesen Vierzeiler und erweiterten ihn. Variationen sind bekannt von Heinrich von Kleist, Bertolt Brecht, F.K. Waechter und zuletzt Wolf Biermann.

Manfred Metzner

als ich dich kennen
lernte
zeigte
der kilometerstand deines wagens
achtundzwanzigtausend-
dreihundertundvierund-
sechzig
kilometer
vierundvierzigtausend-
sechshundertachtzig-
kilometer
waren es
als du mich verlassen hast
fast eine halbe
erd
um
rundung

1970er Jahre

aus: *39 Grad.* Hrsg. Von Michael Kellner und Lothar Reese. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1983

Die lebensverändernde Wirkungskraft einer Liebesgeschichte lässt sich zwar nicht in allen ihren Dimensionen am Tachometerstand eines Autos ablesen. Aber sehr wohl kann dadurch die Begrenztheit und Vergänglichkeit einer Liebe in lässiger Entpathetisierung bilanziert werden. Manfred Metzner (geb. 1947), seit vielen Jahren der spiritus rector der unabhängigen Verlage in Deutschland, agiert nebenberuflich als Gelegenheitsdichter. In den späten 1970er Jahren gelang ihm eine lyrische Miniatur von schlichter Nachhaltigkeit.

Der weltumspannende, alle Begrenzungen sprengende Anspruch der Liebe wird hier im Hinweis auf die „halbe erd / um / rundung“ der gemeinsam zurückgelegten Kilometer ironisch aufgenommen, Freilich lässt sich eine solche Entfernung im Zeitalter der Beschleunigung in sehr überschaubarer Zeit zurücklegen. So erweist sich Metzners kleines Liebespoem auch als Gedicht an die Dauer, deren konkrete Zeitspanne unbestimmbar bleibt.

Mara Genschel

Nacht. &
griff nach
 deinem Namen,
nackt. &
griff nach &
 dein Atem.
Nacht in deinen Armen &
griff deinen Nacken

nach & nach &
 ahne deinen Leib
 bleib bei, mein

nach & nach
 & sei mir nah

& kein Begriff
kein Satz um
eine

Naht. &
griff nach
 deinen Worten,
wund. &
griff nach &
 dein Mund.
Nicht eine Stunde um dich
ohne Stimme. Amen.

2007/08

aus: Mara Genschel: *Tonbrand Schlaf*. Connewitzer Verlagbsbuchhandlung, Leipzig 2009

Die Sprache des Körpers soll unmittelbar poetische Gestalt gewinnen – mit Hilfe der Beschwörung romantischer Basiswörter („Nacht", „Schlaf" u.ä.) und mit Hilfe dicht gefügter Laut- und Sinn-Verschiebungen. So bewegt sich die 1982 geborene Dichterin Mara Genschel, die nach intensiven Musik-Studien 2004 ans Literaturinstitut in Leipzig wechselte, mit Hilfe sprachexperimenteller Verfahren in ihre zentrale Topik hinein: in das hymnische Aufrufen der Liebe und ihrer Dramatik.

Die Transformation der Liebes-Passion in poetische Exaltation ist hier in eine schöne Struktur gefügt. Eine Reihe lautähnlicher Wörter wird dicht ineinander verwoben und in eine sinnliche Schwebe gebracht. Den schwärmerischen Grundton kann man problematisch finden – ist doch eine derart vorbehaltlos romantische Huldigung der Liebe in der modernen Lyrik selten.

Marie Luise Kaschnitz

Beschwörung IX

Ich lag im Bunker mit vielen,
Keiner kam zur Ruh,
Und eine Hand bestahl mich,
Und die andere deckte mich zu.
Und ich ging auf der Straße mit vielen,
Weil es wieder zu wandern hieß,
Und eine Hand schob mir den Karren,
während die andre mich stieß.
Und ich wusste nicht zu sagen,
wes Art mein Nächster war,
Es war nach den alten Begriffen
Nichts mehr berechenbar.
Und es war auch nicht mehr die Rede
Vom Wohlgefallen,
Nur das elende herrliche Leben
War in uns allen.

1947

aus: Marie Luise Kaschnitz: *Gesammelte Werke.* Hrsg. v. Chr. Büttrich und N. Miller. Bd. 5, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1985

Die Schrecken des Zweiten Weltkrieges sind gerade überstanden, da bündelt die Dichterin Marie Luise Kaschnitz (1901–1974) die traumatisierenden Alltagserfahrungen dieser Jahre in einem poetischen Zyklus, der in ihrem ersten, 194 7 publizierten Gedichtband Totentanz und Gedichte zur Zeit *erscheint. Im Teil IX des Zyklus regiert der Blick der im Nazi-Reich Ausharrenden, die in der Endphase des eskalierenden Krieges den Erfahrungen der Bombardierung, Flucht und Vertreibung ausgesetzt sind.*

So bewegend diese Verse zur Lage der vom Bombenkrieg bedrohten Städtebewohner auch anmuten mögen, so ist doch die Verklärung eines kollektiven Opfer-Status durchaus problematisch. Das identifizierende „Wir“ in den Schluss-Versen unterstellt die Einheit einer schuldlosen Opfergemeinschaft. In ihren autobiografischen Aufzeichnungen hat Kaschnitz später ihre passive Position während der Jahre des Nazi-Regimes vorsichtig kritisiert. Andererseits verteidigte sie stets die „Innere Emigration“: „Eine wissenschaftliche Erkenntnis, eine gelungene Verszeile, auch eine nie gedruckte, konnten nach meiner damaligen Auffassung die Welt verbessern, verändern, das war unsere Art von Widerstand.“

Matthias Politycki

Das Unglück

Wenn es dann schließlich eintritt, ist ja alles
schon tausendmal durchdacht und längst besprochen,
hast du dich schon so oft mit deiner Angst verkrochen
und alles durchgerechnet für den Fall des Falles,

dass nun, wo's wirklich ernst wird, nicht einmal ein Pochen
im Hals dir zeigt, wie es mit Urgewalt
dich überkommt. Mit einem Herz aus Glas, ganz kalt,
tust du und lässt, was du dereinst versprochen,

und lebst ansonsten einfach weiter. Erst nach Wochen
fällt dir ein Wimmern auf, wie es ununterbrochen
ans Ohr dir dringt. Doch nebenan der Raum ist leer,

und wie du schließlich merkst, du selber bist es, der
ganz leis' zu hören ist, da wird dir jählings schwer
ums Herz, und erst in diesem Augenblick ist es gebrochen.

2007/2008

aus: Matthias Politiycki: *Die Sekunden danach.* Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009

Der 1955 in Karlsruhe geborene Matthias Politycki trat zunächst als Autor sprachexperimenteller Texte hervor. Erst mit seinem 1997 erschienenen Weiberroman *wurde er bekannt als profilierter Gegner einer allzu beliebigen Nachkriegsliteratur. Als Vertreter der sogenannten „Achtundsiebziger" und eines sinnlichen „Realismus" grenzt sich Politycki sowohl von der älteren als auch von der jüngeren Autorengeneration ab, wie sein Essayband* Die Farbe der Vokale *(1998) und sein Gedichtbuch* Die Sekunden danach *(2009) zeigen.*

Wie in diesem Sonett legt Politycki in seinem gesamten Werk den Schwerpunkt auf das Erzählen und den Gebrauch tradierter Formen. Zunächst scheint den in dem Gedicht mit einem Herz aus Glas Versehenen die stattgefundene Trennung kalt zu lassen. Doch bei näherem Blick wird deutlich: Hier spricht ein Traumatisierter, den der Verlust einer geliebten Person in zwei voneinander geschiedene Wesen spaltete. Erst mit den Terzetten des Sonetts wird der schmerzliche Verlust wieder spürbar, kann die Erstarrung gebrochen werden – und bricht das Herz.

Max von Schenkendorf

Muttersprache

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht:
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied!
Leb' auf's neu in heil'gen Schriften,
Dass dir jedes Herz erglüht.

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund!

Mechthild von Magdeburg

Der Mindeste lobet Gott in zehn Dingen

O du brennender Berg, o du auserwählte Sonne!
O du voller Mond, o du grundeloser Bronne!
O du unerreichbare Höhe, o du Klarheit ohne Maße!
O Weisheit ohne Grund!
O Barmherzigkeit ohne Hinderung!
O Stärke ohne Widerstand!
O Krone aller Ehren!
Dich lobt der Mindeste, den du je geschufst.

nach 1230

In ihrem in niederdeutscher Sprache verfassten Werk Das fließende Licht der Gottheit hat die große Mystikerin Mechthild von Magdeburg (ca. 1207–1282 oder 1294) ihre mystischen Begegnungen mit Gott aufgezeichnet. Um 1230 war sie als sogenannte Begine einer klösterlichen Gemeinschaft beigetreten, die nach den Regeln des Dominikanerordens lebte. Ihre religiöse Innigkeit erwächst aus einer als Liebesbeziehung verstandenen Gottesnähe

Die Gespräche mit dem göttlichen Liebhaber ähneln einer litaneihaften Beschwörung von Schöpfungswundern. Im vorliegenden Fragment werden pathetische Anrufungen des göttlichen Geliebten zusammengetragen, der seine Präsenz nicht auf das Eingewobensein in die Naturphänomene beschränkt, sondern der das absolute Maß auch in allen Dingen menschlichen Zusammenlebens darstellt. Es sind Qualitäten, die alle menschliche Tugendhaftigkeit übersteigen.

Michael Krüger

Auf den ersten Blick

Eigentlich hat sich nichts verändert:
die Kastanie vor dem Haus, vom Efeu gemartert,
die Pflaumenbäume auf ihrem blauen Teppich,
der süße Geruch der Kindheit und des Verfalls.
Vom Tal herauf dröhnen die Laster,
und der Schatten läuft eilig ums Haus,
gegen die Zeiger der Uhr und prüft den Kummer.
Sogar der Brunnen steht noch wie ein Gedicht.
Als ich hineinsah, grüßte von unten, vom Grund,
ein Gesicht, von Fröschen in Falten gelegt.
Sein Mund stand weit offen, als wollte er schreien.
Nur die Wege ums Dorf haben sich vermehrt,
und einer führt geradenwegs durch mein Herz.
Aber sonst hat sich nichts verändert.

1990er Jahre

aus: Michael Krüger: Archive des Zweifels. Hrsg. v. Kurt Drawert. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2001

An nichts arbeiten die melancholisch disponierten Sonderlinge, die wir in den Gedichten und Romanen Michael Krügers (geb. 1943) antreffen, so ausgiebig wie an der Beschwörung der Vergeblichkeit, an jener „Apotheose des Umsonst“, die Krüger von seinem Lieblingsautor E.M. Cioran geborgt hat. In den schönsten Gedichten Krügers gerät die vertraute Lebenswelt seiner Figuren aus den Fugen, und nach dem „ersten Blick“ auf die Realien des Alltags geht plötzlich ein Riss durch die empirische Wirklichkeit – und ein Abgrund tut sich auf.

Es hat sich eben doch etwas verändert in dieser friedlichen Land-Idylle, in der nur eine aus der Ferne dröhnende Autostraße an die hässlichen Merkzeichen der Zivilisation gemahnt. Es ergreift den Beobachter der Szene ein Schwindelgefühl, als er wie ein verspäteter Narziss in einen Brunnen hinabsieht und ihm dort das eigene Konterfei wie ein Abbild des Schreckens entgegenblickt. Die Landschaft der Kindheit indes ist für immer versunken.

Mirko Bonné

Die Bachstraße

Als ich die Kälte der Jahre fühlte
und auf der Ausklappcouch schlief
unter der Decke mit Fabelwesen,
irrte ich in langen Träumen tief
durch einen Wald, von dessen
Bäumen ich keinen irgendwo sah.
Beim Aufwachen war da Wind,
Regen, die Bachstraße. Alles war
ein Morgenkuss und ich ein Kind,
das mit den Silberfischen spielte.

2006/07

aus: Mirko Bonné: *Die Republik der Silberfische.* Schöffling & Co., Frankfurt a.M. 2008

Die Kindheit ist ein Zustand, in dem die Tagvernunft und der Traum noch ungeschieden sind, noch befreit von den Zwängen eines zweckrationalen Handelns. Hier kehrt nun das lyrische Ich des Lyrikers und Erzählers Mirko Bonné (geb. 1965) für einen Augenblick in diese Sphäre des Ungeschiedenen zurück, traumverloren und zugleich geschützt an einem Ort der Verlässlichkeit.

In einer poetologischen Notiz hat Bonné einmal von Dichtung als einer „Durchfahrtsstraße für alle Ideen und Phänomene“ und als chemischem Cluster gesprochen, das mit allem nur kurzzeitige Verbindungen eingeht. So entfalten sich seine Gedichte als transitorische Momente und Augenblicksbilder der Erfahrung, die einer geschichtlichen Konstellation einen nur in diesem Phantasieren versunkene Kind wächst noch unbedroht in die Welt hinein – die Gegenstände und Lebewesen seiner Lebenswelt sind noch Verbündete, denen man vertrauen kann.

Monika Rinck
teich

sagt er: das leid ist ein teich.
sag ich: ja, das leid ist ein teich.
weil das leid von fischen durchschossen
in einer mulde liegt und faulig riecht.
sagt er: und die schuld ist ein teich.
sag ich: ja, die schuld auch teich.
weil die schuld in einer senke schwappt
und mir bei hochgerecktem arm bereits
zur aufgedehnten achselhöhle reicht.
sagt er: die lüge ist ein teich.
sag ich: ja die lüge ebenso teich.
weil man im sommer des nachts
am ufer der lüge picknicken kann
und immer dort etwas vergisst.

nach 2004

aus: Monika Rinck: *zum fernbleiben der umarmung*. kookbooks Verlag, Berlin 2007

Als überaus belesene poeta docta bewegt sich die Dichterin Monika Rinck (geb. 1969) gern in Grenzbereichen zwischen Kunst, Philosophie und Literatur. Ihr poetischer Assoziationsdrang führt zu einem lässigen Switchen zwischen unterschiedlichsten Themen und Wissensfeldern, die dann in einer „mobilen Form" poetisch verknüpft werden. Es ist ein temporeicher, sinnlicher, von verblüffenden Assoziationen immer wieder belebter Dynamismus, der ihre Gedichte vorantreibt.

Was ist das für ein mit repetitiven Vergleichen operierender Dialog zwischen einem Er und einem Ich? Der männliche Part spricht in diesem nach 2000 entstandenen Gedicht von „Leid", „Schuld" und „Lüge", von negativen Emotionalitäten, die immer wieder zum Wort „Teich" hinführen. Das weibliche Ich überführt die Teich-Assoziation in konkret fassbare Szenen – und treibt sie noch weiter ins Metaphorische. Und gibt einen Wink auf die Lüge: es bleibt immer etwas zurück, das sie auffliegen lässt.

Nathalie Schmid
die kindheit ist eine libelle

sie schwirrt um den teich im garten
wenn es schnee hat hackt sie eis bis man die fische wieder
atmen sieht für das kind
das kind hat es auch einen namen
es heisst lisabelle

und wie punkte im schnee
fallen die buchstaben wie krähenfüsse
im himmel schwarz und deutlich
sie kann jetzt lesen endlich kann sie lesen
immer wieder am meisten ihren namen

nach 2000

aus: Nathalie Schmid: *Die Kindheit ist eine Libelle.* Lyrikedition 2000, München 2005

Gedichte leben manchmal von der Magie der Namen und deren lautlicher und semantischer Strahlung. Die junge Schweizerin Nathalie Schmid (geb. 1974), die ein Studium am Literaturinstitut in Leipzig absolviert hat, entwickelt ihr Gedicht im Assoziationsfeld zwischen einem Tiernamen und einem (fiktiven) Personennamen. In seinem Kern lässt sich das Gedicht auf das unablässige Murmeln eines Kinderverses reduzieren: „libellelisabelle". Nathalie Schmid verwebt diesen Namenszauber in eine märchenhafte Szenerie.

Die Libelle erscheint hier als Wundertier, die sich in die Existenz eines Kindes, „lisabelle", gleichsam eingeschrieben hat. Die zweite Strophe spricht von der Initiationsszene der Kindheit: dem Erwerb der Lesefähigkeit. Und nun sind die Buchstaben die Wunderkörper, von denen sich das Kind faszinieren lässt, um jenes in der ersten Strophe entfaltete Namensspiel zu realisieren: „libelle-lisabelle".

Nelly Sachs

AUF UND AB gehe ich
in der Stubenwärme
Die Irren im Korridor kreischen
mit den schwarzen Vögeln draußen
um die Zukunft
Unsere Wunden sprengen die böse Zeit
Aber die Uhren gehen langsam –

1960er Jahre

aus: Nelly Sachs: *Suche nach Lebenden. Die Gedichte der Nelly Sachs. Band 2.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1971

Wir lesen das Protokoll eines Alptraums. Das Ich halluziniert sich als Opfer einer Einschließung, als Insasse einer Klinik vielleicht, schwankend zwischen „Stubenwärme“ und kaltem Schrecken. Nelly Sachs (1891–1970), die jüdische Dichterin, entfaltet eine surreale Vision – mit allen Ingredienzien einer Sprache der Melancholie und des Wahnsinns.

Das Ich, das hier in einem späten Gedicht in offenbar unabschließbarer Bewegung „auf und ab“ geht, bewegt sich durch dämonische Kulissen. Ein Geschrei hebt an, das von draußen hereinweht, die Zukunft scheint das nicht Erreichbare zu sein. Die Zeit, so erfährt es der Melancholiker, verharrt im quälenden Stillstand. So erscheint das „Sprengen“ der „bösen Zeit“ als der einzig mögliche Weg zur Selbsterrettung. Aber das ist ein sehr langsamer Prozess.

Nelly Sachs

Wer ruft?

Die eigene Stimme!
Wer antwortet?
Tod!
Geht die Freundschaft unter
im Heerlager des Schlafes?
Ja!
Warum kräht kein Hahn?
Er wartet bis der Rosmarinkuss
Auf dem Wasser schwimmt!

Was ist das?

Der Augenblick Verlassenheit
aus dem die Zeit fortfiel
getötet von Ewigkeit!

Schlaf und Sterben sind eigenschaftslos

1961

aus: Nelly Sachs: *Fahrt ins Staublose. Die Gedichte der Nelly Sachs.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1988

„Zwischen Paris und Stockholm läuft der Meridian des Schmerzes und des Trostes“, schrieb Nelly Sachs (1891–1970), die jüdische Dichterin, am 28. Oktober 1959 an ihren seelenverwandten Kollegen Paul Celan (1920–1970). Das war das Bekenntnis zu einer schicksalhaften Verbundenheit zwischen zwei von den Nazis verfolgten Dichtern, eine Verbundenheit, die dann Ende Mai 1960, als sich Sachs und Celan in Zürich trafen, ihren Höhepunkt erreichte. Ein Jahr nach ihrer Zürcher Begegnung schrieb Nelly Sachs dieses Gedicht.

Auf diese poetische Epistel antwortete Celan mit einem Bekenntnis zur „Verlassenheit“ als poetischer Konstante einer Dichtung, in die sich die Erfahrung der Verfolgung eingeschrieben hat: „Es ist sehr einsam geworden um uns, Nelly, wir haben es nicht leicht.“ Was bleibt den vom Holocaust bedrohten Poeten? Nur ein einsames Selbstgespräch mit dem Tod? Und das Konstatieren der eigenen „Verlassenheit“.

Nico Bleutge

dann löste sich die hitze langsam
vom balkon und der blick wurde leichter

von den häusern abgelenkt. die weißen
parabolantennen an den fenstern

fingen schon die ersten lichter an
zu glühen blau und grün verkapselt.

als die augen zwischen den reklametafeln
streunen wollten war es eine rote

plastiktüte in der luft weit oben leuchtend
glitt sie vorbei und gab dem blick nach

und nach halt bis er weich und ruhig
hinter den lidern saß

nach 2000
aus: Nico Bleutge: *klare konturen*. C.H. Beck Verlag, München 2006

Der 1972 geborene Nico Bleutge ist ein Dichter der feinen Wahrnehmungsnuance, ein skrupulöser Augenmensch und Ohrenzeuge, der sich bevorzugt an kaum sichtbare, kaum hörbare Dinge herantastet. Es sind oft nur Lichtwechsel, Schattenspiele, Wellenbewegungen und „das Gleiten empfindlicher Stoffe“, denen er mit seinem unablässig suchenden Blick folgt. Bleutge selbst spricht in Anlehnung an den russischen Romancier Vladmir Nabokov von „optischen Amalgamierungen“ in seinen Gedichten.

In den intensiven Suchbewegungen dieser Wahrnehmungspoesie scheint es kein klar identifizierbares Ich mehr zu geben, sondern nur noch, so der Autor in einem Essay, einen „Kollektor von sinnlichen Eindrücken“. Tatsächlich ist es das fast trancehafte „Schauen“ selbst, der seine Objekte stetig suchende und fokussierende Blick, der in dieser Poesie zum Hauptakteur wird. Vieles bleibt in diesen Exerzitien der Wahrnehmung in der Schwebe.

Nicolas Born
Einzelheit damals

Hauptsächlich Glas ging in Trümmer.
Regional, sagen wir mal, war gar nicht viel los
von den Ahnungen abgesehen
den Nachrichten unter der Hand
wenn Eheringe über den Fotos von Vermißten
zu kreisen begannen.
    Kriegsreste (Erkennungsmarken)
schepperten auf der Reichsbahn.
Auf solche Weise kehrte Onkel Norbert zurück
metallen, einer aus Stückzahl 100
Inhalt einer ARI-Kartusche
gefunden zwischen den Gleisen der Straßenbahn
bei Sturm.
In den toten Wagen lagen Splitter herum
seltsame Formen im Seegras
die Sitze waren zerfetzt.
Die Kurbel ließ eine halbe Drehung zu
– wir waren glücklich.
Man hat sich Russland riesig vorzustellen,
ausgesprochen endlos.

1966

aus: Nicolas Born: Gedichte. Hrsg. v. Katharina Born. Wallstein Verlag, Göttingen 2004

„Die Gedichte sollen roh sein, nicht geglättet", verlangte Nicolas Born (1937–1979) im Klappentext zu seinem lyrischen Debütbuch Marktlage *(1967), das „die rohe, unartifizielle Formulierung", das „direkte" Benennen zum Ideal erhob. So wird auch die Erinnerung des Autors an seine Kriegskindheit nicht metaphorisch überhöht oder reflexiv kommentiert, sondern in der Manier eines nüchternen Protokolls abgefasst. Das 1966 erstmals publizierte Gedicht spricht nicht von den großen historischen Zusammenhängen, sondern beschränkt sich auf das Sammeln von „Einzelheiten".*

Das lyrische Subjekt des Gedichts scheint den Schrecken des Krieges in den ersten Versen beschwichtigen zu wollen. Die Mitteilung, dass im Inferno täglicher Bombenangriffe „gar nicht viel los" gewesen sein soll, irritiert. Aber durch das Berichten der Details – etwa des zufälligen Auffindens von Erkennungsmarken toter Soldaten – wird das Grauen präsenter als durch moralische Belehrungen. So entpuppt sich die Erinnerung an das unbeschwerte Kinderspiel („wir waren glücklich") im Kontext des Gedichts als blanker Sarkasmus.

Nikolaus Lenau
Bitte

Weil’ auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Dass du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

vor 1833

Wie so viele Romantiker ist Nikolaus Lenau (1802–1850), dessen bürgerlicher Name Nikolaus Franz Niembsch war, seit 1821 Edler von Strehlenau, ein Liebhaber der Nacht und des Traums. Das „dunkle Auge“ der Nacht erscheint in dem vor 1833 entstandenen Gedicht als Fluchtort, ja als fast paradiesisches Refugium des Glücks, das einen schützt und erlöst von den Widrigkeiten der Tagwelt.

Das Dunkel der Nacht wird in der zweiten Strophe sogar zum verlässlichen Himmelskörper stilisiert, der die Bedrängnisse der Tages-Wirklichkeit löscht. Nikolaus Lenau selbst hatte allen Grund, vor den Qualen der „Welt“ zu fliehen. Zeit seines Lebens litt der Dichter unter schweren Depressionen, er begann 1832 ein unstetes Wanderleben, das ihn nach Amerika führte, von wo er ein Jahr später völlig desillusioniert zurückkehrte. 1844 schließlich, nach jahrelanger immenser Rastlosigkeit, erlitt Lenau einen Zusammenbruch und versank im Wahnsinn.

Nora Bossong
Überläufer

Mit Großvater gingen wir am Kanal,
vorbei an Dohlennestern, Tannenzapfen.
Schneemädchen nannte er mich, mit ihr
sprach er nicht. Seine Schritte schielten.
Sie sagte: *Fallsucht.* Sie sagte: *Nicht mal*
gehen kannst du mehr. Was bist du noch?
Er sah mich an, er fragte: *Mädchen, frierst Du?*
Sie rief: *Schneemädchen, Schneemädchen,*
du totes Kind! Wie gut, dass wir nicht mehr
zusammen sind! Sie rief es und lief
in den Forst, in den Frost. Ihr Lachen,
Herabstauben des Schnees von Nadelzweigen.

2007

aus: *Neubuch. Neue deutsche Lyrik.* Hrsg. Von Ron Winkler. yedermann verlag

Die Gedichte Nora Bossongs (geb. 1982) geben vor, Geschichten zu erzählen, aber diese Geschichten lassen durch Verkürzungen und Verknappungen alles in der Schwebe, sie siedeln in einem Zwischenraum, in dem nichts auserzählt wird, sondern alles nur im Modus der Andeutung greifbar wird. Szenisch erfasste Momentaufnahmen aus dem Alltag, Partikel sinnlicher Wahrnehmungen, kleine Traumsequenzen und Wunschbilder werden auf so fesselnde Weise in Versen miteinander verbunden, dass ein eigener Erfahrungsraum entsteht.

Die poetische Erinnerung verwebt hier widerstreitende Motive: Da ist zunächst die Gestalt des Großvaters, der im Tonfall des Märchens seinem „Schneemädchen“ die Welt zu erklären scheint. Neben dieses begütigende Sprechen treten aber auch Signale der Bedrohung. Fremde, Unheil verheißende Wörter rücken dem „Schneemädchen“ gefährlich nahe: „Fallsucht“ und die Beschwörung des „toten Kindes“. Wer die sinistre dritte Gestalt in dieser Konstellation dreier Gehender ist, lässt das Gedicht bewusst offen.

Norbert Hummelt
der erste schnee

du sagtest du wusstest schon wie du zum fenster
gingst es ist die amsel die uns da beäugt
so tief wie du in meinen armen liegst hielt sie

sich fliegend an sich selber fest jetzt sitzt sie
stumm wo in der dunkeln gabelung noch eine
spur von etwas weißem blieb das ist bestimmt

erst über nacht gekommen u. stäubt herab
wenn sie den zweig verlässt du sagst im schlaf
hast du den ersten schnee gerochen doch

was uns trennte ist noch nicht besprochen
sind denn die vogelbeeren noch nicht bald
erfroren ich sah sie leuchten eben im geäst

um 2000

aus: Norbert Hummelt: *Zeichen im Schnee.* Luchterhand Literaturverlag, München 2001

Eine winterliche Landschaft und darin eine Amsel, die auf einem verschneiten Baum landet und sich wieder zu neuem Flug erhebt: Die lyrische Szene Norbert Hummelts (geb 1962) führt direkt in ein romantisches Setting. Denn da sind auch noch die Liebenden, die den Bewegungen der Amsel folgen – so wird im Medium des Gedichts die stumme Zwiesprache zwischen Subjekt und Natur vollzogen.

Der Romantiker, das zeigen Hummelts Gedichte auf berührende Weise, kann der Macht des Profanen im Alltag nicht entkommen. Das „Glück der nahen Dinge“ (T.W. Adorno), das so typisch ist für romantische Dichtung, ist bei diesem Dichter stets doppelwertig und ambivalent. Immer wieder sind es unspektakuläre Details und einfache Alltagsgegenstände, die sich dem romantisch Schönen in den Weg stellen. Selbst die zarte Beschwörung des „ersten Schnees“ stößt auf Widerstände. Es ist etwas Trennendes da, das ungetrübtes Verschmelzungsglück nicht zulässt.

Norbert Hummelt

treets

nur nicht so zart wie jene madeleines
wie man sie taucht in lindenblüten
oder schwarzen tee, nur manchmal
eine scheibe zwieback in bouillon
gelegt daß sie sich vollsog mit der
heißen brühe u. so sich wandelte als
sie mir sanft zerging zum stillen träger
der erinnerung. die ersten atemzüge
waren schon zu viel, der schwall der
stimmen u. ihr warmer hauch .. nur
eine ahnung die in meinem mund sich
raum verschaffte wenn durch zungen-
spiel der schokoladenmantel um die
erdnuß schmolz bevor die backen-
zähne erst ihr stilles werk begannen.

um 2000

aus: Norbert Hummelt: *Zeichen im Schnee. Gedichte.* Luchterhand Literaturverlag, München 2001

Es ist eine legendäre Szene der Literaturgeschichte: Der Duft eines in Tee getauchten französischen Gebäcks, der Duft der „Madeleines“ hat in dem großen Romanwerk Marcel Prousts die Bewusstseinsströme der Erinnerung in Gang gesetzt. Darauf bezieht sich der romantische Erinnerungsversuch im Gedicht Norbert Hummelts (geb. 1962). In seinen Gedichten geht Hummel: „auf Augenhöhe allein mit den Dingen“ – und versucht im innigen Schauen auf die Gegenstände ihr Geheimnis aufblitzen zu lassen. Im vorliegenden Gedicht über sehr süße Erdnuss-Schokolinsen spricht der Dichter von den Dingen als „stillen Trägern der Erinnerung“.

Hier wird die Profanierung bzw. Modernisierung der Proustschen „mémoire involontaire“ (= „unwillkürlichen Erinnerung“) abgebildet. Der Glücksmoment des Schmeckens wird von den historischen „madeleines“ und den Zwieback in Bouillon auf die Schokolinsen-Marke „treets“ verlagert, die mittlerweile selbst historisch und eine versunkene Kindheitserfahrung des Autors geworden ist. 1991 verschwanden die „treets“ vom Süßwarenmarkt – und mit ihnen eine Genusserfahrung der heute Vierzig- bis Fünfzigjährigen.

Oskar Blumenthal

„Was machst du, wenn die Kritik dich kränkt?“
Meine Antikritik: ich bleibe heiter.
„Und wenn sie dich an den Galgen gehängt?“
Meine Antikritik: ich lebe weiter.

um 1900

Oskar Blumenthal (1852–1917) gehörte zu den schärfsten literaturkritischen Lästerzungen seiner Zeit. Als „blutigen Oskar“ fürchteten ihn die Regisseure und Schauspieler der deutschen Bühnen, denn er folgte oft seiner Neigung zu Bissigkeit und Sarkasmus, wenn es die Leistungen des Theaters zu kommentieren galt. Nebenbei agierte Blumenthal selbst als Bühnendichter, Schachgeschichtenerzähler und Gelegenheitsdichter.

In seiner lakonischen Miniatur verweist Blumenthal auf das einzige probate Gegenmittel für den Fall, dass man von schonungsloser Kritik getroffen wird. Es ist die Gelassenheit, der heitere Stoizismus. Und selbst gegen die vernichtendste Rezension gibt es nachhaltige Strategien: die eigene unerschütterliche Selbstbehauptung. Hier gibt Blumenthal gewissermaßen seinen Opfern einen klugen Ratschlag – nämlich mit einer unerschütterbaren Souveränität am Eigenen festzuhalten.

Oskar Loerke

Die milde Gabe

Soll ich den Meteorfall schelten,
Steigt eine Wolke Müll aus seinem Sturz?
Was mir als Ernst gegolten hat, wird gelten.
Und meine Lust war nicht zu kurz.

Ich habe die wie eine milde Gabe
In ihrer Schüssel fortgestellt.
Ich habe nichts vor mir. Ich habe
Vor mir die ganze Welt.

nach 1933

aus: Oskar Loerke: *Die Gedichte.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1983

Ein Dichter übt die Kunst der Selbstbehauptung. Oskar Loerke (1884–1941) der in Westpreußen geborene Lyriker und lange sehr einflussreiche Lektor des S. Fischer-Verlags*, spricht hier in einem seiner späten Gedichte von der fortdauernden „Geltung“ von Lebensprinzipien. Loerke, der von 1928 bis 1933 als Sekretär der* Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste *fungiert hatte, musste dieses Amt nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten aufgeben. Angesichts des politisch Unabänderlichen, das hier zum kosmischen Ereignis („Meteorfall“) stilisiert wird, verweist Loerke auf die Position einer heroischen Innerlichkeit.*

In dieser lyrischen Gleichnisrede werden die Ereignisse der äußeren Wirklichkeit auf Distanz gehalten. Was zählt, ist die Selbstvergewisserung des Subjekts. Loerke selbst verfiel auf die Formel: „Ich hatte mein Erleben heimzuleiten in die Form seiner Existenz durch Sprache.“ In einem pathetischen Paradoxon endet der Text: Das endzeitliche Bewusstsein („Ich habe nichts vor mir “) wird konterkariert durch das Beharren auf Zukunft.

Oskar Loerke

Genesungsheim

Was schlug man diesen zum Krüppel?
Er dachte hinter der Stirn:
Da öffnete ihm der Knüppel
Den Schädel, und Hirn war nur Hirn.

Warum haben Jauche-Humpen
Dort jenen die Augen verbrannt?
Sie haben einen Lumpen
Einen Lumpen genannt.

Warum schweigt dieser im Knebel?
Weil sein Gewissen schrie!
Wes Kopf sprang zum Reiche der Nebel?

Dessen Gurgel vor Ekel spie!

1933/34

aus: Oskar: Loerke *Die Gedichte.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt. a.M. 1958

Als ein Idealtyp für die „nicht-faschistische Literatur im Dritten Reich" (so der Literaturwissenschaftler Hans-Dieter Schäfer) darf die Lyrik des als „Naturmagier" nur unzureichend beschriebenen Dichters Oskar Loerke (1884–1941) gelten. Zwar kann man Loerke eine Unterwerfungsgeste anlasten, als er 1933, nach seinem Ausschluss aus der Preußischen Akademie der Künste*, ein „Gelöbnis treuer Gefolgschaft" zu Hitler unterzeichnete. Aber seine um 1933/1934 entstandenen Gedichte sprechen nicht von „Gefolgschaft", sondern vom existenziellen Schrecken.*

Die Tortur der Versehrten und Geschlagenen und Kranken in dem von Loerke hier evozierten „Genesungsheim" resultiert stets aus brutaler Repression einer Machtinstanz. Der gedemütigte „Krüppel" wie der zum Schweigen gebrachte Geknebelte: Sie alle sind Opfer – so legt es das Gedicht nahe – eines grausamen Macht-Staates. Ihr Vergehen: Sie alle haben an einer Position der Aufrichtigkeit und des „Gewissens" festgehalten.

Oskar Pastior
gliederwind isst nebensonnen

drei schwindel hingen am winkelsprung
wie einfach zur verzweifelung
sie schwangen hin und stunden her
als ob auch ich ein schwengel wär
ach ihr verbund fing fingernd mir
zu schwinden an von rang und kür
der eine klang und ging und hing
der andere schlingerte und schlang
und ich der dritte schwamm im schwund
schwang eingemischt im sindelspund

1980er Jahre

aus: Oskar Pastior: *Jalousien aufgemacht. Ein Lesebuch.* Hrsg. V. Klaus Ramm. Carl Hanser Verlag. München 1987

Es hat seine ästhetische Logik, dass zu diesem Gedicht des rumäniendeutschen Wortzauberers Oskar Pastior (1927–2006) ein „originalgrafisches Memory-Spiel" entstanden ist. Denn es führt geradezu exemplarisch das Verfahren der Verschiebung und der Neu-Gruppierung und -Kombination von Wortbedeutungen und lautähnlichen Wörtern vor, das der Dichter zur ästhetischen Perfektion entwickelt hat. Das „Schwingen" der Wörter, unterstützt durch Reim und Metrum, erzeugt eine hohe Musikalität – und eine sinnliche Erfahrung von Sprache.

Obwohl die semantischen Felder der Wörter bei aller Homophonie weit auseinanderliegen (etwa zwischen „Schwindel", „schwengel" und „schwund"), entsteht doch der Eindruck vollkommener poetischer Homogenität. Pastior selbst merkte in einer Notiz zum Gedicht an, dass das Spiel der Bedeutungen, ihrer Widersprüche und Interferenzen, auch noch von den „nicht ausgesprochenen aber heraufbeschworenen Kontexten" überlagert wird.

Oskar Pastior

Wer kommt denn da so morgenschön?

Wer morgent da so schön heran?
Wer schönt heran so morgenda?
Dat wer schön so am Morgen?
Wer kömmt da mor wer dennt da schön?
Wer gent so mör wer sot so kömm?
Wer hert wer wert denn sö?
Kömmt da wer?
Mört wer dä?
Wer dä?
Mörg

1969

aus: Oskar Pastior: *Vom Sichersten ins Tausendste.* Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1969

Wenn einer aus der Muttersprache und ihrer grammatischen Ordnung in die sprachliche Verfremdung emigriert, kann er schließlich bei der völligen Dekonstruktion von Syntax und Semantik landen. Der siebenbürgische Spracheninstallateur und Wortmagier Oskar Pastior (1927–2006) hat immer davon geträumt, „die Schiene der Einsprachigkeit (zu) durchbrechen“ und „alle biografisch angeschwemmten Brocken und Kenntnisse anderer Sprachen… einmal quasi gleichzeitig herauszulassen“.

In einem frühen Gedicht des Bandes *Vom Sichersten ins Tausendste* (1969) geht die Wortalchemie Pastiors von den Melodielinien und märchenhaften Verheißungen eines Kinderlieds „Wer kommt denn da so morgenschön?“ Anschließend wird diese Zeile immer weiter in ihre Bestandteile zerlegt und auf immer kleinere Morpheme reduziert, bis die einzelnen Teile wie eine dialektale Abart der Eingangszeile erscheinen oder als rätselhafte Fremdsprache mit kleinen kryptografischen Einschüben.

Otto Julius Bierbaum

Ach so!

Wohin denn, wohin denn so schnelle,
Du Mann mit der Elle?
Siehst nicht den schönen Regenbogen?

Frivoler Geselle!
Den eben will ich messen gehn.
Wär mir eine Art, so dazustehn
Und bloß die Farben anzusehn.
Ich bin gründlich!

um 1900

Als gut gelaunter Schlagertexter, Chansonnier und außergewöhnlich leichthändig formulierender Schriftsteller hat Otto Julius Bierbaum (1865–1910) um die (vorletzte) Jahrhundertwende sein Publikum fasziniert. Der Virtuose der galanten Gelegenheitsdichtung, der als einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit die Reize der Autoreise pries, hat sich nie in die zentralen Kapitel der Literaturgeschichte einschreiben können. Gleichwohl haben seine locker-tänzelnden Verse bis heute ihren Schwung bewahrt.

Die Leichtigkeit seiner Reime und die Vielfalt seiner Stoffe haben dem Gelegenheitsdichter Bierbaum, der auch gerne als „Martin Möbius“ auftrat, um 1900 zu enormer Popularität verholfen. Und solche Kabinettstücke wie das vom exakt zu vermessenden Regenbogen hat die komische Dichtkunst bis heute kaum zu bieten. Als Bierbaum mit 44 Jahren starb, urteilte Thomas Mann: „Es könnte sein, dass manch sangbares Lied seines Mundes noch lebt, wenn vieles, was heute gewichtiger dünkt, vergessen ist.“ Darin hat Thomas Mann geirrt.

Otto Julius Bierbaum

Faunsflötenlied

Ich glaube an den großen Pan,
Den heiter heiligen Werdegeist;
Sein Herzschlag ist der Weltentakt,
In dem die Sonnenfülle kreist.

Es wird und stirbt und stirbt und wird,
Kein Ende und kein Anbeginn.
Sing, Flöte, dein Gebet der Lust!
Das ist des Lebens heiliger Sinn.

um 1900

Im Jugendstil der Jahrhundertwende um 1900 waren mythologische Mischwesen wie der Halbgott Pan beliebte Motive. Der Pan als lustorientiertes Geschöpf mit seinen Bocksfüßen, Hörnern und dem Schwanz entsprach offenbar dem Bedürfnis vieler Autoren nach möglichst viel Ornamentik und Dekor. Der umtriebige Dramatiker und Lyriker Otto Julius Bierbaum (1865–1910) gründete 1894 mit einigen Kollegen die avantgardistische Kunstzeitschrift Pan, in der einem dionysisch-vitalistischen Kunstbegriff Geltung verschafft werden sollte.

Bierbaums Hymnus auf den hedonistischen Pan verdankt sich auch dem Einfluss von Friedrich Nietzsches (1844–1900) Philosophie, die das Dionysische bzw. Rauschhafte und Sinnliche zur zentralen Kategorie erhob. Das „Gebet der Lust“, das der Pansflöte entlockt wird, hat seinen kulturgeschichtlichen Ursprung in der Legende von der Panflöte, die entstanden sein soll, als der Hirtengott Pan liebestrunken die Nymphe Syrinx verfolgte, die sich in ein Schilfrohr verwandelte. Aus diesem in sieben Teile gebrochenen Schilfrohr soll die Panflöte entstanden sein.

Paul Boldt

Abendavenue

Die Straße ist von Klängen überstrahlt,
Bewachsen von Phantasmen des Geruches,
Und Hüften in den Hülsen blauen Tuches,
Das aller Schritt zu Reiz zermalmt und mahlt.

Die Dirnen kommen, knarrend, Wollustfuder,
Und Bürgermädchen, die mit Reizen knausern;
Jungfräulein die, und andern, die schon mausern,
Gleitet ein Scharlachlächeln in den Puder.

Teufel! Wir werden wie die Pelikane
– Wenn diese Mädchen uns mit Blicken füttern,
Gierig nach den Konturen und Profilen,

Die alle kommen, einzeln, momentane,
Und aus den fetten Rücken, aus den Müttern,
Bisweilen leise nach uns Jungen schielen.

Paul Boldt

Adieu Mädchenlachen!

Sie nehmen Abschied, werden nicht vergessen
Die Wege, die sie jetzt gehn – Du und Ich,
Zwei Lächeln nur, mit denen sich
Apokalyptische Gesichte messen.

O fälschte doch mein sicheres Gesicht!
Die Furcht läuft in die Zukunft und sieht mutig,
Da liegst du, abgeküsst und schenkelblutig:
– Mein Hirn bellt auf – brautnackt im Ampellicht.

Die Schmerzen beißen in das Hirn hinein.
Was martert, mordet nicht mein wilder Freisinn!
O meine Mutter, weißhändige Greisin,
Nimm mich zurück ins Nichtgeborensein!

Paul Boldt

Andere Jüdin

I

Im Norden sind die Ebenen, da steigen
Die Ströme zitternd in das Meer,
Das sie verhüllt. Der Wind weht Wogen her.
Das Wasser schweigt, und die Sternbilder schweigen.

Du stiegst hinab mit deinem weißen, leisen
Lachen sprudelnd und deiner Brüste Schaum.
Antworte doch! Bist du noch in dem Raum,
Wo meiner Augen Vögel schreien, kreisen?

II

Der Wind ist in den Eichen,
Die sich nach Westen legen
Und diesen kleinen, bleichen
Himmel zusammenfegen;

Ich atme schlecht! Ich zucke
So an der Luft! Untätig.
Mir ist vom steten Drucke
Nicht mehr viel Ich vorrätig.

Paul Boldt

Berlin

Die Stimmen der Autos wie Jägersignale
Die Täler der Straße bewaldend ziehn.
Schüsse von Licht. Mit einem Male
Brennen die Himmel auf Berlin.

Die Spree, ein Antlitz wie der Tag,
Das glänzend meerwärts späht nach Rettern,
Behält der wilden Stadt Geschmack,
Auf der die Züge krächzend klettern.

Die blaue Nacht fließt in der Forst.
Sie fühlt, geblendet, dass du lebst.
Schnellzüge steigen aus dem Horst!
Der weiße Abend, den du webst,

Fühlt, blüht, verblättert in das All.
Ein Menschenhände-Fangen treibst du
Um den verklungnen Erdenball
Wie hartes Licht; und also bleibst du.

Wer weiß, in welche Welten dein
Erstarktes Sternenauge schien,
Stahlmasterblühte Stadt aus Stein,
Der Erde weiße Blume, Berlin.

Paul Boldt

Berliner Abend

Spukhaftes Wandeln ohne Existenz!
Der Asphalt dunkelt und das Gas schmeißt sein
Licht auf ihn. Aus Asphalt und Licht wird Elfenbein.
Die Straßen horchen so. Riechen nach Lenz.

Autos, eine Herde von Blitzen, schrein
Und suchen einander in den Straßen.
Lichter wie Fahnen, helle Menschenmassen:
Die Stadtbahnzüge ziehen ein.

Und sehr weit blitzt Berlin. Schon hat der Ost,
Der weiße Wind, in den Zähnen den Frost,
Sein funkelnd Maul über die Stadt gedreht,
Darauf die Nacht, ein stummer Vogel, steht.

Paul Boldt

Capriccio

Entlaubte Parke liegen treu wie Doggen
Hinter den Herrenhäusern, um zu wachen.
Schneestürme weiden, eine Herde Bachen.
Oft sind die Rehe auf dem jungen Roggen.

Und eine Wolke droht den Mond zu schänden.
Die Nacht hockt auf dem Park, der stärker rauscht.
Zwei alte Tannen winken, aufgebauscht,
Geheimnisvoll mit den harzigen Händen.

Die Toten sitzen in den nassen Nischen.
Auf einem Kirchenschlüssel bläst der eine,
Und alle lauschen, überkreuzte Beine,
Die Knochenhände eingeklemmt dazwischen.

Am großen, kalten Winterhimmel drohn
Vier Wolken, welche Pferdeschädeln gleichen.
Der Winde Brut pfeift in den hellen Eichen,
Daraus der gelbe Geier Mond geflohn.

Der Tod im Garten tritt jetzt aus dem Schatten
Der Tannen. Rasch. Das Schneelicht spritzt und glänzt.
Der Schrecken flattert breit um das Gespenst,
Das seinen Weg nimmt quer durch die Rabatten.

Zum Schloss. – Dort ruft man: „Prosit Neujahr! Prost!“
Zu zwölfen sind sie, der Apostel Schar,
Und mit Champagner taufen sie das Jahr,
Umstellt vom Sturm, der auf den Dächern tost.

Armleuchter flacken. Dampf von heißem Punsch.
Der Hitze Salven krachen vom Kamin.
Geruch der Weiber – Trimethylamin,
Die Bäuche schwitzen in der großen Brunst.

Jetzt stehn sie auf. Das Stühlerücken schurrt.
Der Tod im Flur ist nicht gewohnt die Speisen.
Er hebt den Kopf gegen das kalte Eisen
Der Schlüsseltülle, schnuppert gierig, knurrt.

Kommt jemand? Still. Er hupft unter die Treppe.
An einem Fräulein zerrt ein Kavalier.
Der Tod schleicht hinterher, ein fletschend Tier
Aus Mond; das trägt der Dame Schleppe.

Sie kommen an die Gruft –: „Hier sind wir sicher!“
– „Ich fürchte mich, oh, sind die Bäume groß!“
Der Tod schupst sie – kein Schrei, sie quieken bloß –
Und läuft hinweg mit heftigem Gekicher. – –

Es dämmert endlich. Mit Blutaugen stiert
Der Morgen hin. Im Saal zappelt ein Märchen.
Der Tod wühlt in den fetten, welken Pärchen,
Frisst sie wie Trüffeln, die ein Schwein aufspürt.

Paul Boldt

Das Gespenst

Wie weiß der Sommer ist! Wie Menschenlachen,
Das alle Tage in der Stadt verschwenden.
Häuserspaliere wachsen hoch zu Wänden
Und Wolkenfelsen, die mich kleiner machen.

In tausend Straßen liege ich begraben.
Ich folge dir stets ohne mich zu wenden.
O hielte ich dein Antlitz in den Händen,
Das meine kranke Augen vor sich haben.

Ich küsste es. Es küsste mich im Bette –:
– Versprich, dass du mich morgen nicht mehr kennst!
– Bist du nachts fleischern und ein Taggespenst?

– Du locktest es ins Netz deiner Sonette.
– Junger Polyp, dein Mund ist eine Klette.
– Er wird dich beißen, wenn du ihn so nennst.

– – – – – – – – – – – – – – –

Paul Boldt

Das Wiedersehen

Wie warnend leuchten schwarze Fensterscheiben.
Mystische Telefone knacken, knacken –:
Dastehst Du nahe mit beweinten Backen,
Plastik aus Rauch.
Ich drehe angstvoll mein Gesicht zum Nacken
Und steige zitternd aus aus euren Häusern.

Sind das die Häuser? Ist die Nacht aus Stein?
Ich mache langsam Schritte in Berlin.
Kein Mensch. Herabgestürzte Jalousien.
Ich habe keinen Wunsch, einer zu sein.

Paul Boldt

Der Denker

Nachmittag wird, und Wetter steigen schwarz
Herauf. Des Blitzes Ferse leuchtet im
Gewölk. Auf das Gebirge beißt voll Grimm
Der Donner, und Regen speien aus den Quarz.

Den Fuß den Felsgesteinen eingestemmt,
Die Augen abgewandt, als horche er,
So kommt er durch die Schründe, weglos, quer.
Zum weißen Urherrn in der Blitze Hemd.

Der Abgrund saugt Milliarden Zentner Himmel
In sich hinein. Der Weiße oben bleckt,
Zu dem er steigt. Durch Gletscher grün von Schimmel,

Des Riesen Bart, der von den Föhnen leckt.
Und schon reißt weit der Horizont entzwei, –
Blank, eben, schwangleich rauscht ins All ein Schrei.

Paul Boldt

Der Schnellzug

Es sprang am Walde auf in panischem Schrecke,
Die gelben Augen in die Nacht geschlagen. –
Die Weiche lärmt vom Hammerschlag der Wagen
Voll blanken Lärms, indes sie fern schon jagen

Im blinden Walde lauert an der Strecke
Die Kurve wach. Es schwanken die Verdecke.
Wie Schneesturm rennt der D-Zug durch die Ecke,
Und tänzelnd wiegen sich die schweren Wagen.

Der Nebel liegt, ein Lava, auf den Städten
Und färbt den Herbsttag grün. Auf weiter Reise
Wandert der Zug entlang den Kupferdrähten.

Der Führer fühlt den Schlag der Triebradkreise
Hinter dem Sternenkopfe des Kometen,
Der zischend hinfällt über das Geleise.

Paul Boldt

Der Turmsteiger

Er fühlte plötzlich, dass es nach ihm griff,
– Die Erde war es und der Himmel oben,
An dem die Dohlen hingen und die Winde hoben –
Und fühlte, wie es ihn nun auch umpfiff.

Ihn schauderte. Er sah das Meer, er sah ein Schiff,
Das gelbe Wellen schaukelten und schoben
Und sah die Wellen, Wellen – Wellen woben
An seinem unvollendeten Begriff.

Ein Wasserspeier sprang ihn an und bellte.
Er zitterte und fasste die Fiale,
Die knarrend brach; – versteinert aber schnellte

Ein Teufel Witze auf die Kathedrale; –
Er hörte hin – ein höllisches Finale:
Er stürzte, fiel! Sein Schrei trieb hoch und gellte.

Paul Boldt

Die Dirne

Die Zähne standen unbeteiligt, kühl
Gleich Fischen an den heißen Sommertagen.
Sie hatte sie in sein Gesicht geschlagen
Und trank es – trank – entschlossen dies Gefühl

In sich zu halten, denn sie ward ein wenig
Wie früher Mädchen und erlitt Verführung;
Er aber spürte bloß Berührung,
Den Mund wie einen Muskel, mager, sehnig.

Und sollte glauben an ihr Offenbaren,
Und sah, wie sie dann dastand – spiegelnackt –
Das Falsche, das Frisierte an den Haaren;

Und unwillig auf ihren schlechten Akt
Schlug er das Licht aus, legte sich zu ihr,
Mischend im Blut Entsetzen mit der Gier.

Paul Boldt

Die Liebesfrau

– Nackt. Ich bin es nicht gewohnt.
Du wirst so groß und so weiß
Geliebte. Glitzernd wie Mond,
Wie der Mond im Mai.

Du bist zweibrüstig,
Behaart und muskelblank.
So hüftenrüstig
Und tänzerinnenschwank.

Gib dich her! Draußen fallen
Die Regen. Die Fenster sind leer,
Verbergen uns . . . – allen, allen! –
Wieviel wiegt dein Haar. Es ist sehr schwer.

– Wo sind deine Küsse? Meine Kehle ist gegallt
Küsse du mich mit deinen Lippen!
– Frierst du? – – – Du bist so kalt
Und tot in deinen hellen Rippen.
– – – – – – – – – – – – – – – –

Paul Boldt

Die schlafende Erna

Auf einer Ottomane aus Mohär
Liegt sie in Seidenröcken, eine Truhe
Voll Nacktheit, und ich denke voll Unruhe
An dein Geheimstes – schönes Sekretär.

Die Frauen tuen Wundervolles in die Seide.
Am Knie beginnt es. Ich will es auspellen,
Wenn Küsse summen nach hautsüßen Stellen
Im Bett, dass wir nicht schlafen können beide.

Du großes Mädchen, die noch kleinen Brüste
Schmücken dich mir. Auf den geheimen Schmuck
Hast du die linke weiße Hand gelegt;

Ich dachte: Soll die eine, die sie trägt –
Die schwarze Blume welken von dem Druck?
Und nahm die Hand weg, die ich leise küsste.

Paul Boldt

Die Sintflut

Die Wolken wachsen aus den Horizonten
Und trinken Himmel mit den Regenhälsen.
Die Menschen bissen auf den höchsten Felsen
In weiße Stirnen, die nicht denken konnten,

Dass Läuse aus dem Meer, die See, krochen.
Im Abendsturm ertranken lange Pappeln. –
Sie hörten auf der Nacht die Sterne trappeln,
Die in dem All den warmen Erdrauch rochen.

Dann schwamm die Sonne in dem glatten Wasser.
Das Wasser fiel. Die See faulten ab.
Die Erde trug der Meere hellen Schurz.

Die Sterne standen, von Begierde blasser,
Mit dünnem Atem an des Ostens Kap.
Ein Stern sprang nach der Erde, sprang zu kurz.

Paul Boldt

Erwachsene Mädchen

Wer weiß seit Fragonard noch, was es heiße,
Zwei stracke Beine haben in dem Kleide;
Roben gefüllt von Fleisch, als ob die Seide
In jeder Falte mit dem Körper kreiße.

Aus dem Korsage fahren eure Hüften
Wie Bügeleisen in den Stoff der Röcke,
Darauf wie Bienen auf die Bienenstöcke
Unsere Blicke kriechen aus den Lüften.

Ihr jugendlichen Sonnen! Fleischern Licht!
Wir haben den Ehrgeiz der Allegorien
Und hübschen Dinge im Gedicht.

Ich will mit eurer Bettwärme Blumen ziehn!
Und einen kleinen Mond aus dem Urin,
Der sternenhell aus eurem Blute bricht!

Paul Boldt

Friedrichstraßendirnen

Sie liegen immer in den Nebengassen,
Wie Fischerschuten gleich und gleich getakelt,
Vom Blick befühlt und kennerisch bemakelt,
Indes sie sich wie Schwäne schwimmen lassen.

Im Strom der Menge, auf des Fisches Route.
Ein Glatzkopf äugt, ein Rotaug’ spürt Tortur,
Da schießt ein Grünling vor, hängt an der Schnur
Und schnellt an Deck einer bemalten Schute,

Gespannt von Wollust wie ein Projektil!
Die reißen sie aus ihm wie Eingeweide,
Gleich groben Küchenfrauen ohne viel

Von Sentiment. Dann rüsten sie schon wieder
Den neuen Fang. Sie schnallen sich in Seide
Und steigen ernst mit ihrem Lächeln nieder.

Paul Boldt

Friedrichstraßenkroki3 Uhr 20 nachts

Die Friedrichstraße trägt auf Stein
Die blassen Gewässer des Lichtes.
Die Dirnen umstehn mit Hirschgeweihn
Die Circe meines Gesichtes.

Ich schaue: – Der Träume Phosphor rinnt
In zwei, vier Menschenaugen neu.
– Wie eine Katze springt, gefleckt, der Wind
Zwischen des Asphalts Lichterstreu

Und trägt den fetten, weißen Rauch
Im Maul den jungen Winden ins Nest.
Er fasst die Dirnen an den Bauch
Und klemmt die dünnen Röcke fest.

– Da sind Gesichter, lachen nett,
Dass alle Zähne blecken müssen;
Die Louis zeigen ihr Skelett,
Louise lässt mich ihres küssen.

Paul Boldt

Frühjahr

Die ganze Nacht durch kamen Wanderungen
Wie auf der Flucht, in sohlenloses Schreiten
Vermummt. Am Morgen bargen es die Weiten:
Nur Sturm schwimmt durch die dunkelen Waldungen.

Als wäre allem Licht ein Tor gesprungen,
Will es sich in die Aderbäume breiten,
Darin die Pulse spülen, Säfte gleiten
Wie Frühjahrströme durch die Niederungen.

Mein gutes Glück, märzlich dahergetänzelt.
Mädchen, gut, dass du Weib bist! Diese Stunde
Verlangt das. Küsse mich! O unsere Munde

Haben noch niemals um ihr Glück scharwenzelt.
Du – du – dein Haar riecht wie der frühe Wind
Nach weißer Sonne – Sonne – Sonne –Wind.

Paul Boldt

Guten Tag – helle Eva!

Ich wollte mit dir jungem Weibe leben
Gern wie der Sturm auf einem hellen Meer,
Dass deine Hände sich wie Möwen heben,
Wie Strudel leuchten deine Brüste sehr.

Dein Fleisch ist Schnee, und schneereich bist du wie
Russische Winter. Mondrot leuchtet, blond,
Dein Haarkorb an des Nackens Horizont –
Du nackend Weib, du weiße Therapie!

Lange behielt ich deine Witterung
Und jagte hitzig hinter Dirnenrudeln,
Lustkrank, von Qual beweht. Doch du bliebst jung.

Auf deinen Rippen kreisen weiße Strudel;
Du bist ein Weib geworden – puh – fruchtbar,
Du blanker Bauch voll Blut und krautigem Haar.

Paul Boldt

Herbstgefühl

Der große, abendrote Sonnenball
Rutscht in den Sumpf, des Stromes schwarzen Eiter,
Den Nebel leckt. Schon fließt die Schwäre breiter,
Und trübe Wasser schwimmen in das Tal.

Ins finstre Laub der Eichen sinken Vögel,
Aasvögel mit den Scharlachflügeldecken,
Die ihre Fänge durch die Kronen strecken,
Und Schreien, Geierpfiff, fällt von der Höhe.

Ach, alle Wolken brocken Dämmerung!
Man kann den Schrei des kranken Sees hören
Unter der Vögel Schlag und gelbem Sprung.

Wie Schuss, wie Hussah in den schwarzen Föhren
Ist alle Farbe! Von dem Fiebertrunk
Glänzen die Augen, die dem Tod gehören.

Paul Boldt

Herbstpark

Die gelbe Krankheit herrscht. Wie Säufern fällt
Das Laub Ahornen aus den roten Schädeln,
Und Birken glühn gleich flinken Gassenmädeln
Im Arm der Winde auf dem schwarzen Feld.

Und wie die Hände einer Frau, die sinnt
Ihrem Gemahl nach und der starken Lust,
Ward weiße Sonne kühl! Du aber musst
Der Nächte denken, die im Juni sind.

In diesen sternenbunten, sagt man, fror es.
Der Park ist so verstört. Aus beiden Teichen
Zittert die Stimme des gefleckten Rohres,

Wenn Wellen so vom seichten Sande schleichen.
Und Regen droht. In Kutten, stummen Chores,
Gehn Wolken um die großen, grünen Eichen.

Paul Boldt

Impression du soir

Des Abends schwarze Wolkenvögel flogen
Im Osten auf vom Fluss der Horizonte.
Gärten vertropft in Nacht, die, als es sonnte,
Wie See grünten und den Wind einsogen.

Einsame Pappeln pressen ihre Schreie
Angst vor den Stürmen in die blonde Stille.
Schon saugen schwarze Munde Atem. – Schrille
Fabrikenpfiffe. Menschen ziehn ins Freie.

Ein rotes Mohnfeld mit den schwarzen Köpfen,
Ragen die Schlote, einsam, krank und kahl.
Die Wolkenvögel, Eiter an den Kröpfen,

Wie Pelikane flattern sie zum Mahl.
Und als die Horizonte Dunkel schöpfen,
Wirft sich der Blitz heraus, der blanke Aal.

Paul Boldt

In der Welt

Ich lasse mein Gesicht auf Sterne fallen,
Die wie getroffen auseinander hinken.
Die Wälder wandern mondwärts, schwarze Quallen,
Ins Blaumeer, daraus meine Blicke winken.

Mein Ich ist fort. Es macht die Sternenreise.
Das ist nicht Ich, wovon die Kleider scheinen.
Die Tage sterben weg, die weißen Greise.
Ichlose Nerven sind voll Furcht und weinen.

Paul Boldt

Junge Pferde

Wer die blühenden Wiesen kennt
Und die hingetragene Herde,
Die, das Maul am Winde, rennt:
Junge Pferde! Junge Pferde!

Über Gräben, Gräserstoppel
Und entlang den Rotdornhecken
Weht der Trab der scheuen Koppel,
Füchse, Braune, Schimmel, Schecken!

Junge Sommermorgen zogen
Weiß davon, sie wieherten.
Wolke warf den Blitz, sie flogen
Voll von Angst hin, galoppierten.

Selten graue Nüstern wittern,
Und dann nähern sie und nicken,
Ihre Augensterne zittern
In den engen Menschenblicken.

Paul Boldt

Liebesmorgen

Aus dem roten, roten Pfühl
Kriecht die Sonne auf die Dielen,
Und wir blinzeln nur und schielen
Nach uns, voller Lichtgefühl.

Wie die Rosa-Pelikane,
Einen hellen Fisch umkrallend,
Rissen unsere Lippen lallend
Kuss um Kuss vom weißen Zahne.

Und nun, eingerauscht ins weiche
Nachgefühl der starken Küsse,
Liegen wir wie junge Flüsse
Eng umsonnt in einem Teiche.

Und wir lächeln gleich Verzückten;
Lachen gibt der Garten wieder,
Wo die jungen Mädchen Flieder,
Volle Fäuste Flieder pflückten.

Paul Boldt

Linden

Mit Wald gepudert und Laternenschein,
Schreiten die Linden und ein paar Platanen
– Unter den Bäumen sind sie Kurtisanen –
Den Mädchenstrom Kurfürstendamm hinein.

Ihr Wäldermädchen mit den Laubfrisuren –
Man muss wohl Wind sein, um euch zu umarmen.
Hübsche Dryaden, träumt ihr von den Farmen
Am Strom und Wiesen zwischen Weizenfluren?

Den Pfeil von Glühlicht in dem grünen Haar,
Aha! Ihr seid schon elegant geworden,
Jüdinnen, – die ich liebte, ein Barbar,

Im Blut Unwetter und den wilden Norden.
Es schien der Mond, verlor sich ohne Rest,
Jetzt liegt er da, ein Ei, im Wolkennest.

Paul Boldt

Mädchennacht

Der Mond ist warm, die Nacht ein Alkohol,
Der rasch erglühend mein Gehirn betrat,
Und deine Nacktheit weht wie der Passat
Trocknend ins Mark.

Du hast ein weißes Fleischkleid angezogen.
Mich hungert so – ich küsse deine Lippen.
Ich reiße dir die Brüste von den Rippen,
Wenn du nicht geil bist!

– Küsse sind Funken, elektrisches Lechzen
Kupferner Lippen, und die Körper knacken!
Mit einem Sprunge sitzt mein Kuss im Nacken
Und frisst dein Bäumen und dein erstes Ächzen.

Und als ich dir die weißen Knie und,
Dein Herz verlangend, allen Körper küsste,
Geriet mein Schröpfkopf unter deine Brüste;
Da drängte sich das Herz an meinen Mund.

Paul Boldt

Mann und Menschfrau

Der Park beleckt, ein grüner Katarakt,
Das weiße Haus, in dem wir nach uns greifen.
Du hast Angstaugen. Um die Fenster streifen
Ahorne braun und indianernackt.

Sturm hat die Nacht, die Negerin, gepackt.
– Du wirst doch diese Herzart nicht begreifen.
Lass aus dir trinken, und ich werde reifen.
Verdorrte Augen überschwemmt dein Akt.

Du kriegst ein Kind. Ich werde einsam sterben
In braunen Muskeln und vom Tag gedörrter.
Jetzt könnten deine Arme mich entfärben.

Orient und Eden machst du gegenwärtig.
Wir wandeln nackt durch baumige Hirnörter.
Engel – dein weißer Bauch ist dunkelbärtig.

Paul Boldt

Mein Februarherz

Als trügen Frauen in den Straußenfedern
Das junge Licht wie eine weiße Fahne,
Gehörten alle Häuser reichen Rhedern
Und wären Schiffe, schwimmt um die Altane

Die blaue Luft! Oh, jetzt in einem Kahne
Auf Wassern fahren, süßen Morgennebeln
Entgegensteuern, gleich dem leisen Schwane
Die Wellen teilend mit den schwarzen Hebeln!

Geh in die Leipzigerstraße! Geh ins Freie!
Schön ist die Wollust! Gott ein guter Junge.
Die Dirnen sommern brünstiger als Haie!

Ich habe Geld! Ich bin so schön im Schwunge.
Sonette aus Sonne kitzeln mir die Zunge!
In meiner Kehle sammeln sich die Schreie!

Paul Boldt

Meine Jüdin

Du junge Jüdin, braune Judith, köstliche
Frucht der Erkenntnis, weißer Blütenfall:
Aus Kleidern steigst du nackt, ein All ins All,
Mit deinen Brüsten, Mythenfrau, du östliche.

Steige vom Sockel, Venus, aus zerballter
Wäsche, Jungweib! Wie Morgensonne blitzt
Dein Bauch – und in der Schenkel Schatten sitzt
Wie Blüten saugend, fest, ein schwarzer Falter.

Und Schwarzes fällt aus den gelösten Schleifen
In den konkaven Nacken, wie Geruch.
Und die zu großen, graden Zähne blecken,

Als ob sie schon in Männerküssen stäken.
Der Blick hängt glänzend über dem Versuch,
Die Lippen über das Gebiss zu streifen.

Paul Boldt

Mittags

Jetzt ruht der Tag am Himmel wie ein Krake,
Des blasses Maul die Wälder überschwemmt.
Laubbäume zittern in dem Sonnenhemd,
Als ob der Park von hellen Flammen blake.

Die schwere Mühle rudert strahlumwellt
In glattem Takt, dass sie den Abend hebe;
Noch hält der leuchtende Kristall die Schwebe,
Der Azur aus dem leichten Lichte fällt.

Orangewolken mit zitterndem Bauch,
Die nachts den Flächenblitz gebären sollen.
Libellen flügeln, Falter, und verschollen
Summen die Bienen in dem Bohnenstrauch.

In deinen Adern glüht des Heliotrops
Arom, gekühlt von süßerem Jasmin,
Und durch die Nerven klingen Phantasien,
Bizarre Phantasien Félicien Rops'.

Im Walde schlägt der Keiler durstgequält
Die hellen Zähne in das Holz der Kiefer.
Die tote Schonung raucht wie heißer Schiefer,
In dem der Nacht erstickter Atem schwält.

Paul Boldt

Nach der Nacht

Laternen, die den Regenabend führen,
Haben die Stadt, die glänzende, verraten.
Eiweißer Eiter tropft im Lichteratem
Der Friedrichstraße, wo sich Dirnen rühren.

Die Augen kriechen aus den Faltenlidern
Und spritzen einen Blick, der dich begießt.
Sie lachen sich das Kleid vom Bauch; du siehst
Die Brüste – Krötenbäuche in den Miedern.

Du flohst, und Vögel sangen für dich junitags.
Der Morgen senkte sich in dein Gesicht.
Es schlugen Uhren an, weckten das Licht.
Doggengebell des Turmuhrstundenschlags.

Du öffnest deinen Mund, der ist lichtzahnig.
O Wanderungen im Gestein der Stadt!
O Röcheln, Schreie, seelenquälend Rad! –
Es sprudelt aus der Morgenröte sahnig.

Du schweigst. Hinter den dunklen Augen ruht
Das Hirn vom Krampf der tötenden Arsene.
Du lächelst, blickst – und da betritt die Szene
Die Sonne, jugendlich, im Wolkenhut.

Paul Boldt

Nacht für Nacht

Wie helle Raupen kriechen die Chausseen
Aus Wäldern über Berge in die Tale.
Gestrandet liegen Wolken, groß wie Wale,
Still in der Abendröte blanken Seen.

Der Tag versiegt. Bis ihn die Frühen speisen,
Quillt schwarze Nacht aus allen Himmelsbronnen.
Die Sterne scheinen, kleine, ferne Sonnen.
Der Teich im Hofe glänzt wie dunkles Eisen.

Der Mond steht, wie ein Junge in der Pfütze,
Hell über jedem Garten. Und wie Gaze
Schimmert der Wald, des Berges blaue Mütze.

Aus einer Kleinstadt ragt des Kirchturms Vase
Verschnörkelt aus der Giebeldächer Nippes. –
Schlaf hält die Menschen fest, steif, wie in Gips.

Paul Boldt

Nächte über Finnland

Die Nadelwälder dunkeln fort im Osten,
Und aus den Seen taucht das Nachtgespenst
Den gelben Kopf, von Feuerrauch gekränzt,
Den Sterngeruch der neuen Nacht zu kosten.

Zu weißen Pilzen filzen Fichtenpfosten,
Und Ast an Ast in zartem Lichte glänzt,
– befrorne Linien – Filigran umgrenzt,
Zieht die Kontur aus reinen, reifen Frosten.

Bis auf das alte, runde, schwarze Eis
Des Grundes sind die Flüsse zugefroren.
In Schuttmoränen glänzt der glatte Gneis

Und in den leuchtenden, polierten Mooren.
Die Krähen schreien ewig: Tag – und Tat –
Nebel und Kälte fällt wie Sack und Saat.

Paul Boldt

Nächtige Seefahrt

Die Winde sind von einem Möwen-Dutzend
Geschwänzt und schlagen durch die Luft, dumpf, pfeifend.
Und hart herrollend, seltsam vorwärtsgreifend,
Zerbraust das Meer, der Riffe Rücken putzend.

Es klatscht das Segel, patscht das Ruderblatt.
Die gleichen Wogen streifen, weichen vorn
Und fallen hinten, wo der Möwen Zorn
Sie schmäht, matt, hingemäht, ins glatte Schwad.

Dann steift der Wind. Er gibt die Brise doppelt
Und schmeißt die hellen Wasserhaufen steiler,
Wie ein Pikeur die Meute noch gekoppelt

Voll Gier loslässt; allein der starke Keiler
Stockt, steht, stößt einmal in die Runde
Entblößter Zahnreihn und zerfetzt die Hunde.

Paul Boldt

Nordwind im Sommer

Vom Meere duftend fliegt der Wind ins Land.
Die dunklen Parke flattern in der Brise.
Kleehügel blühen vor dem Duft der Wiese;
Der Himmel steht, sich selber unbekannt,

Ein weißer Fischer in den Roggenmeeren,
Wo Taubenflug aufspritzt, ein Wasserstrahl,
Wo Wolkenschatten rinnen in das Tal,
Fliegende Fische sind – die Roggenähren.

Der Weißklee schmeißt den Junitag zur Seite,
Und manchmal fliegen Reiher um den stummen,
Fischlosen See, auf dem die Bienen summen,
Und nehmen zögernd ihren Flug ins Weite.

Ich galoppiere vor dem Sonnenschein,
Auf weißem Pferde flatternd, Wind geworden,
Und Sonnenfetzen um den Hals, nach Norden.
Ich werde mittags an dem Meere sein.

Paul Boldt

Novemberabend

Es weht. Das Abendgold ist eine Fahne,
Die von den Winden schon erbeutet wird.
Ein etwas Herbst in der Platane,
Ein gelles Chrom verweht, verwird.

In Wolken gleich verkohlten Stämmen
Riecht man die tote Sonne noch;
Dann das Einatmen, Drängen, Dämmen –
Einsamkeiten kommen hoch.

Paul Boldt

Proserpina

Einsamer Pluto trage ich im Blute
Proserpina, nackend, mit blonden Haaren.
Unauslöschbar. Ich will mich mit ihr paaren,
Die ich in allem hellen Weib vermute.

Ich bin von ihren Armen lichtgefleckt
Im Rücken! Ihre Knie sind nervös,
Die Schenkel weiß, fleischsträhnig, ein Erlös
Des weißen Tages, der die Erde deckt.

In ihrem Haar bleibt etwas vom Verwehten
Des warmen Bluts. Ich liebe den Geruch!
Und nur die Zähne haben zuviel Fades

Wie Schulmädchen, sooft sie in den Bruch,
Den Brunnen ihres Frauenmundes treten,
Der meine Brünste tränkt – Herden des Hades.

Paul Boldt

Rinder

Verblichnes Grün der Weide deckt
Das Weiß und Schwarz der Herde.
Silhouetten, da und dort gesteckt,
Die Köpfe auf der Erde.

Die Wiese atmete nicht mehr,
Knirrte der Rinder Schlund;
Das Julilicht spritzte umher,
Die Wolken zogen, und

Unten geht ein fleischern Meer
Im grünen Klee spazieren.
Vom Hund umbellt. Zurück. Carrière,
Humpeln von alten Tieren.

Im Grase lagert sich das Blöken.
Dumm scharrt des Stieres Huf.
Die Kälber jagen an den Pflöcken –
Melkmägde schallen voller Ruf.

Paul Boldt

Sinnlichkeit

Unter dem Monde liegt des Parks Skelett.
Der Wind schweigt weit. Doch wenn wir Schritte tun,
Beschwatzt der Schnee an deinen Stöckelschuhn
Der winterlichen Sterne Menuett.

Und wir entkleiden uns, seufzend vor Lust,
Und leuchten auf; du stehst mit hübschen Hüften
Und hellen Knien im Schnee, dem sehr verblüfften,
Wie eine schöne Bäuerin robust.

Wir wittern und die Tiere imitierend
Fliehn wir in den Alleen mit frischen Schrein.
Um deine Flanken steigt der Schnee moussierend.

Mein Blut ist fröhlicher als Feuerschein!
So rennen wir exzentrisches Ballett
Zum Pavillon hin durch die Tür ins Bett.

Paul Boldt

Tiergarten

Birken und Linden legen am Kanal
Unausgeruhtes sanft in seinen Spiegel.
Ins Nachtgewölbe rutscht der Mond, ein Igel,
Der Sterne jagt und frisst den Himmel kahl.

Mädchen sind da, und wir sind sehr vergnügt.
Ich schmeiße nach dem dicken Mond mit Steinen;
Die Betty küsst mich, und er soll nicht scheinen,
Weil Bella schweigt und naserümpfend rügt.

Die Sommerstädte liegen um den Park.
Es wird sehr hübsch! Der Süden wandert ein!
Die Sonne wächst! Wie nackte Männer stark

Schreiten die Tage, Frühjahr in den Hüften.
Die schwarzen Linden kommen überein,
Morgen zu grünen in den süßen Lüften!

Paul Boldt

Vormorgens

Schneeflocken klettern an den Fensterscheiben,
Auf meinem Schreibtisch schläft der Lampenschein,
Und hingestreute Bogen, weiß und rein,
Ich wollte wohl etwas von Versen schreiben.

Der Tag ist nah. Die Jalousien schurr'n,
Die letzten Sterne torkeln von den Posten.
Der Tag ist nah, den unbesternten Osten
Bevölkern Morgenwinde schon purpurn.

Und mich bewachsen Abende, beschatten
Die Jahre! O ich dunkle ein.
Das Gas singt in den Gassen Litanein,
Dass meine Augen so sehr früh ermatten.

Paul Boldt

Weichsel

Ein Thema: Weichsel; blutsüßes Erinnern!
Der Strom bei Kulm verwildert in dem Bett.
Ein Mädchen, läuft mein Segel aufs Parkett
Aus Wellen, glänzend, unabsehbar, zinnern.

In Obertertia. Julitage flammen,
Bis du den Leib in helle Wellen scharrst.
Die Otter floh; mein weißes Lachen barst
Zwischen den Weiden, wo die Strudel schwammen.

Russische Flöße in den Abend ragend.
Die fremden Weiber, die am Feuer sitzen,
Bewirten mich: Schnaps und gestohlener Speck.

Wir ankern und die Alten bleiben weg.
Die Völlerei. Aus grausamen Antlitzen
Blitzt unser Blick, ins Weiberlachen schlagend.

Paul Celan

Die Jahre von dir zu mir

Wieder wellt sich dein Haar, wenn ich wein. Mit dem Blau deiner Augen
deckst du den Tisch unsrer Liebe: ein Bett zwischen Sommer und Herbst.
Wir trinken, was einer gebraut, der nicht ich war, noch du, noch ein dritter:
wir schlürfen ein Leeres und Letztes.

Wir sehen uns zu in den Spiegeln der Tiefsee und reichen uns rascher die Speisen:
die Nacht ist die Nacht, sie beginnt mit dem Morgen,
sie legt mich zu dir.

1948

aus: Paul Celan: *Die Gedichte.* Hrsg. u. kommentiert v. Barbara Wiedemann. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2003

Auf der berühmten Niendorfer Tagung der Gruppe 47 *im Mai 1952, zu der man ihn erstmals eingeladen hatte, sah sich der Dichter Paul Celan (1920–1970) mit der ruppigen Ablehnung seiner Gedichte konfrontiert. Celan las dort neben der „Todesfuge" einige Liebesgedichte, darunter einen Text, den er später, in seinem persönlich designierten Exemplar des Gedichtbands* Mohn und Gedächtnis*, seiner unglücklichen Geliebten Ingeborg Bachmann (1926–1973) widmete.*

Das 1948 in Wien entstandene Gedicht bedient sich durchaus noch aus dem Motiv-Repertoire des traditionellen Liebesgedichts, wobei die weichen, fließenden Metren des Anapäst und des Daktylus die rhythmischen und lautlichen Suggestionen des Textes verstärken. Die Liebe siedelt hier in einem imaginären Raum zwischen Sommer und Herbst oder an jenem real nicht existierenden Zeitpunkt, da die Nacht mit dem Morgen beginnt. Bleibt der Liebe also überhaupt kein Ort? Doch, denn da ist die Hoffnung, dass die Nacht das Ich zum Du „legt".

Paul Zech - François Villon

Die Ballade von den Lästerzungen

In Kalk, noch ungelöscht, in Eisenbrei,
in Salz, Salpeter, Phosphorgluten,
in dem Urin von rossigen Eselsstuten,
in Schlangengift und in Altweiberspei,
in Rattenschiss und Wasser aus den Badewannen,
in einem Saft von Krötenbauch und Drachenblut
in Wolfsmilch und dem sauren Rest der Rotweinkannen,
in Ochsengalle und Latrinenflut:
In diesem Saft soll man die Lästerzungen schmoren.

In eines Katers Hirn, der nicht mehr fischt,
im Geifer, der aus den Gebissen
der tollen Hunde träuft, mit Affenpiss vermischt,
in Stacheln, einem Igel ausgerissen,
im Regenfaß, drin schon die Würmer schwimmen,
krepierte Ratten und der grüne Schleim von Pilzen,
die des Nachts wie Feuer glimmen,
in Pferderotz und heißem Leim:
In diesem Saft soll man die Lästerzungen schmoren.
In dem Gefäß, drin alles reingerät,
was so ein Medikus herausholt aus dem schwieren
Gedärm an Eiter und verpestetem Sekret,
in Salben, die sie in den Schlitz sich schmieren,
die Hurenmenscher, um sich kalt zu halten,
in all dem Schmodder, den die Lust
zurückläßt in den Spitzen und den Spalten
(wer hätte nicht durch solchen Schiet hindurchgemusst!):
In diesem Saft soll man die Lästerzungen schmoren.

Erweiterte Nutzanwendung:
Ihr Brüder, packt all die saubren Sachen
(gehen sie in den verfaulten Kürbis nicht hinein)
in eure Hosen, um den Bottich voll zu machen,
gebt auch die Nachgeburt von einem Schwein hinein,
und hat's vier Wochen lang gegoren:
In diesem Saft solln eure Lästerzungen schmoren.

Paul Zech

Kleine Katastrophe

Zehn Männer wurden vom Gestein erschlagen,
vom Rauch verschluckt und wieder ausgespien.
Der Doktor stolperte mit eingesackten Knien
und ließ die Leichen in das Schauhaus tragen.

Zerstückelt, schwarz verbrannt und rot zerschunden,
so lagen sie in Reih und Glied;
was in der Früh noch sang sein Morgenlied,
verblutete aus unverbundenen Wunden.

Schon schwärzen Ahnungen, die blinden Boten
sich in das Dorf hinunter und von Haus zu Haus
und trieben die erschrockenen Frauen hinaus.

Die stürmten das vergitterte Portal
des Beingebäudes in verbissener Qual
und schlugen sich verzweifelt um die Toten.

1922

aus: Paul Zech: *Vom schwarzen Revier zur neuen Welt. Gesammelte Gedichte.* Carl Hanser Verlag. München 1983

Sein an Kehrtwenden reiches Leben hat der expressionistische Lyriker Paul Zech (1881–1946) gerne zum großen Abenteuer stilisiert. Nicht alles, was er sich an beruflichen und politischen Erfahrungen zuschrieb, entsprach dabei der biografischen Wirklichkeit. Sein angeblich 1933 durch die politische Verfolgung seitens der Nazis erzwungenes Exil in Buenos Aires geht in Wirklichkeit auf einen massenhaften Bücherdiebstahl in der Berliner Stadtbibliothek zurück, in der Zech einige Jahre als Bibliothekar arbeitete. Gesichert aber ist, dass er eine Zeitlang in belgischen Kohlebergwerken die Welt des Industrieproletariats kennenlernte.

1922 entstand Zechs Sonett über das tragische Schicksal verunfallter Bergleute und das Leid ihrer Angehörigen. In den düsteren Farben und dem drastischen Realismus des expressionistischen Gedichts führt der Text die triste Alltagswirklichkeit der Bergbau-Arbeit vor. Die Intensität, mit der Zech die Einzelheiten der Tragödie vergegenwärtigt, verweist auf das Konzept, das in diesem Gedicht wirksam wird – eine Ästhetik des Schreckens.

Peer Schröder

Das Bäckerauto kommt

Die Sprache. Als die Sprache.
Hebt an. Hupend. Beharrt.
Hupend. Brot! Bringen.
Als die Sprache. Zur Sprache.
Er fährt über die Dörfer.
Brot! Zur Sprache. Bringen.
Beharrt zügig. Die Füchse.
Hebt an. Brot! Karmeliten.
Kochen Kaffee im Habichtswald.

1990er Jahre

aus: Peer Schröder: *Gedichte wieder hergestellt.* Mit Zeichnungen v. Stephan Balkenhol. Edition Michael Kellner, Hamburg 2007

Der Dichter und Kulturwissenschaftler Peer Schröder (geb. 1956) ist einer der nimmermüden Aktivisten der deutschen Fraktion der „Beat Generation", ein Autor, der das Erbe der großen amerikanischen Idole Allen Ginsberg (1926–1997), Ted Berrigan (1934–1983) oder Charles Olson (1910–1970) nicht etwa ehrfürchtig-kleinmeisterlich zitiert, sondern deren Dynamismus mit neuem Leben erfüllt. In kleinen Zeitschriften und mit Publikationen in unabhängigen Verlagen hat Schröder seine Vorstellungen einer revitalisierten „Beat Poetry" formuliert.

Der Ausgangspunkt des Gedichts ist ein für die Beat-Poeten typischer alltäglicher „snap-shot". Das Herannahen des Bäckerautos wird in eine staccato-hafte rhythmische Bewegung übersetzt und in Reflexionen auf die Sprache eingebunden. Diese atemlose Technik der Aufladung des Einzelwortes erinnert auch an die Substantiv-Kaskaden des Expressionisten und Syntax-Zerstörers August Stramm (1874–1915). Am Ende folgt eine überraschende Wendung ins Offene, verweist das Gedicht auf Eremiten in einer undomestizierten Landschaft in Nordhessen, dem „Habichtswald".

Peter Gan

Angina Pectoris

Ich weiß vor Angst nicht ein und aus,
vor Angst nicht aus und ein.
Einst war's ein Glück, nun ist's ein Graus;
Und was wird morgen sein?

Komm, Abend, eh es Morgen wird,
und bette mich zur Nacht.
Mir scheint, ich habe mich geirrt
Und alles falsch gemacht.

Komm, Abend, gib Gelassenheit.
Geh, Welt, lass uns allein.
Es war einmal!… o Mutter Zeit!
Und wird nie wieder sein.

nach 1945

aus: Peter Gan: *Ausgewählte Gedichte.* Hrsg. v. Friedhelm Kemp, Wallstein Verlag, Göttingen 1994

In einer Epistel „an einen bedeutenden Kritiker" übte sich der Dichter und melancholische Humorist Peter Gan (1894–1974) in Bescheidenheit: Er sei „von Profession ein Wortemacher", bekennt Gan in diesem frühen Text, und dies sei „bedenklich und nicht eben viel". Bei aller „Bedenklichkeit" ließ sich der auf den Namen Richard Moering getaufte Sohn eines Hamburger Rechtsanwalts, der sich als „Revenant des 18. Jahrhunderts" sah und wegen seiner Passion für die Poesie enterbt wurde, von seiner Leidenschaft für die Dichtkunst nie abbringen. Seine Gedichte balancieren zwischen Leichtigkeit und Fatalismus.

Als Peter Gan zwischen 1945 und 1948 sein „Lied" schrieb, hatte die Poesie der Moderne gerade „das Zeitalter der Angst" (Wystan Hugh Auden) ausgerufen. Angesichts der Verheerungen, die der nationalsozialistische Raubzug durch Europa hinterlassen hatte, benennt Gan hier den schweren Herzanfall als existenzielle Grundgestimmtheit für alle freien Geister. Der Dichter selber war 1938 aus Deutschland geflohen, wurde während des Krieges interniert, floh nach Spanien und kehrte erst 1958 in seine Heimatstadt Hamburg zurück.

Peter Hacks
Der Eilbrief

Die Post geht langsam und das Leben schnell.
Ich schreib dir einen Eilbrief, und ich sag,
Wie sehr ich dich erwäg, und an dem Tag,
Wo du ihn kriegst, wird mir der Morgen hell

In deinem süßen Bett. Der alte Mann,
Der ihn besorgt, ist atemlos, denn du
Wohnst hoch, und er verdient sich was dazu.
Der Brief, der stak im Postamt nebenan.

Nun zur Verallgemeinerung. Erfahrung
Ist solch ein Hinkfuß, der den Sachverhalt,
Nach unvertretbar langer Aufbewahrung,
Vor Eifer keuchend, in den Briefschlitz knallt.
Der Text der Welt wird stets zu spät gelesen.
Und nur im Vorgriff packt der Geist das Wesen

1960er Jahre

aus: Peter Hacks: *Hacks Werke in fünfzehn Bänden. Bd. 1: Die Gedichte. Eulenspiegel Verlag, Berlin 2003*

Als Stalin-Apologet und Goethe-Verehrer hat der 1926 in Breslau geborene und 2003 in Groß Machnow gestorbene Peter Hacks sich wenig Freunde gemacht. Den Vorwurf der Epigonalität wird man aber zumindest zurücknehmen müssen, wenn man einen näheren Blick auf seine Gedichte wirft. Der Rekurs auf die Klassik mag stattfinden, Hacks spielt aber gekonnt ironisch mit seinen Vorbildern.

„Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, der rechte Augenblick geht schnell vorüber". – So wird vom Philosophen Seneca in seinem Traktat „Über die Kürze des Lebens" ein Ausspruch des Arztes Hippokrates überliefert. Hacks' Sonett variiert dieses Diktum, als müsste man es den neuen, durch mediale Beschleunigung rasant gemachten Umständen anpassen. Während der Eilbrief im gewohnten Zeitmaß auf den Weg geht, ist der Anlass für den Brief, die Anbandelung eines Liebesabenteuers, längst vollzogen. Mit der Ankunft des keuchenden Boten wird klar: der übrige Rest der Welt läuft in schnellerem Takt als der Schriftverkehr.

Peter Hacks

Ermunterung

In dem Marterpfahl, kann sein,
Sitzt der Wurm,
Und ein Wetterstrahl, kann sein,
Sprengt den Turm.
Und der Galgenstrick, kann sein,
Er ist alt,
Und ein Augenblick, kann sein,
Ändert dein Geschick, kann sein
Schon bald

Auf die Mitternacht, kann sein,
Folgt ein Tag.
Wenn die Welt einkracht, kann sein,
Dass nichts dran lag.
Ha, das Allerletzte trat
Noch nicht ein.
Drum mutig, edle Seele,
Das Messer an deiner Kehle
Kann schlecht geschliffen sein.

1980er Jahre

aus: Peter Hacks: *Hacks Werke in fünfzehn Banden. Bd. 1: Die Gedichte*. Eulenspiegel Verlag, Berlin 2003

Anders als der von ihm verachtete Sänger Wolf Biermann (geb. 1936) wollte es sich der bekennende Stalin-Apologet und poetische Formvirtuose Peter Hacks (1928–2003) nicht so leicht machen mit der Einübung politischen Beharrungsvermögens. Während Biermann in seinem Lied „Ermutigung“ seine Poetik des Widerstands in äußerst simple Verse brachte, zieht der Formkünstler Hacks in der „Ermunterung“ den galanten Tanzschritt als Motor der Hoffnungs-Bewegung vor.

Im diskreten Bezug auf Schillers Gedicht „Die Worte des Wahns“ aus dem Jahr 1800 reflektiert Hacks die Möglichkeiten einer Umwälzung der bestehenden Verhältnisse. Zwar scheint die Macht mit ihren Insignien – „Marterpfahl“, „Galgenstrick“ das „Messer an deiner Kehle“ – über die dereinst von Schiller in den Blick genommene Utopie vom goldenen Zeitalter zu triumphieren. Doch Hacks hält diesen Konflikt zwischen Repression und Subversion offen. Er schreibt ein formvollendetes Bekenntnis politischer Zuversicht.

Peter Hacks

Gründe der Liebe

Warum muss es die sein,
So hör ich euch fragen.
Ich muss kein Genie sein,
Um hierauf zu sagen:

Der Bund aller Bünde
Hat eherne Gründe.
Ich liebe sie, und
Nun wisst ihr den Grund.

Sie hat schmale Lenden
Und sehr lange Beine,
Die Beine, sie enden
Ganz anders als meine.

Sie hat keinen Bauch
Und winzige Brüste,
Und vieles fehlt auch,
Wo der Hintern sein müsste.

Sie hat just die Länge,
Die ich eben habe,
Wir gehn durch die Menge
Wie Knabe und Knabe.

Sie stiehlt mir das Hemde,
Sie nimmt keinen Puder,
Oft halten uns Fremde
Für Bruder und Bruder.

Sie ist so gescheit
Und trägt eine Brille,
Die Hälfte der Zeit
Vergisst sie die Pille.

Sie hat lila Schatten
Im goldenen Haare,
Sie hörnt ihren Gatten
Im siebenten Jahre.

Sie liest Marx in acht Bänden
Und Hegel und Heine,
Doch die Beine, die endet (n?)
Ganz anders als meine.

Wie heißt es bei Paul,
Geborenem Saul?
Habt ihr der Liebe nicht,
Ist schon was faul.

Peter Hammerschlag

Abrüstung

Sieben kleine Mäuschen
Gehn zum Miittagsbrot,
Silberweiße Fläuschen,
Schwänzchen rosenrot.

Sieben schwarze Kätzchen
Machen auf sie Jagd.
Gibt es ein Gesetzchen,
Das dies untersagt?

Mäuschen sie erbleichen
Jäh im Todesschreck:
«Wollen uns vergleichen!
Lösegeld sei Speck!»

Sieben Katzenmäulchen
Schlecken ungeniert,
Und nach einem Weilchen
Sind sie saturiert.

Nichts vom Speck geblieben –
Kätzchen wollen mehr! –
Speisen drum die sieben
Mäuschen zum Dessert.

Peter Hammerschlag

Antiker Form sich nähernd

Der Sklavenhändler vom Bosporus,
Bei dem war alles zu haben.
Er brachte dem Kaiser Tiberius
Zweihundert Stück Unlustknaben.

Tiberius sah sie mit saurem Gesicht –
Der Händler lüpfte die Kappe;
„Die Unlustknaben verwendet man nicht,
Sie dienen bloß als Attrappe.

Der Lustknaben zahllose hast du ja schon,
Und wahrlich, o Herr, sie sind lecker.
Doch dies ist die neueste Kreation
Für die ganz verwöhnten Geschmäcker!“

Die Unlustknaben verteilte man nun
In des Palastes Bezirken.
Dort hatten sie gar nichts andres zu tun,
Als bloß: abstoßend zu wirken ...

Ihr, die ihr als Unlustknaben euch fühlt,
Sollt dennoch Haltung bewahren!
Einst hättet ihr höchste Preise erzielt
Am Hofe eines Cäsaren

Peter Hammerschlag

Der feige Dackel Waldemar

Lebte da im Wald ein Dachs,
Frech und fett. Der Dachs hieß Max.
Auch ein schlimmer Dackel war,
Dieser Hund hieß Waldemar.

Sprach der Förster Leonhard
Mit dem langen, roten Bart:
,,Waldemar! Hol mir den Dachs!
Heut gibt’s Bratwurst! Hol ihn! Stracks!“

Waldi lief zu Maxens Bau,
Sprach statt ‚Guten Tag!’ ,,Wauwau!
Komm heraus! Schockschwerenot!
Bitte komm! Ich beiß dich tot!“

Aus dem Bau rief Max: ,,Oh, nein!
Wenn du Mut hast, komm herein!“
Waldemar zog ein Gesicht:
,,Also gut, dann heute nicht.“

Leonhard stand in der Tür:
,,Waidmannsheil, mein Dackeltier!
Bringst du mir den bösen Max?
Hast du ihn gebissen? Sag’s!“

,,Leonhard, mach dir nichts draus -
Schau, der Max war nicht zuhaus!“
Blinzelte der Förster schlau:
,,Macht nix! Komm zu Tisch, Wauwau!“

Ach, wie roch die Bratwurst fein.
Leonhard aß sie allein.
Fragte Waldemar: ,,Papa!
Ist für mich auch Bratwurst da?“

Strich der Förster Leonhard
Seinen langen, roten Bart:
,,Waldemar, mach dir nichts draus -
Fleischer war heut nicht zu Haus!“

Peter Hammerschlag

Der junge Hund

Der junge Hund passt nicht in seine Haut.
Stets rutscht er in sich selber hin und her.
Wenn er dir seine Hände anvertraut,
Dann werden seine Hinterfüße leer.

In seinem Herzen ist noch so viel Platz –
Er liebt die ganze Welt, der Optimist!
Treuherzig naht er sich der Buckelkatz,
Denn ach, er ahnt nicht, wie pervers das ist.

Es kommt der Mensch und sieht mit sichrem Blick:
Der Hund ist nett, nur noch ein wenig nackt.
Rasch um die Kehle einen Lederstrick!
(Jetzt hat den Hund die Eitelkeit gepackt.)

Und an das Halsband kommt ein Stückchen Blech:
„Gib acht darauf! Das kostet sehr viel Geld!“
Schon gut, denkt sich der Hund und lächelt frech,
Und sagt „Heff-Heff“, was er für Bellen hält.

Vor seine Schnauze kommt ein Gitterdings,
Dann hängt man ihn an eine lange Schnur.
Verzweifelt putzt er sich bald rechts, bald links –
Der Maulkorb sitzt. Jetzt geht es auf die Tour.

Erst schleift er nach, dann liegt er wieder schief,
Dann ruht er tiefbetrübt auf dem Popo.
Die Falten seiner Stirne werden tief.
Er hebt das Bein, doch ohne Animo.

Viel tausend Lehren schwirren ihm ums Ohr,
Und ganz verteppt kommt er zu Hause an:
„Man springt an weißen Hosen nicht empor ...!
Man beißt auch nicht die gute Straßenbahn ...!”

Die Summe dessen, was ein Hund nicht darf,
Das - er begreift es langsam - ist die Welt.
So wird er Hund. Und später wird er scharf.
Er hat sich das ganz anders vorgestellt.

Peter Hammerschlag

Der Tierfreund bei der Arbeit

Müssen Menschen stets mit Hunden plaudern,
Die vor Läden angebunden sind?
Jeder bessre Hund sieht sie mit Schaudern.
Denn er weiß: im Tierfreund steckt ein Rind.

„Armes Hunderl! Haben’s dich angebunden?“
,,Richtig“, sagt der Hund und dreht sich um.
,,Na, verträgst dich mit den andern Hunden?“
,,Ja, gewiss. Was fragen Sie so dumm?“

,,Braver Flocki wartet auf sein Frauerl!“
„Keine Spur, ich liege hier im Bett.“
,,Frauerl kauft nur Fleischi fürs Wauwauerl.“
(Ach, wenn ich doch keinen Maulkorb hätt!)

,,Wird dir nicht die Zeit lang, armes Hunderl?“
,,Aber nein, Sie plaudern ja so schön!“
„Weißt, es dauert nur ein halbes Stunderl.“
(Warum dürfen Menschen ohne Maulkorb gehen?)

Unaufhaltsam kommt der Mensch ins Schmeicheln:
,,Bist mein liebes Hundi?“ - ,,Danke nein.“
Und dann will der Mensch das Hunderl streicheln,
Und der Hund macht „Knurr!“ und hebt das Bein.

Undankbare Viecher sind die Hunde,
Denkt der Mensch im Abgehn hasserfüllt.
Und der Hund seufzt auf aus tiefstem Herzensgrunde:
,,So was nennt sich Gottes Ebenbild!“

Peter Hammerschlag

Die ungarische Schöpfungsgeschichte

In Anfang war – das ist bestimmt –
DER WORT. Auf griechisch: Logosch.
In Weltmeer ist herumgeschwimmt
Die Ur-Getier, das Fogosch.

Gewackelt hat das ganze Welt.
Dass Wind sie nicht davonweht,
Hat rechts und links Gott aufgestellt
Zwei dicke, schöne Honvéd.

Was hat dann Gott zuerst getan?
Den Affen, ohne Frage.
Orangutan és Délután *[=Nachmittag],*
Was habn gemacht die Tage.

Das Adam hat er dann gebaut,
Den alten Hendlfanger,
Was Eva hat gekriegt zu Braut
Auf eine grüne Anger.

Die Luft war kék [=blau], der Gras war zöld *[=grün]*
Für aller Tiere Magen
Doch dann hat auf dem Angyalföld *[=Engelsfeld]*
Der Kain den … Izé erschlagen. *[=Dingsda]*

Da hat das liebe Gott gepfeift,
Hat sich gebäumt der Máros,
Und mit der Sintflut hat ersäuft
Das ganze Lipotváros *[=Leopoldstadt]*.

Wie Erde bissel trocken war,
Hat angefangt zu reiten
Held Attila mit Hunnenschar,
Um Kultur zu verbreiten.

Erst hat gegründet Ungarland,
Dann Rom, Athen és Kréta,
Und alle Menschen, was bekannt,
Sind nachgekommen späta.

In Papyrúsch man liest seit je –
Nur leider ging verloren – ,
Dass Kleopatra Kiralyné
In Kispest war geboren.

Magyarisch war Literatur,
Von angefangen Psalter
Bis Cató, Plautusch, Terencz-ûr
Und Vogelbácsi Walther.

Auch dürfen wir vergessen nie
Das größte Kolorierer:
Berühmter Müvész Ajtossi,
Was Schwaben rufen „Dürer“. *[Ajto = Tür, Ajtossi = Türer]*

Jedoch der krosseste Magyar
War Goethe-János, bitte.
Weil er aus Nagy-Weimárosch war,
Wo herrschte Ungarsitte.

Und hätt sich Welt beleuchtet? Nie!
Elektrisch wär erloschen,
Wenn hätten Vólta, Galványi
Kein Licht gemacht aus Froschen.

Denn jeder große Mann mit „i“
Ist ein Magyar gewesen.
Bei Górki, Gándhi, Márkonyi
Kann man das selber lesen.

Und wenn ein Stadt hat „a“ und „o“,
War Ungar Urbewohner:
Kálkutta, Prága, Kárthagó,
Tókio és Veróna.

Und was wär Wien? Wien wär für Katz!
Szent István hat gegründet
Auf István-tér den Stephansplatz, Weil
Mitleid hat empfindet.

Wann vier Zigeuner – schon gezähmt –
Mit Geige sich versammeln,
Man hat sie gleich nach Wien genehmt
Und hat genannt sie „Schrammeln“.

Womit auf Wiener Kunst ich komm –
Wer war ihr Kindesvater?
Das war der Molnár-Liliom!
Was baute Burgtheater.

Wo leichte Kunst sich bettete,
Macht stets Magyar das Lager,
Und Operette rettete
Der ungarische Schlager.

So werden wir, baratocs kam *[=mein Freundchen]*
Das Wiener Erbe wahren.
Denn Kálmán, Lehár, Abrahám
Stehn Wacht wie drei Husaren!

Ungarherz muss vieles leiden,
Steht in Hintergrund bescheiden,
Aber zupft sich kleines Lied auf Zither:
EXTRA HUNGARIAM NON ESCHT VITA!

Peter Hammerschlag

Franz, das freche Dromedar. Generationskonflikt

Die Wüste ist aus gelbem Mehl.
Drin ging die schöne Frau Kamel
Mit ihrem Sohn, Franz Dromedar.
So gingen sie ein halbes Jahr.

Doch eines Tags sprach Frau Kamel:
„O Franz, du Kleinod meiner Seel',
Du hältst dich schlecht, geliebter Sohn,
Sieh, einen Buckel hast du schon."

Da rief der Franz: „Juchhe, juchhei -
Du hast ja selbst der Buckel zwei!"

Hieraus ersieht man indirekt:
Der Jugend fehlt's heut an Respekt.

Peter Hammerschlag

Franz, das freche Dromedar

Die Wüste ist aus gelbem Mehl.
Dort ging die schöne Frau Kamel
Mit ihrem Sohn, Franz Dromedar.
So gingen sie ein ganzes Jahr ...

Zu Neujahr sprach die Frau Kamel:
»Oh, Franz, Du Kleinod meiner Seel!
Du hältst Dich schlecht, geliebter Sohn!
Schau, einen Buckel hast Du schon!«

Drauf schrie der Franz ganz frech: »Juchhei!
Du hast doch selbst der Buckel zwei!«
Da legt Mama ihn übers Knie
Und drischt das kecke Buckel-Vieh!

Peter Hammerschlag

Klein-Skunks, das Stinktier

Zur Urwaldschule früh um neun
Gehn Pantherchen und Löwchen,
Klein-Stinktier und Jung-Warzenschwein,
Das Äffchen und das Schäfchen.

Der Lehrer Nashorn spricht: «Klein-Skunks,
Was sagt mir meine Nase?!»
Klein-Skunks erwidert: «Allerdungs!
Ich stink, doch nur zum Spaße.

Mein Fellchen ist ganz unbedingt
So rein wie eine Lilie.
Mein Vati stinkt, mein' Mutti stinkt —
Das liegt in der Familie.»

Der Lehrer Nashorn bläht voll Zorn
Die dicken Backentaschen:
«Zum Stinken ist man nicht gebor'n!
Und jetzt wirst du gewaschen!»

Schuldiener Waschbär kam heran
Mit Brummen und Gekeife,
Und fing Klein-Skunks zu waschen an
Mit Bürste und mit Seife.

Das kleine Stinktier zeterte:
«Die Seife beißt mein Äuglein!»
Hopps! sprang es auf und kletterte
Happs! auf ein Palmenzweiglein.

Seither treibt sich Klein-Skunks herum,
Ein ungeschliffner Flegel,
Und spielt im Urwald dreist und dumm
Mit Kokosnüssen Kegel.

Doch wenn es das Wort «Schule» hört,
Pflegt es sich zu entfernen.
Wo man das Stinken ihm verwehrt,
Dort will es auch nicht lernen.

Moral: Das kleine Stinktier kann sich nicht helfen —
aber Ihr, liebe Kinder, lasst euch doch hoffentlich
brav waschen, bevor ihr in die Schule geht?

Peter Hammerschlag

Krüppellied

1. Wenn ich mal trüber laune bin,
dann geh' ich zu den Blinden
und lache mir den Buckel krumm,
wenn sie die Tür nicht finden.
Dann geh' ich zu den Lahmen auch,
wohl in ein dunkles Gangerl,
schnall' ihnen die Prothesen ab
und spiel' mit ihnen Fangerl.

Refrain:
Krüppel ha'm so was Rührendes.
Krüppel ha'm was Verführendes.
Wenn ich so einen Krüppel seh',
wird mir ums goldne Wiener-Herz
recht warm und weh.

2. Ich sprach zu einem Mägdelein:
„Du hast nur einen Haxen!
Mach dir nichts draus, sei trotzdem mein!
Er wird dir eh nicht wachsen."
Da bracht' sich mir das Mägdlein dar,
im weißen Bettgehege.
Der abgeschnitt'ne Haxen war
durchaus mir nicht im Wege.

Refrain:

3. Ich leg stets die Binde an,
wenn ich die Stadt durchfahre,
denn Plätze in der Straßenbahn
sind meistens Magelware.
Drei punkte schwarz auf goldnem Grund,
euch weiß ich sehr zu schätzen.
bin ich auch stark und kerngesund,
ein jeder lässt mich setzen.

Refrain:

4. Ein Mädel war bedient, o Graus,
am Bäuscherl, sie heißt Stasi.
da beutle ich mein Staubtuch aus,
gleich unter ihrem Nasi.
Und fängt sie dann zu husten an,
speit Schleim sie und spuckt Blut sie,
sag' als perfekter Gentleman,
ich höflich: „Kutzi, kutzi!".
Refrain:

Peter Hammerschlag

Lauter weiße Schimmel

Da kommen die Herrn Lipizzaner,
Wokoppel-wokoppel-wokoppel-kopp-kopp.
Du Radler, du Straßenbahner,
Du Steyr, du Fiat, du Opel, stop stop!
Wenn diese Kleinwagen-Proleten
Sich einmal hinaufsetzen täten —
Sie wären doch etwas betreten
Vor so viel PS und Noblessʼ.
Die Herrn Lipizzaner sind kreidig,
Die Wasserfall-Mähne fällt seidig,
Das Broncepferd vom Denkmal schielt neidig
In grünlicher Patina-Dress.

Sie tänzeln mit lächelnden Mienen
Hervor aus den Zimmern der Burg,
Vor Leute, dieʼs gar nicht verdienen,
Die Schimmerln, die Schimmerln der Burg.
Das trappelt und trippelt und kreiselt,
Das steht wie aus Marmor gemeißelt
Und höchstens vom Ehrgeiz gegeißelt:
Die Hofkunst-Beamten-Elite.
Das Opernballett mag man preisen,
Die Philharmonie, die ist Eisen,
Wiens singende Knäblein, sie reisen —
Hier lebt man im spanischen Tritt.

Schon die Ahnfrau trat höchste Schule
Und schwebt noch im Raume, so zierlich verweht.
Sie war des Bukephalos Buhle
Und lebt noch dem Traume (natürlich diskret).
Die Enkel sind lautlose Esser
Und tafeln - so schmecktʼs ihnen besser —
Den Hafer mit Gabel und Messer,
Vom Oberbereiter serviert.
Sie wiehern sehr selten. Sie flüstern
Im Stall, wenn die Stunden verdüstern, °
Und tuscheln aus Rosenquarz-Nüstern,
Was jüngst - zur Barockzeit – passiert.

Wo sind all die harben Rappen?
Im Prater? Im Prater? Fort... Fort...
Man stieg ihnen scharf auf die Kappen,
Ratatta-ratatta... Ford... Ford...
Im technischen Tagesgewimmel
Bewahren die Elfenbein-Schimmel
Die letzten Brösel und Krümel
Der Majestäts-Tradition.
Da ist nichts gestellt und geheuchelt.

Sie nicken noch heute geschmeichelt:
Uns hat Kaiser Joseph gestreichelt!
Erinnern Sie sich, Baron?

Peter Hammerschlag

Liebeslied an ein Proletariermädchen

Ich bin ein armer, kleiner Jud
Und hab kein scharfes Messer.
Du bist aus altem Vorstadtblut,
Und wahrlich: dir ist besser.

Du kennst die Spittelberger Buam
Mit Mahagonipratzen.
Die sind wie der Novembersturm
Und hab'n statt Mädchen „Katzen".

Die treten dir im Maienwind
Verliebt ins weiße Bäuchlein,
Und machen dir ein Sonntagskind
Flugs hinterm Fliedersträuchlein.

Dazu fehlt mir die innre Kraft –
So heiß kann ich nicht werben.
Jedoch von deiner Jungfernschaft,
Da sammle ich die Scherben

Und bring dir süße Mehlspeis dar
(Auch die ist nicht verächtlich),
Und sind wir auch nicht ganz ein Paar –
Ich denk an dich, allnächtlich.

Das Naserl streich ich dir zurecht
Und dann die Augenbrauen.
Doch kann ich dir, selbst wenn ich möcht,
Die Pappen nicht zerhauen.

Sei mir auch so ein bisserl gut,
Auch ich werd einmal gresser!
Ich bin ein armer kleiner Jud
Und hab kein scharfes Messer.

Peter Hammerschlag

Remember it

Die geschwätzigen Gebirgskaninchen
Hüpfen um verfallne Kleinkunstbühnchen
Durch das Gras.
Durch die Garderoben summen Bienen ...
Oder was!

Und von einem längstverfaulten Brettl
Weht und knattert ein vergilbter Zettel
Morsch und dünn,
Kündet längst vergessne Asphalt-Rollen
Deren Mimen längst nach Graz verschollen

Oder Brünn ...
Und ein Ober, der sich totgegähnt hat
Zieht als Geist der sich nicht eingewöhnt hat
Glasklar hin
Will von wackeligen Gartentischen
Noch ein letztes Geistertrinkgeld wischen ...
Augustin _____

Peter Hammerschlag

Technischer Frühling

Mein Motorrad grast froh am Rain.
Der Frühling kommt. Die Stoppuhr schlägt.
Ich sehe wie ein Bäuerlein
Den Dampf-Pflug flott geschultert trägt.

Halb schüchtern naht ein Hanomag
Und küsst mein Rad auf beide Pneus ... Die
Platte trillert Lerchenschlag.
(Gespielt von den Jack-Hylton-Boys.)

Die Schwalben hocken in der Luft.
Der Telegraphendraht ist fort.
Lautsprecher nach dem Weibchen ruft.
Die Schnecken treiben Schnellkriechsport.

Im Himmel sitzt zur Stunde wohl
Der liebe Gott, so sanft und nett
Im sternbesäten Overall
Vor seinem großen Schalterbrett ...

Wir wollen fröhlich tun und spieln
Mit Tönen, Wellen, Stahl und Strahl.
Wenn wir uns dann verzweifelt fühln,
So hilft er uns wohl noch einmal ...

Peter Hammerschlag

Wie der kleine Affe Jodokus bescheiden wurde

Der Affenknabe J odokus
Turnt fröhlich durchs Gelände
Und rief: ,,Es ist ein Hochgenuss!
Ich hab statt Füße Hände!“

Zum Schulhaus hopste er geschwind
Und lernte buchstabieren:
,,Seht her, ich bin ein Wunderkind!
Ich schreib mit allen Vieren!“

Er nahm - das freut ihn königlich -
In jede Hand ‘ne Feder
Und kritzelte und dachte sich:
Das kann halt nicht ein jeder.

Doch ach, damit war’s nicht weit her.
Er glaubte, dass er hexe -
Und macht an Fehlern viermal mehr
Und achtmal soviel Kleckse.

Klein-Jodokus, bald kommst du drauf:
So bunt darf man’s nicht treiben.
Drei Hände heb für später auf -
Lern erst mit einer schreiben!

Peter Hammerschlag

Wiegenlied für ein Eskimo-Baby

.. . und als das Walross geboren ward,
Da hob man das Kind aus der Taufe
Und legte es an die Mutterbrust zart
Und wünschte sehr, dass es saufe . ..

Da war dem Kleinen die Milch zu heiß!
Das Zureden blieb ein verlorenes .. .
„Wir sind auf dem Nordpol, und da gibt’s Eis!
Ich will nur Gefrornes! GEFRORNES!!“ . ..

Der Walross-Vater sprach rein in den Wind:
Woher sollt’ ich Fruchtsäfte haben?!
So nimm doch Vernunft und die Brust an, mein Kind,
Wie Walrossbabys sich laben!“

Da brüllte das junge Walross: „Ich kotz’
Auf dich und die ganze Familie!“
Dann aß es Gefrornes .. . Gefrornes aus Trotz,
Aus Himbeer, Kakao und Vanille.

Da schrumpfte und schrumpfte sein kleines Gesicht,
Denn kräftige Kost braucht der Norden!
Es ist auch kein wirkliches Walross nicht
Und nur so ein Seehund geworden ...

Der Seehund bewohnt unter Wasser allein
Ein kleines und nasskaltes Zimmer
Und möchte so o o gerne ein Walross sein!
… Doch die Walrosse mögen ihn nimmer .. .

Peter Härtling

Glück

Nichts mehr,
was dich treibt,
nichts mehr,
was dich hält.
Auf den Hügel hinauf
und so lange
nach Innen singen,
bis die Stimme dich aufhebt
und mitnimmt.

1960er Jahre

aus: Peter Härtling: *Die Gedichte 1953–1987*. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1989

In der Poesie ist es – sieht man einmal von Liebesdichtung ab – ein eher seltenes Motiv: die Evokation des Glücks. Und gerade auch bei einem Dichter, der schwer traumatisiert wurde von den finsteren Erfahrungen der Kindheit. Peter Härtling (geb. 1933) verlor in den Wirren des Nachkriegs seine beide Eltern. Auf der Flucht 1945 geriet Härtlings Familie nach Zwettl in Niederösterreich, wo sein Vater in einem Kriegsgefangenenlager umkam. Ein Jahr später nahm sich die verzweifelte Mutter im schwäbischen Nürtingen das Leben.

In schöner Knappheit vergegenwärtigt das Gedicht den Zustand des Glücks. Es ist eine zwanglose, in sich ruhende Selbstvergewisserung, ein Einverständnis des Ich mit sich selbst, ohne noch fremdbestimmte Ziele anstreben zu müssen. Man könnte die von Härtling akzentuierte Erfahrung des Glücks auch mit Kategorien der Mystik beschreiben: als „Nunc stans", als „stehendes Jetzt", ein Augenblick der Übereinstimmung mit allem, ein Augenblick von unbegrenzter Dauer.

Peter Huchel

Der glückliche Garten

Einst waren wir alle im glücklichen Garten,
ich weiß nicht mehr, vor welchem Haus,
wo wir die kindliche Stimme sparten
für Gras und Amsel, Kamille und Strauß.

Da saßen wir abends auf einer Schwelle,
ich weiß nicht mehr, vor welchem Tor,
und sahn wie im Mond die mondweißen Felle
der Katzen und Hunde traten hervor.

Wir riefen sie alle damals beim Namen,
ich weiß nicht mehr, wie ich sie rief.
Und wenn dann die Mägde uns holen kamen,
umfing uns das Tuch, in dem man gleich schlief.

1930er Jahre

aus:. Peter Huchel: *Gesammelte Werke.* Hrsg. v. Axel Vieregg, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1984

Seine „naturmagische" Poetik hat der in der Mark Brandenburg heimisch gewordene Dichter (Peter Huchel 1903–1981) gerne mit den Kategorien der Mystik beschrieben: „Wortklänge, Bildvisionen, auf kein Thema hin geordnet… das war alles – ein paar magnetische Eisenspäne gewissermaßen, noch außerhalb des magnetischen Feldes." Im „großen Hof" seines Gedächtnisses, so Huchel, seien ihm „Himmel, Erde und Meer gegenwärtig". In seinen frühen Gedichten wie dieses aus den 1930er Jahren wird diese Herkunftswelt mit ungebrochener Wehmut vergegenwärtigt.

In den Gedichten nach 1962, als auf Huchel als Herausgeber der Literaturzeitschrift *Sinn und Form* eine regelrechte Hetzjagd einsetzte, veränderte sich auch das Naturbild des Dichters. Dann dominiert eine Poetik des Verhängnisses, die in die beschworenen Landschaften stets Zeichen des Unheimlichen einschreibt. Der isolierte Dichter hält Zwiesprache mit dem Schweigen oder entwirft Bilder vom Verlust der Hoffnung und kryptische Diagnosen des Scheiterns.

Peter Maiwald
Spruch

Wir haben unsern Baum gepflanzt.
Der Baum ist uns gestorben.
Wir haben unser Kind gezeugt.
Das Kind ist uns verdorben.
Wir haben unser Haus gebaut.
Das Haus ist uns zerfallen.
Wir haben auf den Krieg gesetzt.
Und das blieb von uns allen.

1984

aus: Peter Maiwald: *Balladen von Samstag auf Sonntag.* Deutsche Verlags-Anstalt, München 1984

Von 1968 bis zu seinem Ausschluss 1984 war Peter Maiwald (1946–2008) ein engagiertes Mitglied der Deutschen Kommunistischen Partei. Er veröffentlichte Agitprop-Stücke und -Lieder, die die Arbeiter zum Klassenkampf motivieren sollten. Nach seinem Bruch mit dem dogmatischen Marxismus griff er verstärkt auf die traditionellen Formen der Lyrik, Strophe und Reim zurück. Mit den Balladen von Samstag auf Sonntag *wurde er 1984 in der FAZ enthusiastisch gefeiert. Marcel Reich-Ranicki nannte den Band „ein Ereignis“.*

Das vorgestellte Gedicht entstammt den vielgelobten „Balladen“. In seiner Lakonie ist es handwerklich effektvoll gebaut. Auf den ersten Blick könnte man seinen Tenor für fatalistisch halten, wären da nicht die beiden Schlussverse: Wenn „wir“, die Deutschen vermutlich, alles verloren haben, sind wir selbst daran schuld, weil wir „auf den Krieg gesetzt“ haben – eine politisch korrekte Sentenz, die demonstriert, dass Maiwald stets ein guter Linker geblieben ist.

Rafael Alberti

Debajo del chopo, amante,
debajo, del chopo, no.

Al pie del álamo, si,
del álamo blanco y verde.

Hoja blance tú,
hoja verde yo.

Aufforderung

Im Erlenschatten, Liebste,
im Erlenschatten, nicht.

Unter der Pappel, ja,
dem Weiß und Grün der Pappel.

Weißes Blatt du
grünes Blatt ich.

1925

aus: Rafael Alberti: *Zu Lande zu Wasser. Gedichte.* Spanisch u. deutsch. Aus d. Spanischen v. Erwin Walter Palm. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1960

Rafael Alberti (1902–1999) war der populärste Repräsentant jener legendären Generation 1927, mit der die spanische Lyrik im 20. Jahrhundert wieder Weltgeltung erlangte. Gemeinsam mit Frederico García Lorca (1898–1936) brachte er volkstümliche Inhalte und eingängige Formen mit den experimentellen Schreibweisen der Moderne in Einklang. In seinem Gedichtband Über die Engel *(1929) vollzog er den Übergang in eine surrealistische Bildersprache. Nach 1930 begann der Aktivist der spanischen Kommunisten auch politisch engagierte Lyrik zu schreiben. Der politisch-operative Gestus hat aber die sinnlich-surrealistische Metaphorik nie ganz verdrängt.*

In Albertis 1925 verfasstem *Tagebuch einer Reise mit der Geliebten* findet sich ein zartes Liebesgedicht, das durch die Mobilisierung von Farben und Naturbildern lebt. Zwei Liebende haben ein ideales Refugium gefunden. Liebe und Natur scheinen untrennbar verbunden: Die Pappel mit ihren Blättern, deren eine Seite weiß, die andere grün schimmert, symbolisiert die naturwüchsige Zusammengehörigkeit der Liebenden.

Rainer Brambach

Am Nachmittag

Diesmal kam es am Nachmittag
und nicht wie sonst immer
in der Nacht.
Es kam wieder, doch ich fand
auch am Tag keinen Namen dafür.
Diesmal schien es gelb.
Ich saß in der Küche,
ein abgebranntes Zündholz
zwischen den Fingern.

1960er Jahre

aus: Rainer Brambach: *Gesammelte Gedichte. Mit einem Nachwort von Hans Bender*. Diogenes Verlag, Zürich 2003

„Ich war ein Gartenbauarbeiter / ich habe Bleibendes geschaffen“: Als ein der Erde verbundener Gärtner, Torfstecher, Steinmetz, Weintrinker und Lyriker hat sich der Dichter Rainer Brambach (1917–1983) immer gerne porträtiert. Seine Verse hat er sich wohl genau so hart erarbeitet wie seine handwerklichen Produkte. Der Erdarbeiter in „grobem Hemd, Manchesterhose, Garibaldihut“ erkundete nicht nur die stofflichen Elemente von Landschaften und Gärten, sondern auch die eigene Seele.

Mitten in der alltäglichen Arbeit, beim Verrichten unspektakulärer Dinge kann einen plötzlich das Unerwartete überfallen, ein Traumblitz, eine Angstvision oder auch eine unabweisbare Gewissheit. Brambachs lyrisches Ich wird von etwas Unbestimmtem in Bann gezogen, etwas Mächtigem, dem das Ich keinen Namen geben kann, aber immerhin eine Farbe. Die Routinen der Lebenswelt sind erst einmal außer Kraft gesetzt, das Subjekt wird zurückverwiesen auf seine existenziellen Fundamente.

Rainer Brambach
Wirf eine Münze auf

Jener metallene Ton,
der im Ohr aufklingt, sekundenlang,
bedeutet Glück oder Unglück
oder keines von beiden.

Vielleicht hebt jemand sein Glas
und spricht von dir,
ohne Aber und Wenn –

Quer durch den Wald
oder die Schneise entlang?
Antenne und Tanne sind Nachbarn.
Entscheide dich, es dunkelt.

Im Zweifel wirf eine Münze auf.
Kopf oder Zahl,
was wählst du?

1977

aus:. Rainer Brambach*: Gesammelte Gedicht.* Zürich, Diogenes Verlag 2003

Das kleine Exerzitium, das Rainer Brambachs (1917–1983) lyrischer Protagonist hier absolviert, muss man philosophisch wohl eine Kontingenz-Übung nennen. Denn es geht um die Deutung von eher zufälligen Lebenskonstellationen im Hinblick auf ihre schicksalhafte Notwendigkeit. Kleine akustische Signale oder ein Münzenwurf werden hier in ihrer Orakel-Funktion vorgestellt. Jedes noch so unbedeutende Alltagsdetail könnte aus dieser Perspektive über die Richtung des Daseins entscheiden. Der Dichter bleibt jedoch skeptisch – und stellt nur Fragen.

Der Text des passionierten Gartenbauarbeiters und Dichters Brambach, der später zum Titelgedicht eines 1977 publizierten Gedichtbands wurde, spricht von den elementaren Entscheidungen, die jeder Mensch zu treffen hat, wenn er über die Richtung seines Lebens bestimmen will. An ein übergeordnetes Schicksal, das zeigt die dritte Strophe, lässt sich die Notwendigkeit einer eigenen Entscheidung nicht delegieren.

Rainer Kirsch

Meinen Freunden, den alten Genossen

Wenn ihr uns unsre Ungeduld bedauert
Und uns sagt, dass wirs heut leichter hätten
Denn wir lägen in gemachten Betten
Denn ihr hättet uns das Haus gemauert –

Schwerer ist es heut, genau zu hassen
Und im Freund die Fronten klar zu scheiden
Und die Unbequemen nicht zu meiden
Und die Kälte nicht ins Herz zu lassen.

Denn es träumt sich leicht von Glückssemestern
Aber Glück ist schwer in diesem Land.
Anders lieben müssen wir als gestern
Und mit schärferem Verstand.

Und die Träume ganz beim Namen nennen;
Und die ganze Last der Wahrheit kennen.

um 2000

aus: Rainer Kirsch: *Werke.* Eulenspiegel Verlag, Berlin 2004

Ein leidenschaftlicher Prediger strenger Verskunst lässt sich von gesundheitlichen Krisen nicht aus dem Form-Gleichgewicht bringen. „Ich huste, wenn ich huste, meistens jambisch“, schreibt Rainer Kirsch (geb. 1934) in einem seiner meisterhaften Petrarca-Sonette – und diese ironische Demonstration von Formbewusstsein ist charakteristisch für einen renitenten Traditionalisten, der Kirsch als ein in der „sächsischen Dichterschule“ sozialisierter Klassizist bis heute geblieben ist.

Die von ihm geliebte Form des Sonetts hat Kirsch auch in der Nachwende-Zeit mit einem gewissen Beharrungstrotz immer neu durchexerziert. Und auch seinem literarisch-politischen Impuls, nicht nur als Realist, sondern auch als überzeugter Sozialist zu denken, ist er bis heute treu blieben. Sich lange nach dem Kollaps des „real existierenden Sozialismus“ an die „alten Genossen“ zu wenden, wenn auch in grimmiger Ernüchterung, zeugt von einem Bewusstsein der eigenen Stärke – und dem Glauben an die Legitimität der sozialistischen Utopie.

Robert Gernhardt

Die Lust kommt

Als dann die Lust kam, war ich nicht bereit.
Sie kam zu früh, zu spät, kam einfach nicht gelegen.
Ich hatte grad zu tun, deswegen
war ich, als die Lust kam, nicht bereit.

Die Lust kam unerwartet. Ich war nicht bereit.
Sie kam so krass, so unbedingt, so eilig.
Ich war ihr nicht, nicht meine Ruhe, heilig.
Da kam die Lust, und ich war nicht bereit.

Die Lust war das, doch ich war nicht bereit.
Sie stand im Raum. Ich ließ sie darin stehen.
Sie seufzte auf und wandte sich zum Gehen.
Noch als sie wegging, tat es mir kaum leid.
Erst als sie wegblieb, blieb mir für sie Zeit.

1987

aus: Robert Gernhardt: *Gedichte 1954–1994*. Haffmans Verlag, Zürich 1994

„Mein Körper hält sich nicht an mich. / Er tut, was ich nicht darf.“ Mit solchen Befunden machte Robert Gernhardt (1937–2006), einer der großen komischen Dichter der Gegenwart, auf die hartnäckige Diskrepanz zwischen den Wünschen des Bewusstseins und den Eigenwilligkeiten des Körpers aufmerksam. Auf fast schon tragische Weise versagt das Bewusstsein dem Körper seinen Dienst in dem 1987 erstmals gedruckten Gedicht über die Nicht-Realisierbarkeit der Lust.

In drei Strophen, die in subtiler Variation die Disharmonie zwischen der Lustempfindung und dem Eigensinn des Willens durchspielen, hat Gernhardt ein kleines trauriges Meisterwerk der Komik geschaffen. Dieses Poem über die Lust und die Unpässlichkeit ist auch eine kleine Reflexion über verpasste Lebens- und Liebes-Chancen. Die schöne paradoxe Wendung am Ende benennt das Dilemma eines Einsamen.

Robert Gernhardt
Weils so schön war

Paulus schrieb an die Apatschen:
Ihr sollt nicht nach der Predigt klatschen.

Paulus schrieb an die Komantschen:
Erst kommt die Taufe, dann das Plantschen.

Paulus schrieb den Irokesen:
Euch schreib ich nichts, lernt erst mal lesen.

1970er Jahre

aus: Robert Gernhardt: *Gesammelte Gedichte.* S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2005

Ein Klassiker des humoristischen Genres ist der hier von Robert Gernhardt (1937–2006) inszenierte Zusammenprall der biblischen Apostelgeschichte mit den Abenteuermythen des Schriftstellers Karl May (1842–1912). Wenn die Paulus-Briefe, also die ersten theologischen Episteln des Christentums, hier ausgerechnet an die berühmten Indianerstämme der Karl May-Romane gerichtet werden, produziert das einen enormen Heiterkeits-Effekt.

Der mächtigste Agent des Vergnügens in diesem Gedicht ist natürlich der wunderbar absurde Reim, der die unvereinbar scheinenden Sphären der christlichen Grundregeln und der Indianer-Kultur miteinander verknüpft. Die Komik kulminiert im letzten Zweizeiler, der die bei Karl May eher maliziös geschilderten „Irokesen“ als ein Exempel des Bildungsnotstands verspottet. Dass dieses vergnügliche Spiel beliebig fortsetzbar ist, signalisiert der Titel des Gedichts, der die Begeisterung des Autors über seine eigene Reimkunst annonciert.

Robert Schindel
Kleiner Versuch Todesorgel

Man könnte auch sagen
Schluck auf Schluck ist nicht Schluck auf Schluck
Schluck ist für sich, Schluck ist für sich

Man könnte auch sagen
Antwort auf Frage ist nicht Antwort auf Frage
Antwort ist für sich, Frage ist für sich

Man könnte auch sagen
Leben zum Tod ist nicht Leben zum Tod
Leben ist für sich Tod ist für sich

Man könnte auch sagen
Man könnte auch sagen ist nicht man könnte auch sagen
Man könnte ist für sich, auch sagen ist für sich

Schluck auf Schluck
Antwort auf Frage
Leben zum Tod
Man könnte auch sagen

1990er Jahre

aus: Robert Schindel: *Immernie.* Suhrkamp Verlag. Frankfurt a.M. 2000

„Deine Texte werden immer jüdischer“, lässt der Wiener Dichter Robert Schindel (geb. 1944) namenlose „Leute“ in seinem Gedicht „Vom Indirekten II“ sagen. Und tatsächlich gilt dieser ironisch gemeinte Hinweis in besonderer Weise für sein Gedicht über die „Todesorgel“, das im Titel wie auch in der stilistischen Figur der litaneiartigen Wiederholung auf Paul Celans (1920–1970) berühmte „Todesfuge“ (1945) zurückgreift. Schindels artifizielles Konstrukt basiert einzig auf sprachimmanenter Reflexion – und lässt jeden direkten Bezug auf den Holocaust weg.

Das Gedicht demonstriert die Möglichkeiten zur manipulativen Instrumentalisierung von Sprache und Geschichte durch Sprachreflexionen, die ins Absurde getrieben werden. Schindel zitiert nur die Techniken, die alles sprachliche und geschichtliche Geschehen unter einen sprachskeptischen Vorbehalt stellen. Damit zeigt das Gedicht implizit auch die Strategien, derer sich die Relativierer des Völkermords und überhaupt politischer Verbrechen vorzugsweise bedienen: der Zerreißung und Leugnung der Zusammenhänge.

Robert Walser
Welt I

Es lachen, es entstehen
Im Kommen und im Gehen
Der Welt viel tiefe Welten,
Die alle wieder wandern.
Und fliehend durch die andern
Als immer schöner gelten.

Sie geben sich im Ziehen,
Sie werden groß im Fliehen,
Das Schwinden ist ihr Leben. –
Ich bin nicht mehr bekümmert,
Da ich kann unzertrümmert
Die Welt als Welt durchstreben.

1900

aus: Robert Walser: *Die Gedichte. Sämtliche Werke, 13. Bd.* Suhrkamp Verlag. Frankfurt a.M. 1986

Bei aller Unsicherheit über die Eigenschaften der „Welten", die das lyrische Ich Robert Walsers (1878–1956) hier durcheilt, ist eins gewiss: Es ist eine große Zuversicht, aus der heraus das lyrische Subjekt sein Lebensprogramm formuliert. Ein „unzertrümmertes" Ich spricht und selbst die Einsicht in die Vergänglichkeit der zu durchlaufenden Existenzformen kann den Optimismus nicht dämpfen.

Walser, der sanftmütige Autor, der zeitlebens in subalterne Berufe ausweichen musste, hatte 1898 seine ersten Gedichte veröffentlicht, die ihm einen ersten Zugang zur literarischen Welt verschafften. In diesem frühen Gedicht, das 1900 erstmals unter dem Titel *„Glück"* publiziert wurde, später dann in der Buchausgabe von die Überschrift „Welt" erhielt, kultiviert hier – ungewöhnlich für einen Autor der Selbstverkleinerung – einen Gestus der Weltzugewandtheit.

Rolf Bossert

Vierzeiler

Auf hellem Feld ein Gartenzwerg.
Daneben stampft die Industrie.
Ein Kunststoffgalgen auf dem Berg.
Ein Land geht langsam in die Knie.

1982

aus: Rolf Bossert: *Ich steh auf den Treppen des Winds. Gesammelte Gedichte*. Hrsg. v. Gerhardt Csejka. Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 2006

Der Dichter Rolf Bossert (1952–1986) war die suggestivste Stimme im staatlich schikanierten Zirkel der rumäniendeutschen Schriftsteller; die seit den spätern 1970er Jahren davon träumten, innerhalb der Diktatur Nicolae Ceauşescus als „sanfte Guerilleros“ (Richard Wagner) agieren zu können, Nach 1980 tat sich im lyrischen Werk des anfänglich geförderten Bossert jener Riss zwischen offizieller Staatsästhetik und poetischem Autonomieverlangen auf der nicht mehr zu kitten war.

In vier Zeilen ist hier die Tragödie des rumänischen Feudal-Kommunismus zusammengefasst. Die falsche Gartenzwerg-Idylle verbindet sich mit dem Getriebe einer Industriegesellschaft, bei der die rücksichtslose Ausplünderung der ökologischen Ressourcen eines Landes zum Programm des „Fortschritts“ gehört. Das Gedicht entstand im November 1982; das Ende des rumänischen Alptraums sieben Jahre später hat Rolf Bossert nicht mehr erlebe Im Februar 1986 sprang er in Frankfurt aus dem Fenster eines Aussiedlerheims.

Rolf Dieter Brinkmann

Selbstbildnis im Supermarkt

In einer
großen
Fensterscheibe des Super-

markts komme ich mir selbst
entgegen, wie ich bin.

Der Schlag, der trifft, ist
nicht der erwartete Schlag
aber der Schlag trifft mich

trotzdem. Und ich geh weiter

bis ich vor einer kahlen
Wand steh und nicht weiter
weiß.

Dort holt mich später dann
sicher jemand

ab.

1967

aus: Rolf Dieter Brinkmann: *Standphotos. Gedichte.* Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1980

Gegen die dominanten „Blindbegriffe“ der öffentlichen Rede setzte der poetische Anarchist Rolf Dieter Brinkmann (1940–1975) seine Poetik des alltäglichen die auf die Erkenntnisleistung der „sinnlichen Erfahrung“ vertraute. In einigen fotografisch „snapshots“, inspirierten Gedichten der 1960er Jahre verwischt Brinkmann die Grenze zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, zwischen der sinnlichen Gewissheit und dem Imaginären.

Das Leben, für Brinkmann ein „komplexer Bildzusammenhang“, erweist sich, wie es in einem anderen Gedicht heißt, als unwirklicher „image-track“. Die große Fensterscheibe des Supermarkts bildet hier für das Ich einen monströsen Spiegel, in dem die Kontur der eigenen Identität fassbar zu werden scheint. Doch beim Überschreiten der Grenze zwischen Bild und empirischer Wirklichkeit erleidet das Subjekt einen Schock. Man erfährt nicht, in welche Bereiche das Ich nun vorstößt. Das Bewusstsein ist in einen anderen Zustand geraten – in labyrinthische Zonen, in denen das Subjekt „nicht weiter weiß“. Die Aussicht, dort „abgeholt“ zu werden, ist nur als ironische Pointe zu verstehen.

Rolf Haufs
Generation

Dass wir nicht Väter sind, die wir doch
Keine Väter hatten. Blutrote Kleider
Umgeschneidert umgefärbt
Mein erster Anzug

Ach Sohn, es fragte jemand mich nach dir
Ich sagte, es hätten die Söhne sich
Schon wieder geändert. Danach
Schlief ich wie tot

Und du Tochter, machst dir ein Bild
In deinen Augen verschwenderische Gedanken
Die ich lese, als könnten sie mich
Am Leben halten

Oh nicht noch einmal beginnen
Auf den Bergen brennt Feuer
Kein Krieg. Es ist. Kein Krieg.

1984/85

aus: Rolf Haufs: *Felderland.* Carl Hanser Verlag, München 1986

Mit einer ebenso einfachen wie prägnanten Gedichtsprache und mit dem bewussten Verzicht auf dekorative Metaphorik hat Rolf Haufs (geb. 1935) einen Gedichttypus geschaffen, der ganz auf die spezifische poetische Kraft der Erinnerung, der sarkastischen Beobachtung und sinnlichen Wahrnehmung vertraut. Im additiven Nebeneinander der Erinnerungsbilder überlagern sich individuelle und kollektive Geschichte.

Wie tief der Bruch zwischen der Kriegs-Generation der NS-Zeit und ihren Söhnen ist, vergegenwärtigt schon die Paradoxie der beiden Eingangszeilen. Nicht nur die Möglichkeit einer Identifikation zwischen Vätern und Söhnen wird hier negiert, sondern auch jede Form der Traditionsbildung. Die „blutroten Kleider“ der soldatischen Väter sind von Schuld besudelt. Deren Söhnen gelingt es ebenso wenig, mit ihren eigenen Kindern eine stabile, Gemeinsamkeit stiftende Verständigung zu erreichen.

Ron Winkler
High End Erfahrung

Der Morgen wechselte zwischen Auslieferung
von Atheismus und eiliger Katholisierung.
die Sonnenstrahlen schienen modern. Sie verweigerten
eine eindeutige Botschaft. Apropos:
hinter einigen Begriffen vermutete ich Bäume.
„möge er sich nicht vergoogeln –
in diesem stark nachlassenden Wald.“
nicht jede Ellipse darin war eine Lücke. aber fast.
unterwegs zertrat ein Drittes zufällig die Updates einiger Gräser.
es mochten Betaversionen gewesen sein.
die Insolvenzbewölkung am Himmel lenkte mich jedoch davon
ab.

2005/06

aus: Ron Winkler: *Fragmentierte Gewässer*. Berlin Verlag, Berlin 2007

Wenn es von Naturphänomenen nur noch „Betaversionen“ gibt, dann ist die Welt endgültig in der Ära der technischen Simulationen angekommen. Für einen kühlen Ironiker wie den Dichter Ron Winkler (geb. 1973) ist das Naturgeschehen kein aufblitzendes Schöpfungswunder mehr, sondern oft nur noch eine Angelegenheit der Suchmaschine „google“. Winkler gewährt den Ur-Elementen der Poesie – Wasser, Wolken, Schnee, Jahreszeiten – keinen autarken Raum mehr, sondern entzaubert sie mit szientifisch-technizistischen Gegen-Begriffen.

Winklers Lyrik polarisiert die Literaturkritik, weil sie den Naturdingen eine romantische Aura verweigert und sie nur noch als vokabuläres Spielmaterial nutzt. Was einst Naturdichtung war, erscheint nun als rhetorische Übung mit Fachbegriffen, die je nach aktuellem Reizwert und höchstmöglichem paradoxen Effekt miteinander kombiniert werden. Aber dieses Verfahren vermag der Lyrik neue Sprachfelder zu erschließen.

Rose Ausländer

Ich bin
schon lange verschollen
doch
ich lebe immer noch
in einem
verlorenen Zimmer

und spiele
mit Worten
wie ein
törichtes Kind

nach 1950

aus: Rose Ausländer: *Und preise die kühlende Liebe der Luft. Gedichte 1983–1987*. S, Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1988

Wie ihr Dichterkollege Paul Celan (1920–1970) wuchs Rose Ausländer (1901–1988) in der Vielvölkerstadt Czernowitz in der Bukowina auf; dem einst östlichsten Grenzposten der Habsburgermonarchie, der heute zum Staatsgebiet der Ukraine gehört. Im barocken Sprachmilieu dieser Stadt überlagerten sich Mythen, Märchen und Legenden aus vielen Traditionen. Nach der Okkupation der Stadt durch die Nazis lebte Rose Ausländer seit 1943 in Kellerverstecken und entging damit der Deportation. Gegen Paul Celans poetisches Signum der Heillosigkeit setzte sie ihr ästhetisches Credo der Hoffnung.

Das „Spiel mit Worten“ hat die Autorin zur Überlebensstrategie entwickelt. Die Einkehr ins „Mutterland Wort“ wurde zur Grundfigur ihrer Dichtung. Im Gegensatz zu Celans streng sprachskeptischer, zerklüfteter Dichtung beruht Rose Ausländers Lyrik auf einem fast naiven Vertrauen in die Wirkungskraft des poetischen Wortes. Mit Hilfe dieses Sprachvertrauens lassen sich die Erfahrungen des Verschollenseins und der Verlorenheit überstehen.

Sándor Petőfi

Még kér a nép

Még kér a nép, most adjatok neki!
Vagy nem tudjátok, mily szörnyű a nép,
Ha fölkel és nem kér, de vesz, ragad?
Nem hallottátok Dózsa György hirét?
Izzó vastrónon őt elégetétek,
De szellemét a tűz nem égeté meg,
Mert az maga tűz; ugy vigyázzatok:
Ismét pusztíthat e láng rajtatok!

Der Nationaldichter Sándor Petőfi verewigte 1848 Dózsas Tod in dem Gedicht Még kér a nép (Noch bittet euch das Volk, 1847):

Noch bittet euch das Volk

Noch bittet euch das Volk, lasst euch erweichen!
Das Volk wird furchtbar, wenn es aufbegehrt.
Wenn mit Gewalt sich's nimmt, was ihr verweigert!
Ihr Herrn, habt ihr von Dózsa nie gehört?
Man ließ ihn auf dem Eisenthron verbrennen.
Hat das Gedenken man so ins Gegenteil verkehrt?
Sein Geist ist selber Feuer! Drum gebt acht,
Dass er nicht plötzlich euch zu Asche macht.

György war der Anführer des nach ihm benannten Bauernaufstandes gegen die ungarischen Magnaten.

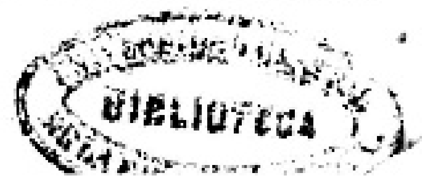
Am 15. Juli 1514 traf das gegnerische Heerunter Führung von das Johann Zápolya (späterer König von Ungarn) vor Temeswar ein und stellte sich zum Kampf. Zunächst konnten sich die Bauern unter Dózsas Führung gegen die kampferprobten Söldner behaupten. Doch als die Truppen des Comes von Temeswar, István Báthory eingriffen, war die Niederlage der Bauern besiegelt. Die Anführer wurden auf Zápolyas Geheiß gefoltert.
György Dózsa wurde, als „Bauernkönig" verhöhnt, auf einen rot glühend erhitzten Eisenstuhl gesetzt, mit Krone und Szepter, ebenfalls rot glühend. Sein Körper wurde gevierteilt und in Ungarns Städten zur Schau gestellt.

STEPHANI TAVRINI OLOMVCEN. STAVromachia/id est Cruciatoꝝ Seruile Bellum. Qđ anno ab orbe redẽpto post sesq̃millesimũ quartodecimo & Pannoniá/& Collimitaneas ꝓuincias ualde miserabiliter depopulauerat. In Quinq; libros summatim digestũ.

EIVSDEM Index eorum quæ in hoc opere uisa sunt annotatu digniora.



Georgius Zekel



Sarah Kirsch
Ein Bauer

Ein Bauer mit schleifendem Bein
Ging über das Kohlfeld, schwenkte den Hut
Als wäre er fröhlich.

1976

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte*. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005

Denkfaule Beobachter haben die störrische Landschaftsdichterin Sarah Kirsch (geb. 1935) zur Chronistin eines unversehrten ländlichen Daseins verkleinern wollen. Aber Kirschs Gedichte kultivierten nie – weder in der DDR noch in der späteren Wahlheimat Schleswig-Holstein – jenen „sanften" Unschuldsblick auf die Phänomene der Natur, den man ihr in den Literaturgeschichten so gerne zugeschrieben hat. Wenn diese Dichterin Idyllen entwirft, dann sind es stets schwarze Idyllen, die an der zivilisatorischen Verwüstung des „Irrsterns" Erde keinen Zweifel lassen.

Es ist nur eine lakonische Miniatur, eine scharf umrissene agrarische Szene, die Sarah Kirsch in diesem Gedicht aus dem noch in der DDR veröffentlichten Band *Rückenwind* (1976) einfängt. Die Unbeschwertheit und zugleich die Beschädigung des lyrischen Helden scheinen paradox in eins gesetzt. Der Schein des Idyllischen wird durch den markanten Konjunktiv der Schlusszeile zerstört. Die Ländlichkeit hat ihre Unschuld verloren.

Sarah Kirsch
Weltrand

Die abgeschlagenen Köpfe der Kühe
Schweben im Nebel über den Wiesen
Wenn der gehörnte Pfarrer am Abend
Mit roten Augen im Torfstich umherirrt.
Die letzten Vögel des Sommers reden
Mit vernünftigen menschlichen Stimmen
Es gilt Abschied zu nehmen von allen
Vertrauten Blumen und Blättern.
Halb steht die Sonne über dem
Wald halb ist sie unter.

nach 1983

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte.* Deutsche Verlags-Anstalt. München 2005

Wen es an den „Weltrand“ verschlagen hat, in einen einsamen Winkel fern der urbanen Routinen, der muss mit der Wirkmacht halluzinatorischer Fantasien rechnen. Wenn hier die Sicherheiten der Tagwelt verloren gehen, kehren die Dämonen zurück. So wie bei der Landschaftsdichterin Sarah Kirsch (geb. 1935), die seit 1983 in dem entlegenen Dorfflecken Tielenhemme in Schleswig-Holstein lebt.

Natur ist in diesem 1984 erstmals veröffentlichten Gedicht kein begütigendes Refugium mehr, in dem man Zuflucht finden kann vor den Zumutungen der postindustriellen Gesellschaften, sondern ein von bedrohlichen Gestalten und Fratzen bevölkertes Schreckensterritorium. Der Sommer steht vor dem Abschied – und schon beim Abschied von Licht und Helligkeit tauchen im Nebel Irrläufer auf, komische Boten des Wahnsinns. Der Sonnenstand zeigt an, dass die Zuversicht des Sommers untergeht und die Zeit der bedrohlichen Visionen anbricht.

Sarah Kirsch

Wenn er in den Krieg muss

Ich schwinge mich in den Apfelbaum
Knüpfe mich fest mit meinen Haaren
Ich will auf dich warten Goldener
Einen Monat oder mehr im Wind

Ach greift da der Wind
Rüttelt Regen den Baum
Sonne zersägt schon das Kleid
Ach wenn der Liebste naht in der Flammenwolke
Steh ich nackt

Den Vögeln Brot und Haus
Den Vögeln die es nicht gibt
Ich geh schwanger mit Nachtigalln Liebster
Warte auf dich komm sieh mich an

1967

aus: Sarah Kirsch: *Sämtliche Gedichte.* Deutsche Verlagsanstalt, München 2005

Es gehört zu den beliebtesten Irrtümern der Literaturkritik, die Dichterin Sarah Kirsch (geb. 1935) nur als naturmagische Landschaftspoetin zu verstehen. Bereits in ihrem ersten Gedichtband Landaufenthalt (1967), der in der DDR wie in der Bundesrepublik für Furore sorgte, demonstrierte Kirsch den Facettenreichtum ihrer lyrischen Imagination. Ein Gedicht, das vom drohenden Verlust einer Liebe spricht, konfrontiert auf raffinierte Weise gegensätzliche Bilderwelten: die Welt der Märchen mit den Todesschrecken des Krieges.

Traditionelle Märchen-Motive offenbaren hier ihre Ambivalenz. Das lyrische Ich, das sich in den Apfelbaum „schwingt“ und mit den Haaren an ihn geknüpft ist; dazu die Sehnsuchtsgeste, die an den Geliebten gerichtet ist: Dieses klassische Märchenbild evoziert auch eine Exekutionsmethode in Kriegszeiten. Und die Annäherung des Herzallerliebsten in einer „Flammenwolke“: Diese Fügung entstammt ursprünglich einem biblischen Kontext und bezeichnet hier auch die Grausamkeit der Kriegshandlungen.

Stefan George
Sprich nicht immer

Sprich nicht immer
Von dem laub
Windes raub
Vom zerschellen
Reifer quitten
Von den tritten
Der vernichter
Spät im jahr.
Von dem zittern
Der libellen
In gewittern
Und der lichter
Deren flimmer
Wandelbar.

1898

Allzu gerne lässt man sich hier von den schönen Suggestionen der Naturbilder, vom reinen „Geflimmer“ der Elemente, wie auch vom Spiel der Kreuz- und Schweifreime einnehmen. Zugleich aber sind Bilder einer unheimlichen Gewaltsamkeit präsent, die den sanften Versfluss konterkarieren. Als „drittes Buch“ einer Trilogie erschien 1898 Das Buch der hängenden Gärten*, in dem Stefan George (1868–1933), der Meister poetischen Wohllauts, einen ersten Höhepunkt seiner Kunst erreicht.*

Das durch seine Grazie faszinierende Gedicht, das seine Stoffe in eine sinnliche Schwebe bringt, gehört zur Gruppe der 50 Gedichte, die George zwischen 1893 und 1907 an seine Freundin Ida ss (1870–1942) richtete, bei der ihm eine erotische Erfüllung immer versagt blieb. Romantische Liedhaftigkeit und die Evokation eines Unheimlichen werden hier in eine schöne Balance gebracht.

Susanne Stephan
Textaufgabe

Nimm zwei Stufen in den Garten.
Zähle die Schritte um den Baum.
Sammle fünf Äpfel aus dem Gras.

Rechne dich selbst dazu
und hoch drei.

Was ist die Summe
und was die Wurzel aus

Wie lange, meinst du,
bist du noch hier.

Nach 2000

aus: Susanne Stephan: *Gegenzauber*. Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2008

Die mathematische Vermessung der Existenz, die Berechnung der Lebenszeit: ist sie möglich? Dieses Denkspiel erprobt die Dichterin Susanne Stephan (geb. 1963) in lakonisch verdichteten Versen – um gleich den inneren Widersinn dieses mathematischen Experiments bloßzulegen. Das lyrische Subjekt wird durch die eigene Lebensumgebung geschickt und dann wird ironisch eine absurde Formel als Existenz-Koeffizient daraus abgeleitet. Die beiden Schlussverse erst riskieren poetische Emphase – sie stellen eindringlich die Frage nach der Vergänglichkeit.

Der Titel des Gedichts ist nicht nur als ironische Pointe zu lesen. Denn eine „Textaufgabe“ gibt es nicht nur auf dem Feld der Mathematik. Es gehört wesenhaft zu den Aufgaben der Dichtkunst, die Frage nach den letzten Dingen zu stellen. Das Rätsel des Daseins in immer

Sylvia Geist

Kolk

Wie Drachen auf
und ab mit dem Luftstrom,

ihr Glänzen und Kreisen
einander doubelnde dunkle

Momente. Einer stößt oder fällt
hinab für eine Beere, Beute,

Laune, was weiß ich. Wahr,
Raben klingen nüchtern –

bekannte Tonspur eines Films,
die sich vielleicht imitieren ließe

das Echo aber
mit nichts zu vergleichen.

nach 2000

Manchmal genügt eine Vokabel – und sofort ist in einem Gedicht ein Ton angeschlagen, der ganz unterschiedliche Echos und Resonanzen erzeugt. „Kolk“: Der Titel des Gedichts führt auf weit auseinander liegende Territorien – auf geografische, geologische und biologische. Das ist typisch für eine Dichterin wie Sylvia Geist (geb. 1963), die in ihrer Poesie großen Wert legt auf die Exaktheit wissenschaftlicher Bezeichnung wie auf die Konfrontation der wissenschaftlichen Terminologie mit den Kraftfeldern traditioneller poetischer Metaphern.

Die Vokabel „Kolk“ führt letztlich zum Rabenvogel, zu dessen Flugbewegungen, für die das Gedicht Vergleiche aus dem Märchen („Drachen“) und dem modernen Medium Film bereit stellt. Die Beobachtung der Raben wird hier mit einer medientechnischen Reflexion konterkariert. Die Laute des Kolkraben werden als „bekannte Tonspur“ eines Films wahrgenommen und paradoxerweise wird der Erfahrung des Naturlauts gleichzeitig ein einzigartiges, unverwechselbares Echo zugesprochen.

Theodor Däubler

Hätte ich ein Fünkchen Glück

Hätte ich ein Fünkchen Glück, wäre alles anders!
Wollte blauer Tauwind hold meine Segel schweelen,
Blitzte gleich durch mich der Geist eines kühnen Landers,
Und ich müsste immer mehr, mich ums Mehr zerquälen.

Wäre wenig anders nur: hätte ich ein Fünkchen Glück,
Träumt ich nicht voll Brunstgewalt in die nackte, kalte Nacht,
Denn ich fühlte mich im Weib, bis in meinen Grund zurück:
Würde je mein Graun getilgt, hätt ich keinen Sturm durchwacht!

Wüsste ich, warum ich fromm, daseinsscheu und seltsam bin,
Ahnte ich, weshalb um mich nirgends grünes Glück gedeiht,
Hätte dieses kleine Sein plötzlich schrecklich vielen Sinn!
Nirgends fände ich den Zweck und ich stürbe doch vor Leid.

Dennoch höre, Erde mich: ich bin auch ein Kind von dir!
Erde, ach, ich liebe dich. Liebe ist mein Erdensang.
Erde, liebe deinen Sohn, wie die Pflanze, wie das Tier!
Erde, warum bin ich hier liebesarm und totenbang?

Hätte ich ein Fünkchen Glück, hielt ich rein das Glück!
So ist oft mein Traumgesicht wild auf Lust erpicht.
Alles bleibt in mir Versuch. Nie gelingt ein Stück.
Sing ich das, so glaube ich, dass mein Herz mir bricht.

Theodor Fontane

Man wird nicht besser mit den Jahren –
Wie sollt’ es auch? Man wird bequem
und bringt, um sich die Reu zu sparen,
die Fehler all in ein System.

Das giebt dann eine glatte Fläche,
Man gleitet unbehindert fort,
Und „allgemeine Menschenschwäche“
Wird unser Trost- und Losungswort.

Die Fragen alle sind erledigt,
Das eine geht, das andre nicht,
Nur manchmal eine stumme Predigt
Hält uns der Kinder Angesicht.

1895

In seinen „Sprüchen“ sammelte der große Erzähler und approbierte Apotheker Theodor Fontane (1819–1898) lakonische Lebensweisheiten, die von der Kunst der prägnanten Desillusionierung zeugen. In scheinbar braven Volksliedstrophen kommen solche Sentenzen daher, die dann aber alle friedvolle Betulichkeit aushebeln. Wer diese „Sprüche“ als abgeklärte Lebensbilanzen des damals bereits über Siebzigjährigen verbuchen möchte, stellt rasch fest, dass sich Fontanes subtiler Witz auch gegen die Gelassenheiten des Alters richtet.

Das 1895 um entstandene Gedicht resümiert die Lebensprogramme des Alters als ein System des Selbstbetrugs, in dem jede Verfehlung oder Gedankenlosigkeit mit dem Hinweis auf verständliche „Menschenschwäche“ entschuldigt wird. Erst in der Schluss-Strophe wird diese bräsige Selbstzufriedenheit irritiert durch die stumme Kritik, die in den Augen derjenigen aufscheint, die sich den elementaren Herausforderungen des Lebens erst noch stellen müssen. Fontane hält hier selbst eine „Predigt“ – wider alles vorschnelle Einverstandensein.

Thomas Bernhard
Psalm

Was ich tue, ist schlecht getan,
was ich singe, ist schlecht gesungen,
darum hast Du ein Recht
auf meine Hände
und auf meine Stimme.
Ich werde arbeiten nach meinen Kräften.
Ich verspreche Dir die Ernte.
Ich werde singen den Gesang der untergegangenen Völker.
Ich werde mein Volk singen.
Ich werde lieben.
Auch die Verbrecher!
Mit den Verbrechern und mit den Unbeschützten
werde ich eine neue Heimat gründen –
Trotzdem ist, was ich tue, schlecht getan,
was ich singe, schlecht gesungen.
Darum hast du ein Recht auf meine Hände
und auf meine Stimme.

1960

aus: Thomas Bernhard*: Gesammelte Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1991*

In den Neun Psalmen*, die er 1960 als Privatdruck erscheinen ließ, hat der Schriftsteller und „Übertreibungskünstler“ Thomas Bernhard (1931–1989) eine fatalistische Heilsgeschichte aufgezeichnet. Hier geht es nicht mehr um die rühmende Lobpreisung der Ewigkeit Gottes, sondern um die bittere Einsicht in die „Stimme der Vergängnis“. Gerade die Psalmen, die älteste Form der gottverbundenen Dichtung, eignen sich offenbar für ein heftiges Bekenntnis zu einem fragwürdig gewordenen Gott, an den man nicht mehr richtig glauben kann.*

Der Verlust der transzendentalen Gewissheit, die Erfahrung der schmerzhaften Abwesenheit Gottes manifestieren sich bei Bernhard in negativen Gebeten und in peinigenden Selbstbezichtigungen. Trotz aller weltzugewandten Einsatz- und Leidensbereitschaft konstatiert hier das lyrische Subjekt das eigene Versagen. Das Ich ist kein geeigneter Prophet für die Verkündung der frohen Botschaft – die angedeutete Demutshaltung gegenüber dem göttlichen Du erweist sich als sarkastischer Kommentar zur eigenen Nichtigkeit.

Thomas Gsella

Dichter mit Leserin am Strand

Sieh das Meer entfesselt wüten
Sieh die Winde stürmisch wehn
Sie die Möwen äh… sich drehn
Sie… hm… Tüten, hüten, brüten…
Sieh mal da, da… ist ein Schwimmer –
Sie, das wird nix. Also gehen
wir am besten gleich aufs Zimmer.

nach 2000

aus: Thomas Gsella: *Nennt mich Gott. Gedichte aus fünfzig Jahren.* S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2008

Die psychoanalytische Literaturbetrachtung spricht im Blick auf Liebesgedichte gerne von „Triebsublimierung", wenn es das Urmotiv für das Schreiben zu benennen gilt. Solche Sublimierungs-Thesen reizen dagegen selbstironie-erprobte Dichter eher zum Lachen. Ein Meister des vorbehaltlosen Lachens ist der ehemalige Titanic-*Chefredakteur Thomas Gsella (geb. 1958), den seine Reimkunst beim Anblick einer verlockenden Strandschönen gründlich im Stich lässt.*

Gsella gehört zu der raren Zunft der komischen Dichter, die mit satirischer Professionalität den Ast absägen, auf dem der Dichter mit Erhabenheitsanspruch sitzt. Auf amüsante Weise lässt der Hochkomiker seine Meeresstrand-Szene aus den Fugen geraten. Während die ersten drei Verse noch das Standartrepertoire des Küsten- und Strand-Gedichts zitieren, bleibt im weiteren Verlauf nur noch Gestotter übrig. Dies alles natürlich in professioneller Reimfügung.

Tom Pohlmann

Von Kaff zu Kaff

Diese Legende vom verwirrten,
überdrehten, abgedrehten Hund.
Diese Legende vom ins Endlose
erweiterbaren Hund.
Der Hund als Anbauküche
für das Schnitzel, und die Schmerzen
und die Marmeladengläser –
wenn man die Schnabeltasse
nicht mitzählt. Die Legende
vom verdrehten, vom verirrten
armen, aber dehnbaren Wesen
aus Knochen und Fell.

1997

In: *Das verlorene Alphabet. Deutschsprachige Lyrik der neunziger Jahre.* Hrsg. v. Michael Braun und Hans Thill. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1998

Die poetische Phantasie ist tendenziell expansiv und von keiner zweckrationalen Vernunft begrenzbar. Wer sich zur Kühnheit surrealistischer Bildfindungen bekennt, wie der Leipziger Dichter und Experimentalfilmer Tom Pohlmann (geb. 1962), der zelebriert auch gerne den Eigensinn eines lyrischen Einfalls.

Die Ausweitung einer poetischen Idee ins Visionäre oder krud Absurde wird hier am Beispiel einer Hunde-„Legende" demonstriert. Eine experimentelle Studie über Arthur Rimbaud (1854–1891) und „die Wurzeln der Moderne" hatte Pohlmann bereits 1997 mit dem Titel „Von Kaff zu Kaff'" versehen. Das exemplarische Gedicht dazu zeigt die Möglichkeiten der poetischen Bildfügung, einen Hund in metaphorisch ungewohnte Kontexte zu bringen. Neben die hinreißende Komik des Textes tritt der erkennbare Versuch, wie einst die Ahnen der surrealistischen Bewegung „die zufällige Begegnung zwischen einem Regenschirm und einer Nähmaschine auf einem Seziertisch" zu inszenieren.

Ulrike Almut Sandig

Immer viel zu spät aufstehn und immer ist
mir zu kalt. Immer denk ich ans Heimgehn
und heimlich im eigenen Zimmer: an mich
und niemanden sonst. Immer verrenk ich
beim Strecken der eigenen Knochen: dich.
Weiter nichts machen. Wochenlang schlafen
zur Übung fürs Wegsein in Abwesenheit
des selbst heimgebrachten Schneeballs
aus LICHT, der durch den Abfluss
(War ich wieder zu spät?) ins nicht,
nie mehr Sichtbare fiel.

nach 2004

aus: Ulrike Almug Sandig: s*treumen.* Connewitzer Verlagsbuchhandlung, Leipzig 2007

Ulrike Almut Sandig (geb. 1979) inszeniert das schwebende Widerspiel der gegensätzlichen Wünsche: Ein Ich träumt vom Weggehen und zugleich vom Heimkehren, von einem transitorischen Zustand, einer Suchbewegung, die auf kein festes Ziel gerichtet ist. Imaginiert wird das Wechselspiel zwischen Verankert-Sein und Unverankert-Sein, von Einkehr und Deterritorialisierung. Das Ich kann auf keinem festen Standort beharren, sondern bleibt im Provisorium – das Gedicht als eine „Übung fürs Wegsein“.

Die Gedichte der Leipziger Poetin und Zeitschriftenherausgeberin (EDIT) gehören mit zu den hoffnungsvollsten Sprachereignissen der jungen deutschen Lyrik: Hier verbinden sich lyrische Impulse zu einer diskreten Form, zu Texten, die sich nicht um eine feste Bedeutung gruppieren oder gar eine geschlossene metaphorische Welt aufbauen wollen, sondern eher dem Vagabundieren gleichen – Sprachbewegungen also, die sich erst in das Reich der Zeichen hineintasten, bevor sie ihre Richtung finden.

Ulrike Draesner
Echo

gebrochen er, als wär das zusammen, frage,
zu welcher anderen er halte, wie
das anders breche, breche er als der,
der, dass es zusammenhalte, das sage:

es breche zusammen, wäre frage,
zu einer anderen zu halten breche er

der, dass das zusammenhalte, sage:
das wär das andere, so breche er,
dass das, im zusammenkommen, halte wie
als wär das, gebrochen er, zusammen ohne frage.

1995

aus: Ulrike Draesner: *gedächtnisschleifen. Gedichte.* Luchterhand Literaturverlag, München 2008

Ein Gedicht kommt aus dem Körper, so hat die 1962 in München geborene Ulrike Draesner in einer Poetologie geschrieben, es entsteht scheinbar zufällig und kristallisiert sich heraus aus Sprachschleifen oder Loops, dem Zusammenstoß und dem Ineinandergleiten der Rhythmen von Außen- und Eigenwelt. Wie ein solches Gedicht das Wechselspiel von Nähe und Ferne verhandelt, zeigt Draesner in „echo“, das die Dialektik von Liebe und Trennung im Rekurs auf eine Mythe inhaltlich verwebt.

Die mythische Erzählung berichtet von einem Sprachraub. Nachdem Göttin Hera entdeckt, dass Echo sie im Auftrag ihres Gatten Zeus mit Geschichten abgelenkt hat, um ihm die Gelegenheit für seine Seitensprünge zu verschaffen, bestraft Hera sie mit dem Verlust der Sprache. Lediglich die Fähigkeit, die letzten an sie gerichteten Worte zu wiederholen bleibt ihr. Mit diesem Fluch geschlagen, gesteht Echo dem Narziss ihre Liebe und wird von diesem grob verschmäht. In die Einsamkeit zurückgezogen, verkümmert die Nymphe und wird schließlich nur noch Stimme.

Urs Allemann

kötzelers nachtlied

wir haben zusammen gebrochen
dann hab ich allein gekotzt
jetzt brech ich zusammen was allein
mir was notzt

wir wollen zusammen zusammen
brechen das ist der hammer
aber du kotzbrocken hast keine möge und ich auch nicht
ein jammer

so und jetzt stochere ich bereits („bereits!“) mit der brechstange
in dem kotz der allerdrittsten strofe
zusamm allein a lamm zu sein
würg gut schaf ich poofe

2009

unveröffentlicht

Ein Prosatext mit dem Titel „Babyficker“ löste beim Ingeborg Bachmann-Wettbewerb *1991 einen Skandal aus. Der Autor, der darin vor allem seinen sprachlichen Obsessionen Ausdruck verlieh, einem Gefühl der Irrealität gegenüber der Alltagssprache, der 1948 geborene Urs Allemann, leitete von 1986 bis 2005 das Feuilleton der* Basler Zeitung*. Er lebt als Schriftsteller und Rezitator eigener und fremder Texte (Wilhelm Busch, Robert Gernhardt, Christian Morgenstern) in der Nähe von Basel. Seit 2001 veröffentlicht er Gedichtbände, in denen er tradierte Poesieformen, etwa die Ode oder das Sonett, auf eigenwillige Art dekonstruiert.*

„kötzelers nachtlied“ spielt im Titel auf „Wanderers Nachtlied“ an; auch der Anfang klingt durchaus erhaben. Doch flugs erweist sich das Gedicht als freches Sprachspiel mit den verschiedenen Bedeutungen von „kotzen“ und „brechen“, ein Sinnzersetzungs-Poem mit schrägen Reimen („notzt“), modischen Wendungen und Dialekt-Einsprengseln, einer derben Lust am Radau.

Ursula Krechel

Aus dem Lesebuch

Jetzt weißt du, wie das Leben ist.
Es weidet draußen und es frisst.
Erst weidet es dich aus, es frisst
dich dann mit Haut und Haaren auf.
Es tut, als nähme es seinen Lauf.
Doch du läufst selbst herum, du isst
ein Butterbrot und lebst das Leben
(es weidet draußen), das du vergisst.

1990er Jahre

aus: Ursula Krechel: *Ungezürnt.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997

Ein „Lesebuch" stellt uns in der Regel Texte mit klaren, sinnstiftenden Lebensregeln, pädagogisch sinnvollen Botschaften oder leicht ausdeutbaren Morallehren zur Verfügung. Eine Dichterin wie Ursula Krechel (geb. 1947), die um die Unsicherheit der Wörter weiß, die uns als „semantisch ungebundene Gesellen" begleiten, versucht auf subtile Weise, diese scheinhafte Eindeutigkeit der „Lesebuch"-Lehren zu unterlaufen.

Das in den 1990er Jahren entstandene Gedicht betreibt Camouflage: Es schlüpft in das Gewand des Sinnspruchs und der Fabel, kommt mit harmlosen Reimfügungen daher – aber zugleich zersetzt es alle versöhnlichen Pointen von innen her, zeigt die Destruktivität des in allegorischer Gestalt verkleideten Lebens. Im Spiel mit der Mehrdeutigkeit der Wörter („weiden" = „ausweiden" und „auf dem Feld Nahrung suchen") erscheint das Leben zunächst als recht gefräßiges Wesen, dann als vorgeblich eigendynamische Struktur, zuletzt aber etwas, das aktiv gestaltet werden muss. Ihm aber vollständig habhaft zu werden, gelingt nie.

Ursula Krechel
Mundtot

Jetzt wieder Angst vor Bekenntnissen
Wallfahrten, Kinderkreuzzügen
verschwisterten Opfermählern:
Dass alles Bekannte schon bekannt sei.
Dass Ruhe herrscht
Wo sich das bloßgelegte Herz beruhigt
also nirgends.
Auf Vernünftigkeit folgt Dunkel
Auf Dunkel wölfische Heiligkeit.
Nachts höre ich die Schreie der Stummen
oder schreie ich schon selbst, halbwach.

1985

aus: Ursula Krechel: *Ungezürnt.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997

Jemand wird zum Verstummen gebracht, ins Schweigen gezwungen, zieht sich zurück, ist „mundtot". Aber das Sprechen geht in der Außenwelt weiter. Das stumme Ich verweigert sich diesen Agenten des Sozialen, die das Bekannte einfordern: „Bekenntnisse". Ursula Krechel (geb. 1947) zeigt das Innere eines unglücklichen, von Ängsten zerfurchten Bewusstseins, das von der Gewalt der herrschenden Sprachregelungen bedroht wird. Am Ende sind die Innen- und Außen-Stimmen nicht mehr zu unterscheiden.

Mit erzählenden Gedichten, in deren Zentrum ein rebellisches, von den Erfahrungen der linken Studentenrevolte geprägtes weibliches Ich stand, hatte Ursula Krechel 1977 die Bühne der Literatur betreten. In den 1980er Jahren, in denen auch „Mundtot" entstand, entwickelte sie immer mehr eine Sprachskepsis, die sie rigoros bis in den Kern ihrer Gedichte trieb.

Walter Hasenclever

Kehr mir zurück, mein Geist

Kehr mir zurück, mein Geist, im Blut verrieben;
Was du gelöst, das sammle wieder fest
Und halte mir das Gleichgewicht beim Lieben,
Sonst sterb ich am Gefühl, wie an der Pest.
Ich will jetzt mit dir sein und mit dir reisen;
Wir wollen wie zwei Kugeln uns umkreisen,
Aus einem hellen Raum ins Dunkel wehn.
Wenn je dich ein Genuss verzehrt, den töte!
Verkauf dein Weib, du wirst es überstehn.
Gleichviel ob Ekel oder Liebesnöte –
Am Himmel eilen Wind und Morgenröte,
Die Scheiben klirren, und die Züge gehn.

1912

aus: Walter Hasenclever: *Gedichte. Dramen. Prosa.* Rowohlt Verlag, Hamburg 1963

Wer in Krisenlagen aus dem Gleichgewicht gerät, braucht ein Rettungsproramm. Das lyrische Ich des Dichters Walter Hasenclever (1890–1940), der im expressionistischen Jahrzehnt 1910–1920 zu den meistgespielten deutschen Dramatikern gehörte, appelliert in diesem Fall an den eigenen „Geist", der zur Stabilisierung des schwankenden Subjekts beitragen soll. Es sind wohl nicht nur „Liebesnöte", die das Ich plagen – es ist von solch existenzieller Wucht getroffen, dass nur noch eine gewisse Gewaltsamkeit die Befreiung aus dem Dilemma verheißt.

Im Zentrum des Gedichts scheint wieder Zuversicht für das Ich einzukehren, wird doch, entgegen der modernen Erfahrung einer tiefen Bewusstseinsspaltung die Wiedervereinigung mit dem „Geist" in Aussicht gestellt. Gleichwohl scheint es kaum möglich zu sein, dem beschädigten Leben zu entkommen, drängt sich doch die Phantasie vor, in einem „dunklen Raum" zu landen. Es folgen zwanghafte Handlungsappelle, geboren aus Bedrückung. Das 1912 entstandene Gedicht wurde in die Gedichtsammlung *Der Jüngling* aufgenommen.

Walter Helmut Fritz

Atemzüge

Bring die Spiegelungen von dem,
was war und was sein wird,
den Körper und sein Gedächtnis,
Atemzüge, tiefe, mühsame, rasche,
die freien und die gepressten

bring die Gesichter, durchsichtig
geworden von Schmerz und von Glück,
die Bilder, die unaufhörlich sich
mischen, unsere Geschichte,
die wir immer anders verstehen

bring den Knäuel,
zu dem die Jahre geworden sind,
und alle Vergänglichkeit, merkwürdige
Speise, bring sie herbei.
noch einmal, zur Sprache.

um 1985

aus: Walter Helmut Fritz. *Immer einfacher, immer schwieriger. Gedichte und Prosagedichte 1983–1986.* Hoffmann und Campe, Hamburg 1987

Seit seinem Debüt Achtsam sein *(1956), schreibt der Lyriker Walter Helmut Fritz (geb. 1929) Gedichte, die dem flüchtigen Lebensaugenblick mit hellem Staunen begegnen und ihm für die knappe Strecke des Gedichts den schönen Schein der Ewigkeit verleihen. Das poetische Grundgesetz dieser Poesie ist über ein halbes Jahrhundert konstant geblieben: In ruhiger Gelassenheit verweilt der Autor beim geduldigen Anschauen der Dinge, bis im Betrachten der Phänomene ihre ursprüngliche Leuchtkraft wieder aufscheint.*

Fritz zeigt den Dichter bei seiner elementarsten Arbeit: Bei der Erkundung der individuellen Lebensgeschichte, bei der Vergewisserung der eigenen Lebendigkeit, der geistigen und körperlichen Potenzen. Der wichtigste Lebensbegleiter ist stets die Erfahrung der Vergänglichkeit. Nur im Medium des Gedichts scheint es zu gelingen, in der unübersichtlich zu einem „Knäuel“ verflochtenen Lebenszeit wieder die einzelnen Erfahrungskerne freizulegen.

Walter Helmut Fritz

Biographie

Es krabbelt über den Boden. Es lallt, es kräht, es stammelt, es spielt, es stutzt, es schreit. Es tappt umher. Seine Lenksamkeit, sein Jähzorn, seine Schliche, seine Freude an rollenden Eisbuden. Es wird eine Plaudertasche. Es wird ein Hauptdarsteller. Später wird es sein größter Wunsch sein, den Gaurisankar zu besteigen.

1990er Jahre

aus: Walter Helmut Fritz: *Das offene Fenster.* Verlag Hoffmann & Campe, Hamburg 1997

In einem Gedicht über den Philosophen Hans-Georg Gadamer (1900–2002) hat der Lyriker Walter Helmut Fritz (geb. 1929) eine Haltung des Beobachtens und Schauens beschrieben, wie sie für seine eigene Dichtung typisch ist: Der Philosoph (wie auch der Dichter) suche eine „geistige Gespanntheit“, in der er „geduldig auf die Sprache des Anfangs horcht“. Diese ruhige Gelassenheit beim Blick auf die Phänomene und die Suche nach dem Anfang zeichnen auch Fritz’ Prosagedicht aus, das eine Lebensgeschichte auf wenige Zeilen zusammenzieht.

Das Kleinkind, das ins Leben hineinwächst, die Ausbildung der Charaktereigenschaften, die kleinen Freuden der Kindheit – all das wird hier lakonisch notiert. Und ebenso knapp wie die kindliche Sozialisation wird dann die Ausbildung des Selbstbewusstseins bis hin zur Größenphantasie einer Himalaya-Expedition („Gaurisankar“) benannt. Das gehört zu den schönsten Vorzügen der Poesie: Auf wenigen Verszeilen kann sie ein ganzes Leben ausbreiten.

Walter Mehring
… Und Euch zum Trotz – Paris 1934

Dass diese Zeit uns wieder singen lehre
Die guten Lieder eines bösen Spotts
– Selbst wenn uns Herz und Sinn danach nicht wäre –
Nur Euch zum Trotz!
(Nur Euch zum Trotz…!)

Und singen, bis es wider Euch sich kehre –
Und einen Keil treib in den groben Klotz!
Und dass es etwas uns die Brust entschwere!
Und uns zum Trost! Und Euch zum Trotz…

1934

aus: Walter Mehring: *Staatenlos im Nirgendwo. Chronik der Lustbarkeiten*. Hrsg. v. Christoph Buchwald. Claassen Verlag, Düsseldorf 1981

Nach seinen Anfängen in den Zirkeln der expressionistischen Bewegung und des Dadaismus entwickelte sich Walter Mehring (1896–1981) zu einem der scharfzüngigsten Kritiker der reaktionären und rassistischen Kräfte in der Weimarer Republik. Seine satirischen Bücher und polemischen Artikel in Zeitschriften wie der Weltbühne *gelangten nach Hitlers Machtergreifung sofort auf den Index der Nazis.*

Mehring entging nach dem Januar 1933 nur knapp der Verhaftung und emigrierte nach Frankreich. Dort spitzte sich die Lage im Jahr 1934 zu, als sich die Anhänger der linken „Volksfront“ in Scharmützel mit faschistischen Verbänden verstrickten. Mehrings Gedicht ist gleichsam mitten in dieser bürgerkriegsähnlichen Situation entstanden. Es handelt vom politischen Selbstbehauptungstrotz eines linken Dichters, der den Widerstandswillen der eigenen Genossen gegen den Ansturm der Reaktion mobilisiert.

Werner Bergengruen
Frage und Antwort

„Der die Welt erfuhr,
faltig und ergraut,
Narb an Narbenspur
auf gefurchter Haut,

den die Not gehetzt,
den der Dämon trieb –
sage, was zuletzt
dir verblieb.“

„Was aus Schmerzen kam,
war Vorübergang.
Und mein Ohr vernahm
nichts als Lobgesang.“

nach 1950

aus: Werner Bergengruen: *Mit tausend Ranken. Gedichte.* Zürich, Arche Verlag 1956

Die einst wirkungsmächtigen katholischen Schriftsteller der Nachkriegszeit sind heute, nach Eintritt in das 21. Jahrhundert, vollständig vergessen. Ein umstrittener Repräsentant christlich-humanistischer Überzeugungen war der Schriftsteller Werner Bergengruen (1892–1964), der Sohn eines baltendeutschen Arztes, der 1944, auf dem Höhepunkt der kriegerischen Verheerungen, sein Bekenntnis zur „heilen Welt“ und zum Aufgehobensein im katholischen Glauben formulierte.

Bergengruens unerschütterliche Überzeugung, dass man als Mensch von Gott „geführt“ werde und „sich dieser Führung getrost überlassen“ könne, manifestiert sich auch in diesem Gedicht aus dem Alterswerk des Autors. Die Frage des alt gewordenen Menschen nach dem, was als Summe des Daseins zurückbleibt, beantwortet der Text mit einer glühenden Confessio: Die Schmerzen einer Menschenexistenz sind vergänglich, am Ende bleibt immer die Lobpreisung Gottes.

Wilhelm Busch
Verzeihlich

Er ist ein Dichter, also eitel.
Und, bitte, nehmt es ihm nicht krumm,
Zieht er aus seinem Lügenbeutel
So allerlei Brimborium.

Juwelen, Gold und stolze Namen,
Ein hohes Schloss im Mondenschein
Und schöne höchstverliebte Damen,
Dies alles nennt der Dichter sein.

Indessen ist ein enges Stübchen
Sein ungeheizter Aufenthalt.
Er hat kein Geld, er hat kein Liebchen,
Und seine Füße werden kalt.

Um 1900

Über die Charaktereigenschaften seiner Spezies, des nach öffentlicher Beachtung hungernden Dichter-Clans, macht sich der pessimistische Bildergeschichtenerzähler, Zeichner und Dichter Wilhelm Busch (1832–1908) keine Illusionen. Zur Grundausstattung des Dichters gehören für ihn unzweifelhaft: Eitelkeit, Talent zur Lüge, Habgier, Vielweiberei und Simulation des Romantischen. Aber die dritte Strophe benennt dann lakonisch die Begrenzungen der Poeten.

In der letzten Strophe werden als Ingredienzien der realen Dichter-Existenz die Bild-Suggestionen aus Carl Spitzwegs zwischen 1839 und 1847 komponiertem Gemälde Der arme Poet aufgerufen. Der Dichter hockt in seiner ungeheizten Stube, er scheint verlassen von der Welt, und seiner romantisch erhitzten Phantasie von den „höchstverliebten Damen“ entspricht der Wirklichkeit ein eklatanter Mangel an denselben. Man geht nicht fehl, wenn man in dieser trostlosen Lagebeschreibung aus dem posthum veröffentlichen Band Schein und Sein (1909) ein Selbstporträt Buschs erkennt.

Wilhelm Klemm

Meine Zeit

Gesang und Riesenstädte, Traumlawinen,
Verblasste Länder, Pole ohne Ruhm,
Die sündigen Weiber, Not und Heldentum,
Gespensterbrauen, Sturm auf Eisenschienen.

In Wolkenfernen trommeln die Propeller.
Völker zerfließen. Bücher werden Hexen.
Die Seele schrumpft zu winzigen Komplexen.
Tot ist die Kunst. Die Stunden kreisen schneller.

O meine Zeit! So namenlos zerrissen,
So ohne Stern, so daseinsarm im Wissen
Wie du, will keine, keine mir erscheinen.

Noch hob ihr Haupt so hoch niemals die Sphinx!
Du aber siehst am Wege rechts und links
Furchtlos vor Qual des Wahnsinns Abgrund weinen.

Wilhelm Lehmann
Fallende Welt

Das Schweigen wurde
Sich selbst zu schwer:
Als Kuckuck fliegt
Seine Stimme umher.

Mit bronzenen Füßen
landet er an,
Geflecktes Kleid
Hat er angetan.

Die lose Welt,
Wird sie bald fallen?
Da hört sie den Kuckuck
Im Grunde schallen.

Mit schnellen Rufen
Ruft er sie fest.
Nun dauert sie
Den Zeitenrest.

1962

aus: Wilhelm Lehmann: *Gesammelte Werke in acht Bänden. Bd. 1: Sämtliche Gedichte.* Klett-Cotta, Stuttgart 1982

„Ist nicht jedes Gedicht von Rang, jedes wirklich gelungene, gültige Gedicht Natur-Lyrik?“ So zitiert der alte Wilhelm Lehmann (1882–1968) im Juni 1966 einen Bewunderer seiner Gedichte – und er bekräftig damit sein lyrisches Programm der Naturmagie. Die Lehmann-Exegeten nach 1968 haben dem Dichter vorgehalten, seine Anknüpfung an Goethes „Naturfrömmigkeit“ verbinde sich mit einer restaurativ orientierten Beschwörung der Wiederkehr des Immergleichen.

In Lehmanns spätem Gedichtband *Abschiedslust* (1962) findet sich diese raunende Evokation der „fallenden Welt“, ein Gedicht, das tatsächlich das Schicksal der Menschheit und der Welt an eine Kreatur der Schöpfung bindet – an den Gesang des Kuckucks. Die dritte und vierte Strophe schreiben dem mythisch überhöhten und gleich einer Skulptur modellierten Singvogel („Mit bronzenen Füßen / Landet er an“) sogar eine Funktion der Welten-Rettung zu. Der Untergang der Welt ist noch einmal abgewendet – der Kuckuck verleiht der Zeit und damit auch dem Menschengeschlecht Dauer.

Wolf Biermann
Eifersucht

Was maulst du mit mir und machst dich fremd
Wie'n Edelstein bist du versteinert
Ich fühl es: Dein großes Herz in der Brust
Ist schon um die Hälfte verkleinert
Geschrumpft! Ich hab bloß Sardana getanzt
Mit lauter fröhlichen Leuten
Und dass mir dies Weib an die Seite sprang
Das hat doch nix zu bedeuten
Der Schrecken hat dich noch hübscher gemacht
Ich weiß nicht Adresse noch Name
Mein Liebchen, ich hab nichts mit der! und will
Auch nichts von der feinen Dame
Das kenn ich von mir. Is'n Standard-Befund:
Die Eifersucht sucht ihn – und braucht gar kein' Grund

2002

aus: Wolf Biermann: *Die Gedichte und Lieder 1960 bis 2001*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003

Wolf Biermann, der 1936 in Hamburg zur Welt kam und 1953 aus der alten Bundesrepublik in die DDR übersiedelte, hat über Jahrzehnte zu den wechselnden Angelegenheiten des politischen Tagesgeschäfts in Songs und Gedichten stets kampflustig Stellung bezogen. Diese Haltung scheint inzwischen mit dem Interesse für Liebesgedichte in den Hintergrund getreten zu sein: „Ob Affenfelsen oder Barrikade, politische Arena oder Salon – die Liebe ist nun mal der Dreh- und Angelpunkt unseres Lebens, bei dem die abgeklärten Lebenskünstler wie auch die aufgeklärten Anfänger munter mitreden."

In der Shakespeare-Form des Sonetts erklärt ein Ich seine Unschuld. Doch möglicherweise lässt sich in der Form bereits die hohle Hülse entdecken, mit der erklärt wird, es sei nichts geschehen. Denn je heftiger das Ich hier seine Unschuld beteuert, umso mehr darf angenommen werden, dass die Beteuerungen das Gegenteil anzeigen.

Wolfgang Hilbig
träum dir

träum den traum dass der herbst bleibt und drinnen
meine hand mein mund voller herbst dass der sand
nichts sagt dass es nicht geregnet hat

aber träum nicht den traum dass ich dich nehme
träum von meinem mund meiner hand so schwer
wie ein schatten in deinem schoss

träum von einem dach da unsre schultern
ein dunkel niederduckt und schwärze träum dir
in die redende nässe des sandes

kurze zeit nur träum von dieser herbst-liebe
meine liebe ist wie luft die der wind
trägt mit blättern –

1970er Jahre

aus: Wolfgang Hilbig: *Werke I. Gedichte.* Hrsg. v. Jürgen Hosemann, Jörg Bong und Oliver Vogel. S. Fischer Verlag, 2008

Wolfgang Hilbig (1941–2007) war der seltene Fall eines Lyrikers und Erzählers, der nicht aus akademischen Kontexten in die Literatur geriet, sondern viele Jahre als Tagebauarbeiter und Heizer in den Braunkohlerevieren Sachsens gearbeitet hatte. Als Dichter nahm er noch einmal den hymnischen Tonfall seiner Vorbilder Rimbaud, Novalis und Hölderlin auf – und beschwor als „ungestalter gast aus dem schwarzen / und schimmernden landmeer“ die vergifteten Landschaften des Ostens.

Eine immerwährende Inspirationsquelle und zugleich ein unerschöpfliches Bilder-Depot von Hilbigs Poesie ist der Traum. In einer flutenden Phantasmagorie, in der sich das lyrische Ich gleichsam somnambul fortbewegt, wird hier der Augenblick einer sinnlichen Verschmelzung mit einem „Du“ evoziert. Die Repetitionen des Verbs „träum“ erzeugen in diesem sanft surrealistischen Herbst- und Liebes-Gedicht sofort eine große Suggestion, die den Leser in ihren Bann zieht.

Wolfgang Hildesheimer
Antwort

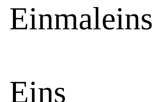
Ganz recht, ich sagte,
es sei nicht fünf vor
zwölf, es sei vielmehr halb
drei. Das war um halb
drei. Inzwischen ist es vier. Nur
merkt ihr es nicht. Ihr lest ein Buch
über Kassandra, aber ihre Schreie
habt ihr nicht gehört. Das war
um fünf vor zwölf. Bald ist es
fünf, und wenn ihr Schreie hört,
sind es die euren.

1983/84

aus: Wolfgang Hildesheimer: *Gesammelte Werke Bd. 7*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1991

In einem spektakulären Interview erklärte der deutsche jüdische Schriftsteller und Maler Wolfgang Hildesheimer (1916–1991) im Jahr 1983 seinen Abschied von der Literatur. Er sehe sich außerstande, so Hildesheimer damals, auf das „reale Grauen unserer Tage“ mit traditionellen literarischen Mitteln zu reagieren. Er versage sich das Weiterschreiben nicht nur angesichts der heraufziehenden planetarischen Katastrophe, sondern auch aufgrund der Gewissheit, dass die Literatur schon lange „das Ende der Fiktionen“ erreicht habe.

Nach seinem Rückzug von der Literatur beschränkte sich Hildesheimer auf die Arbeit an Collagen und anderen bildkünstlerischen Arbeiten – und auf einige wenige Texte und Gedichte, die wie das hier vorgestellte sein geschichtsphilosophisches Endzeitbewusstsein sehr lakonisch resümieren. Aus der alarmistischen Redewendung „Es ist fünf vor zwölf“ entwickelt Hildesheimer ein lyrisches Kabinettstück mit apokalyptischer Pointe.



Wolfgang Weyrauch
Einmaleins

Eins
ist keins,

zwei
ist vorbei,

drei
ist entzwei,

vier
ist nicht hier,

fünf
fällt in die Sümpf,

sechs
hat ein Gewächs,

sieben

keinen lieben,

acht
rennt in die Nacht,

neun
wirds bereun,

zehn
wird vergehn.

1963

aus: Wolfgang Weyrauch: *Atom und Aloe. Gesammelte Gedichte.* Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1987

Wolfgang Weyrauch (1907–1980) war einer der neugierigsten Lyrik-Pioniere, -vermittler und -Anthologisten der Nachkriegsliteratur. Gedichte verstand er als „Expeditionen“ in unbekanntes Gelände: jedes Gedicht sei ein „besonderer Atemzug“ und das Ergebnis einer Frage: „Das Gedicht besteht überhaupt bloß aus Fragen. Die Antworten fügt der Leser hinzu, falls er will, falls er kann.“

In seinen lyrischen Versuchsanordnungen probierte Weyrauch auch die Formen des Kinderverses und des spielerischen Abzählreims aus. In seinem 1963 publizierten Band *Die Spur* erfand er ein negativierendes „Einmaleins“: Die aus pädagogischen Motiven meist positiven

Sinngebungen des Abzählreims sabotiert er durch Konstatierungen des Scheiterns oder der Bedrohung. Das „Einmaleins" ist zugleich eine Mathematik menschlichen Unvermögens.

Yvan Goll
Gesichte von einem irren Europa

Gesichte von einem irren Europa:

Alle Milch des Kontinents schwärzte.

Die heilige Geis aß vom Donnerbusch
Die Beeren des dunklen Hasses
Und stärkte die müden Krieger
Die den gelben Hügel stürmten

Die Kühe kauten den schwarzen Klee
Der übernacht gewachsen
Auf den Hügeln der sieben Sorgen

Und deren Milch floss wie Quecksilber
In die Glieder der Heroen

aus: *100 Gedichte*. Hrsg. v. Barbara Glauert-Hesse. Wallstein Verlag, Göttingen 2003

Der Aktivisten des französischen Surrealismus hatten sich in den 1920er Jahren die Lizenz zur unbegrenzten und auch a-logischen Freiheit der lyrischen Bildfügung erteilt. Der Elsässer Yvan Goll (1891–1950), der sich schon vor den offiziellen surrealistischen Manifesten zum „Überrealismus“ bekannte, entwarf mit Vorliebe grelle Panoramen einer aus den Fugen geratenen Alltagswirklichkeit. Seine in den 1930er Jahren entstandene Vision eines „irren Europa“ erinnert an die biblische Erzählung von den „sieben Plagen“.

Die Offenbarung des Johannes beschreibt die „sieben Plagen der Endzeit“ als eine Folge unvorstellbarer katastrophischer Naturereignisse, in deren Verlauf die menschliche Spezies zugrunde geht. Im „irren Europa“ des Yvan Goll finden zwar auch Verfinsterungsprozesse statt, aber es gibt offenbar noch Möglichkeiten, der Apokalypse zu entkommen und sich „auf den Hügeln der sieben Sorgen“ in einer Art neuer Normalität einzurichten.

Dichtung

Lyra

Poesie

Poesie

Lyrik

Epos

lyrisch

Wortkunst

Poem